



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

### Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

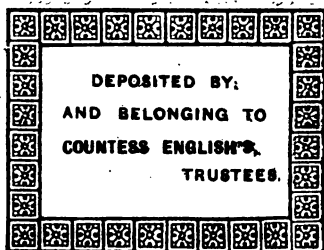
We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

### About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>





DEPOSITED BY:  
AND BELONGING TO  
COUNTESS ENGLISH'S  
TRUSTEES.



Vet. Ger. III B. 976









*J. W. Ward sculp.*

**GENOVESA.**

**Sch**

**Verfasser**

**Thirop**

**Originalausgabe von**

**Dreizeh** **Bändchen.**



**Gesammelte**  
**Schriften**

des

**Verfassers der Oesterreicher,**


**Christoph von Schmid.**

---

**Originalausgabe von letzter Hand.**

---

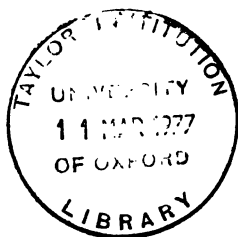
**Dreizehntes Bändchen.**



**Augsburg,**

**Verlag der J. Wolffschen Buchhandlung.**

**1843.**



# Genovefa.

1.





## Erstes Kapitel.

**Genovefa wird Grafen Siegfrieds Gemahlin.**

**G**enovefa, die heilige Pfalzgräfin, wurde vor vielen Jahrhunderten geboren, und lebte zu einer Zeit, die für unser deutsches Vaterland sehr erfreulich und segensvoll war. Die Morgenröthe des Evangeliums hatte bereits die Finsternisse des Heidenthums in Deutschland zerstreut. Die sanfte Lehre Jesu fing an, die rauhen Sitten unsrer tapfern Voreltern sehr zu mildern. Selbst der rauhe, ungebauete Boden gewann unter der fleißigen Hand der ersten Verkünder des Christenthums eine freundlichere Gestalt, und die unermesslichen Waldungen mußten reichen Kornfeldern und blühenden Gärten Raum machen. Viele deutsche Fürsten freuten sich des zweifachen Segens, den die christliche Religion über ihre Länder verbreitete, und wetteiferten, dieser Lehre vom Himmel zu huldigen.

Unter diesen Fürsten war nun auch Genovefas Vater, der Herzog von Brabant. Wegen seiner

hohen Tapferkeit und seines kühnen Muthes in Schlachten wurde er allgemein bewundert; wegen seines chrisflichen Sinnes, seiner thätigen Liebe zu den Menschen, und seiner unverbrüchlichen Rechtsschaffenheit allgemein verehrt und geliebt. Seine Gemahlin, die Herzogin, war ihm an edlen Gesinnungen vollkommen gleich, und mit ihm nur Ein Herz und Eine Seele. Genovesa war die einzige Tochter des fürstlichen Ehepaars, und wurde von beiden Eltern unaussprechlich geliebt und vortreflich erzogen.

Genovesa zeigte schon als Kind einen sehr hellen Verstand, ein sehr edles, gefühlvolles Herz, und ihr ganzes Betragen war ungemein sanft, sittsam und liebenswürdig. Wann die Herzogin, nach den Sitten damaliger Zeit, am Spinnrocken saß, setzte die kleine Genovesa, als ein Kind von fünf Jahren, sich auf einen kleinen zierlichen Schemmel zur Mutter, faßte ausnehmend geschickt die Spindel, und wußte mit ihren zarten Fingern bald die reinsten Fäden zu drehen. Während des Spinnens that sie allerlei sinnreiche Fragen, gab auf jede Frage eine treffende Antwort, und sprach jedes Wort überaus sanft, deutlich und bedachtsam aus. Wer sie nur sah, gerieth in Erstaunen und sagte, aus diesem Kinde müsse einmal etwas Außerordentliches werden. Wann sie in einem Alter von zehn bis zwölf Jahren mit ihren herzoglichen Eltern

zur Kirche kam, und in ihrer einfachen, weißen Kleidung zwischen Vater und Mutter, in dem mit scharlachrothem Tuche bedeckten Betstuhle, vor dem Altare kniete; so glich sie mit ihrem lieblichen, innig frommen Gesichte, ihren Wangen, auf denen das reinste Roth der Unschuld blühte, ihren langen goldenen Locken, und mit ihren hellen, blauen Augen, die sie bald voll Andacht zum Himmel erhob, und bald wieder voll Anbetung zur Erde senkte, einem Engel des Himmels. Als ein wahrer Engel des Trostes erschien sie in der Hütte der Armuth. Sie brachte den armen Kindern Kleidungsstücke, die sie selbst gefertigt hatte, und gab den Müttern manches Goldstück, das ihr der Herzog zu ihrer eigenen Kleidung und ihrem Puze geschenkt hatte. Mit einem reichgefüllten Körbchen am Arme eilte sie, oft schon am frühen Morgen, oder noch am späten Abende, zu den Kranken, und brachte ihnen erquickende Speisen. Manche kostbare Baumfrucht, die damals in Deutschland noch eine Seltenheit war, ersparte sie an ihrem Munde, um Kranke damit zu laben. Als erwachsene Jungfrau war sie recht das Bild der Unschuld und Schönheit, und alle fromme Mütter stellten ihren Kindern das herzogliche Fräulein als ein Beispiel der Frömmigkeit, der Sittsamkeit, des Fleißes und jeder liebenswürdigen Tugend vor.

Graf Siegfried, ein sehr tapferer Ritter, von

hohem, edlen Sinne und Aussehen, rettete dem Herzoge in der Schlacht das Leben. Der Herzog brachte ihn mit sich aus dem Felde nach Hause, gewann ihn bald so lieb, als wäre er sein eigener Sohn, und gab ihm seine Tochter zur Gemahlin. Als der Morgen anbrach, an dem Genovesa mit ihrem Gemahl abreisen sollte, da blieb in der ganzen herzoglichen Burg und weit umher in der Gegend kein Auge trocken. Genovesa zerfloß beinahe in Thränen.

Der ehrwürdige Vater schloß sie noch einmal in seine Arme, benetzte sie mit Thränen, und sprach: „So zieh denn hin, meine Tochter! Ich und deine Mutter sind alt. Wir bleiben Beide zurück, und wissen nicht, ob du unser Angesicht je noch einmal sehen wirst. Aber Gott zieht mit dir, und überall, wo du nur hinkommst, ist Er bei dir. Habe Ihn stets vor Augen und im Herzen, wie du dies von deinen Eltern gelernt hast, und weiche nie ein Haar breit, weder zur Rechten noch zur Linken, von seinen Wegen ab; dann dürfen wir wegen deiner unbekümmert seyn, und können einst getrost sterben!“

Hierauf umfaßte die Mutter sie mit zitternden Armen, und konnte vor Weinen und Schluchzen kaum die Worte hervorbringen: „Lebe wohl, Genovesa, und Gott begleite dich! — Ach, ich weiß nicht, was über dich verhängt seyn wird, und das

Herz ist mir von allerlei trüben Ahnungen schwer! Aber du warst immer eine gute Tochter, warst unsre größte Freude auf Erden, und betrübtest uns nie — o bleibe ferner gut. Thue nie etwas, dessen du dich vor Gott und deinen Eltern schämen müßtest! Noch einmal, bleibe du gut — dann ist Alles gut! Und sollten wir uns auch auf Erden nie mehr sehen, so sehen wir uns dann doch in dem Himmel gewiß wieder!“

Nun wandten sich beide Eltern noch zu dem Grafen, und sagten: „O Sohn! so nimm sie denn hin. Sie ist unser kostbarstes Kleinod. Sie ist deiner werth. Behalte sie lieb, und ersetze nun du ihr — Vater und Mutter.“ Graf Siegfried versprach alles, und kniete mit Genovefa nieder, den väterlichen und mütterlichen Segen zu empfangen.

Jetzt trat Hildolf, der Bischof, der Genovefa mit dem Grafen Siegfried vermählt hatte, und noch zugegen war, näher. Er war ein frommer, ehrwürdiger Greis mit schneeweißen Haaren und noch blühendrothen Wangen. Auch er segnete Beide, und sprach noch besonders zu Genovefa: „Weinet nicht, edle junge Frau! Gott hat Euch ein großes Glück zugebracht — allein anders, als Alle hier denken. Es wird aber der Tag kommen, da alle, die hier gegenwärtig sind, Gott mit Freudenthränen dafür danken werden. Gedenkt dieser meiner Worte, geliebte Tochter im Herrn, so bald Euch

etwas Außerordentliches begegnen wird — und der Herr sey mit Euch."

Bei diesen Worten des frommen, gottesfürchtigen Greises ergriff alle Umstehende eine leise Ahnung bevorstehender, außerordentlicher Schicksale, und die allgemeine Behmuth verwandelte sich in stumme, vertrauensvolle Anbetung Gottes und seiner heiligen Vorsehung. Der Graf half hierauf seiner schmerzlich weinenden jungen Gemahlin, deren Wangen einer mit Thau benetzten Lilie glichen, auf das für sie bereit stehende, prächtig gezierte Reispferd, schwang sich dann selbst auf sein Ritterroß, und Beide zogen, unter einer zahlreichen Begleitung von Rittern, Edelknechten und Reifigen fort.

---

## **Zweites Kapitel.**

**Graf Siegfried zieht in den Krieg.**

Das Schloß des Grafen, Siegfriedsburg genannt, lag hoch auf Felsen, zwischen den zwei herrlichen Flüssen, dem Rhein und der Mosel, in einer schönen, anmuthsvollen Gegend. Als der Graf mit seiner jungen Gemahlin sich dem Schloßthore näherte, standen schon alle seine Diener und Unter-

thanen — Männer und Weiber, Jünglinge, Jungfrauen und Kinder — in ihrem besten Schmucke bereit, das edle Brautpaar zu empfangen. Die Schloßspforte war mit grünem Laubwerke und mit Blumen geziert, und auch der Weg mit Blumen und frischen Blättern bestreut. Aller Augen waren auf Genovesa gerichtet; alle waren voll Neugierde, ihre neue Gebieterin zu sehen. Als sie dieselbe nun näher erblickten, ergriff alle Ein Erstaunen. Denn da Genovesas Angesicht ganz der Spiegel einer reinen, wohlwollenden, himmlischgesinnten Seele war, so hatte es wirklich etwas Himmlisches, und schien von überirdischer Schönheit.

Genovesa stieg ab, und grüßte alle aufs reichste und mit den holdseligsten Worten. Sie rebete vorzüglich mit den Müttern, die mit ihren Kindern auf dem Arme und an der Hand, umherstanden, so freundlich, und beschenkte die Kinder, nach deren Namen und Alter sie gütig fragte, so reichlich, daß Mütter und Kinder entzückt waren. Als aber der Graf überdies noch — wie er versicherte, auf Genovesas Bitte — den Kriegern und Dienern für einen Monat doppelte Löhnung, den Unterthanen auf ein Jahr Erlass an den Abgaben, und den Hausarmen eine reiche Gabe an Getreide und Holz ankündigte; da brachen alle in lauten Jubel aus, vergossen Freudenthränen, priesen sich und den Grafen glücklich, und tausend fromme



Wünsche für das junge Ehepaar stiegen zum Himmel. Sogar den alten Kriegern des Grafen, die ihrem Herrn zu Ehren, in schimmernder Rüstung, das Schwert an der Seite und den Speiß in der Faust, mit ernstem Gesichte unbeweglich dastanden, flossen die hellen Zähren über die rauen Bärte.

Siegfried und Genovesa lebten in der seligsten Eintracht. Allein diese Seligkeit währte nur wenige Wochen. Eines Abends spät nach Tische, da man schon das Licht angezündet hatte, saßen Beide vergnügt in dem gewöhnlichen Wohnzimmer. Genovesa spann und sang, und Siegfried begleitete ihren Gesang mit der Laute. Da hörten sie plötzlich draußen vor dem Schlosse kriegerische Trompeten. „Was gibts?“ rief der Graf seinem Stallmeister entgegen, der eben eilends hereinkam. „Krieg!“ antwortete dieser. „Die Sarazenen sind aus Spanien in Frankreich eingebrochen, und drohen alles durch Feuer und Schwert zu verheeren. Zwei Ritter sind so eben mit Befehlen vom Könige angekommen. Wir sollen, wenns möglich ist, noch diese Nacht aufbrechen, um unverzüglich zum Heere des Königs zu stoßen.“ Der Graf eilte sogleich hinunter, bewillkommte die Ritter, und führte sie herauf in den großen Rittersaal. Die erschrockene Gräfin eilte zur Küche, Anstalten zur Bewirthung der Ritter zu machen. Der Graf brachte die ganze Nacht mit Kriegsanstalten, Aussendung der Boten

an seine Kriegsleute in der Gegend umher, und mit Anordnungen für seine Abwesenheit zu. Alle Ritter der Nachbarschaft kamen auf seinem Schlosse zusammen, und das ganze Schloß wiederhallte vom Getöse der Waffen, den Fußstritten geharnischter Männer, und dem Klirren der Sporne. Die Gräfin war die ganze Nacht beschäftigt, so viele Leute zu bewirthen, und Kleidungsstücke und allerlei andere Sachen, die der Graf für die Reise nöthig hatte, sorgfältig zusammen zu packen. Mit Anbruch des Tages waren alle Ritter, vollständig gerüstet, in dem Saale versammelt, und der Graf stand, vom Haupte bis zu den Füßen in Eisen gehüllt und einen wallenden Federbusch oben auf dem Helme, in ihrer Mitte. Unten in dem Schloßhofe hatten Reiterei und Fußvolk sich bereits wie in Schlachtordnung aufgestellt, und warteten seiner.

Genovesa trat nun in den Saal, und überreichte ihrem Gemahl, nach den Sitten der Ritterzeit, Schwert und Lanze. „Führe diese Waffen für Gott und Vaterland — zum Schutze wehrloser Unschuld und zum Schrecken übermüthiger Verbrecher!“ sprach sie, und sank ihm dann bleich, wie das weiße Tuch, das sie in der Hand hielt, in die Arme. Bange Ahnungen künftiger Leiden, die sie aber jetzt sich noch nicht deutlich zu machen wußte, erfüllten ihr Herz. „Ach, Siegfried! wenn du nicht mehr zurückkehrtest!“ seufzete sie, und verbarg ihr

Angeſicht in ihr Tuch. „Sey getroſt, Genoveſa!“ ſprach der Graf. „Wider den Willen Gottes ſtreckt mich keiner zur Erde hin. Ueberall ſind wir in Gottes Hand. Wir ſind zu Hauſe dem Tode ſo nahe, als auf dem Schlachtfelde, und nur Seine Hand iſt's, die ihn jeden Augenblick von uns abhält. Unter Seinem Schutze ſind wir mitten in der blutigſten Schlacht ſo ſicher, als ſonſt in unſrer Burg. Gott iſt der Gott der Kriegsheere, und eine feſte Burg. Wer Gott fürchtet, der hat ſonſt nichts zu fürchten. Darum kümmerge dich nicht, liebes Weib, und ſey meiner wegen ruhig. — Die Obſorge über dich, und über das Schloß und die Graſſchaft, habe ich, nächſt Gott, meinem treuen Hausmeiſter hier übergeben. Er iſt von nun an Burgvogt und Verwalter meiner Beſitzungen. Und nun empfehle ich dich dem Schutze des Höchſten! Lebe wohl, gedenke meiner, und bete für mich.“

Genoveſa begleitete ihn die ſteinerne Wendeltreppe hinab, und alle Ritter folgten. Sobald ſie aus der Schloßpforte in den Schloßhof traten — da tönten die Trompeten, da blißten die geſchwungenen Schwerter in der eben aufgegangenen Morgenſonne, den Grafen zu begrüßen. Er ſchwang ſich auf ſein Roß, blickte Genoveſen noch einmal freundlich an, und ſprengte, um ſeine hervorbrechenden Thränen zu verbergen, eilends davon, und mit einem Getöſe, das dem Donner glich, ſprengten die

Ritter und Reiterknechte über die zitternde Zugbrücke des Schlosses hinter ihm drein. Genovefa sah von dem Thurne dem Zuge nach, bis er aus ihren Augen verschwand — verschloß sich dann auf ihr Zimmer, sich auszuweinen, und genoß beinahe den ganzen übrigen Tag keinen Bissen.

---

### Drittes Kapitel.

Genovefa wird unschuldig angeklagt.

Genovefa lebte nach der Abreise des Grafen auf ihrem Schlosse in der tiefsten Stille. Einn der röthliche Morgen über den Tannenwäldern aufging, fand er sie schon an ihrem Fenster bei der Arbeit sitzend, und manche Thräne floss, wie Thau, auf die Blumen, die sie stickte. Sobald das helle Messglöcklein tönte, eilte sie zur Schloßkapelle, und flehte mit Inbrunst für das Wohl ihres Gemahls. Nie sah man ihren Kirchenstuhl während des Gottesdienstes leer, und auch manche Nachmittagsstunde brachte sie einsam dort zu. Sie versammelte die Mädchen des Dorfes, das unten am Schloßberge lag, um sich her, unterrichtete sie im Spinnen und Nähen, und erzählte ihnen unter der Arbeit mancherlei Schönes. Wie sie von Kindheit

an eine Freundin der Armen und Kranken gewesen, so war sie nun eine wahre Mutter derselben. Da war kein Dürftiger, dem sie nicht Arbeit und Verdienst gab, und wo nur ein Kranker war, da besuchte sie ihn in seiner Hütte, und ihre Freundlichkeit und holde Beredsamkeit machte ihm die bittersten Arzneien süß. Am Abende spann sie im Kreise der Mägde; und oft noch spät in der Nacht, wenn der Mond in die hohen Fenster schien, saß sie in dem einsamen Zimmer, spielte auf der Laute, und sang ein frommes Lied dazu. In dem ganzen Schlosse aber hielt sie, so viel es in ihrer Macht stand, auf gute Ordnung und reine Sitten, und duldete an ihren Untergebenen durchaus nichts Unrechtes.

Der Hausmeister, dem der Graf alles das Seinige übergeben hatte, hieß Solo. Er war ein feiner, wohlgebildeter Mann, und wußte durch seine schmeichelhaften Reden und durch sein gefälliges Betragen beinahe Jedermann für sich einzunehmen. Allein er war ein Mann ohne Gottesfurcht und Gewissen. Sein Vorthail und sein Vergnügen gingen ihm über alles. Ob das, was er that, gut und recht sey, das kümmerte ihn gar nicht — wenn es ihm nur nützlich oder angenehm war. Sogleich nach der Abreise des Grafen fing er daher an, den gebietenden Herrn zu spielen. Er kleidete sich prächtiger als der Graf, gab große Tafeln,

stellte jeden Tag eine andere Lustbarkeit an, und verschwendete so die Güter seines Herrn. Dabei begegnete er den alten, treuen Dienern des Grafen übermüthig, brach auch dem geringsten Tagewerker an dem wohlverdienten Lohne ab, und ließ keinem Armen auch nur Einen Bissen Brod zukommen. Nur gegen Genovesa hatte er bisher immer die tiefste Ehrerbietigkeit gezeigt, und seine Freundlichkeit und Dienstfertigkeit gegen sie war ohne Grenzen. Genovesa begegnete ihm immer mit Ernst und Würde, sprach nur mit ihm, was unumgänglich nothwendig war, und erinnerte ihn immer nur an seine Pflicht. Anfangs schien er ihr zu gehorchen, und suchte seine Fehler vor ihr auf das sorgfältigste zu verheimlichen, oder doch zu entschuldigen. Allein nach und nach wurde er immer kühner und zuletzt so unverschämt, daß er ihr die schändlichsten Anträge machte, die man einer ehrliebenden Frau oder Jungfrau nur immer machen kann. Sie wies ihn mit allem dem Abscheu und Unwillen ab, den er verdiente — und er fing nun an, sie grimmig zu hassen, und beschloß, sie zu verderben.

Genovesa, die nichts Gutes ahnete, schrieb an den Grafen, schilderte den Solo ganz der Wahrheit gemäß, und schloß mit der flehentlichen Bitte, diesen gefährlichen Menschen zu entfernen. Der Küchenmeister des Grafen, der ein sehr redlicher

Mann war, nichts als das Beste seiner Herrschaft suchte, und sich den bösen Anschlägen des Solo, so gut er konnte, widersetzte, hieß Drako. Dieser übernahm es, den Brief der Gräfin durch einen eigenen vertrauten Mann heimlich an den Grafen zu senden. Allein dem listigen Solo war dies nicht verborgen geblieben. In dem Augenblicke, da Genovesa dem Drako morgens frühe auf ihrem Zimmer den Brief übergab, stürzte Solo mit gezücktem Schwerte herein, stieß den unschuldigen Drako vor ihren Augen nieder, und erhob ein fürchterliches Geschrei. Alles im Schlosse lief eilends zusammen, sah die Gräfin, entsetzt und sprachlos von Schrecken, in einen Sessel gesunken, und den guten Drako in seinem Blute zu ihren Füßen liegen; und Solo brachte nun gegen die edle, schuldlöse Gräfin solche schändliche Lügen vor, daß alle Knechte und Mägde im Schlosse darüber errötheten. Hierauf schickte er sogleich einen Boten mit lügenhaften, verläumerischen Briefen an den Grafen ab, klagte Genovesa, die frommste und unschuldigste der Frauen, als ein treuloses, ehrvergeßenes Weib an, und ließ sie indeß in den tiefsten Thurm des Schlosses werfen.

Solo kannte die Gemüthsart seines Herrn genau. Er wußte, daß der Graf zwar sehr edelgesinnt, gerecht, mitleidig und großmüthig sey; allein daß er bei allen seinen vortrefflichen Eigenschaften

seine Neigung zum schnellen, auffahrenden Born; zur Empfindlichkeit und Eifersucht nicht zu beherrschen wisse. „Und,“ sagte der Oberwacht, „eine einzige unbeherrschte Neigung eines sonst auch noch so trefflichen Mannes gleicht dem Stinge in der Nase des Ochsen. Man kann ihn dabei führen, wohin man nur will.“ Wolo rechnete daher schon darauf, im ersten Anfaße von Born werde der Graf wohl gar Befehl geben, die Gräfin zu er-  
werden.

## Viertes Kapitel.

### Genovefa im Gefängnisse.

Der Thurm, der zu Gefängnissen für Uebelthäter bestimmt war, und den das Volk nur den Armenfünderthurn nannte, war der fürchterlichste unter den Thürmen des Schlosses. Genovefa konnte nie ohne geheimen Schauer und ohne herzliches Mitleid mit den armen Gefangenen daran vorbei gehen. Und zu unterst in diesem Thurne lag sie nun selbst! Ihr Gefängniß war so kalt, dumpf und schauerlich, wie ein Todtengewölbe. Die Mauern waren schwarzgrau, und von der Feuchtigkeit an vielen Stellen grün angelaufen. Der Boden war



mit rothen Ziegelsteinen gepflastert. Sie schien die Sonne dahin, wie der freundliche Mond. Das wenige Tageslicht, das durch ein kleines, schwarzes Eisengitter einfiel und Genovesas blendendweißes Gewand erhellte, diente gleichsam nur dazu, die Schrecknisse dieses fürchterlichen Ortes sichtbar zu machen. Bitternd von Angst und Schrecken und fast betäubt von Schmerz und Betrübnis, saß sie auf einem Lager von Stroh. Neben ihr stand ein irdenes Krüglein mit Wasser, und ein wenig rauhes, schwarzes Brod war all ihre Nahrung.

Sobald sie aber von der ersten Betäubung des Schreckens und Schmerzens sich erholt hatte, da faltete sie mit glühender Inbrunst ihre Hände, blickte zum Himmel auf und betete, heiße Thränen vergießend: „O Du guter Vater im Himmel! Hier sitz' ich tief unter der Erde, und blicke auf zu Dir. Ich bin jetzt ganz verlassen. Ich habe Niemand mehr, als Dich. Kein mitleidiges Auge sieht meinen Jammer. Meine Stimme erreicht keines Menschen Ohr. Aber Du siehst meine Thränen; Du hörst meine Seufzer! Du bist ja überall zugegen. Du bist auch hier an diesem dunkeln Orte. Mein Vater und meine Mutter wissen nichts von mir, und mein Gemahl ist weit von mir entfernt. Die liebevolle Hand aller meiner Freunde kann mir nicht helfen. Aber Dein Arm ist nicht verkürzt. Du kannst mein Kerkerthor:

austhun. O erbarme Du Dich meiner, bester Vater!"

Ihre Augen und Wangen wurden von vielem Weinen nach und nach ganz wund. Manchmal aber saß sie vor großer Betrübniß wie starr und ohne Thränen da. „O wie glücklich," sprach sie einmal, „sind doch die ärmsten Menschen in Vergleich meiner! Sie sehen doch den schönen blauen Himmel und die lieblichen grünen Wiesen. O daß ich anstatt einer herzoglichen Prinzessin ein armes Hirtenmädchen, oder anstatt einer Gräfin eine Tagelöhnerin wäre — wie wohl wäre mir da! Ach, mir ist Alles genommen, und ich habe gar nichts mehr! Sogar die Sonne, die für Alle ist, leuchtet nur für mich nicht mehr! Doch," fuhr sie fort und ihre Thränen flossen wieder, „Du bist ja noch mein, o Gott! O so sey denn Du meine Sonne! Ja, sobald ich Deiner gedenke, so wird es wieder hell in meiner Seele, und mein von Jammer, wie von einem tödtlichen Froste, erstarrtes Herz thauet wieder auf zu Thränen!"

Sehr oft kamen ihr die Worte des ehrwürdigen Bischofs zu Sinne. „Das also," rief sie einmal jammernd, und blickte in ihrem Gefängnisse umher, „das ist also das Glück, das du mir verhießest, frommer Mann? Hinter einer Pforte von Blumen wartete dieser dunkle Kerker auf mich!" — „Doch," sprach sie getrost, „da Du, o Gott! mich

in dieses Gefängniß kommen ließeſt; ſo muß es für mich ſo gut ſeyn. Ja, Du ſendeſt die Leiden nur aus Liebe. Sie ſind nur verkleidete Wohlthaten. Unter dem Unglücke iſt lauter Glück und Segen verborgen, wie Deine Hand in die bittere Schale mancher Frucht einen ſüßen Kern verſchloß. So will ich denn dieſes Leiden von Deiner Vaterhand getroßt annehmen. Nur auf Dich will ich ſehen, und nicht über meinen Verfolger klagen. Du wiſſeſt es ſo — nun Herr, hier bin ich! Mach' es mit mir, wie Du wiſſeſt; nur gib mir Deine Gnade! Gegen Deinen Willen kann mir kein Haar gekrümmt werden.“

Nachdem ſie ſo gebetet hatte, empfand ſie großen Troſt. Es war ihr nicht anders, als ſagte eine Stimme in ihrem Innerſten: „Sey gutes Muths, Genoveſa! Du muſt zwar noch Vieles leiden, aber aus allen deinen Leiden errettet dich der Herr! Du biſt zwar jetzt in den Augen der Menſchen eine Uebelthäterin, aber deine Unſchuld wird einſt doch noch heller glänzen, als die Sonne.“ Und hierauf verfiel ſie in einen erquickenden Schlummer.

---

## Fünftes Kapitel.

### Genovefa wird im Gefängnisse Mutter.

Genovefa saß mehrere Monate lang im Gefängnisse. Diese lange Zeit kam kein Mensch zu ihr, als Solo, der ihr seine schändlichen Anträge ohne Aufhören wiederholte, und ihr nur unter dieser Bedingung eine Ehrenerklärung und die Befreiung aus dem Gefängnisse versprach. Allein Genovefa sprach zu ihm: „Lieber vor den Menschen ehrlos scheinen, als es in der That seyn. Lieber zu unterst in diesem Thurme verschmachten, als mich durch eine Uebelthat auf einen Königsthron erschwingen!“

Ihr Leiden wurde indeß noch größer. Bald nach der Abreise ihres Gemahls war sie zu der entzückenden Gewißheit gelangt, Mutter zu werden. Dieser Augenblick war jetzt da — und sie wurde Mutter eines Sohnes. „O du liebes Kind!“ sprach sie, und drückte es mit zitternden Armen an sich, „so bist du denn da! Und in diesem fürchterlichen Orte erblickst du die Welt! O komm her an mein Herz, daß ich dich erwärme! Ach, deine arme Mutter hat nicht einmal eine Windel, dich darein zu wickeln. Kein Mensch reicht ihr auch nur einen Köffel voll warmer Suppe — ach wie könnte deine kranke, abgeehrte Mutter dich ernähren! In diesem schauerlichen Aufenthalte hier ist nicht einmal

ein anderes Plätzchen, wo ich dich hinlegen könnte, als moderndes Stroh und das harte, kalte Steinpflaster hier. Unter diesem finstern, feuchten Gewölbe, von dem ohne Unterlaß das Wasser herabtröpfelt, mußt du vor Nässe und Kälte ja umkommen. O ihr Steine da oben, was beneht ihr mein liebes Kind mit diesem herabfallenden Tropfen? Seyd ihr auch so unbarmherzig, wie die Menschen? Doch nein, verzeiht mir! Ihr stummen Mauern habt mehr Gefühl. Ihr könnet mein und meines Kindes Elend nicht mehr ansehen, und trauert und weinet mit mir."

Hierauf blickte sie zum Himmel auf, hielt ihr Kind mit zitternden Armen empor, und sagte unter Thränen: „O Gott! Du hast mir dieses Kind geschenkt! Du hast ihm das Leben gegeben! Deine Gabe ist es! Dir gehört es an. Dir soll es auch ganz gewidmet seyn! Ja," fuhr sie fort, „daß sey mein erstes Geschäft, daß ich es Dir weihe. Ich kann es nicht zu Deinem heiligen Tempel senden. Aber Du bist ja auch hier zugegen — und wo Du bist, da ist Dein Tempel. Es ist keine freundliche Hand hier, die es aus der Taufe hebe, kein Priester, der den Vater und Taufpathen an seine Pflichten erinnere. So will denn ich, deine Mutter, die Stelle des Taufpathens, Vaters und Priesters zugleich vertreten. Ich gelobe Dir denn hier feierlich, o Gott — wenn Du anders mich und

mein Kind noch so lange wirst leben lassen — dieses Kind in dem heiligen Glauben an Dich, o Vater, an Deinen Sohn und an Deinen Geist, in der Erkenntniß Deiner und in der heiligen Liebe zu Dir und zu allen Menschen zu erziehen, und es als ein theures, anvertrautes Kleinod vor dem Bösen zu bewahren, damit ich es Dir an jenem Tage rein und unbefleckt von Sünden und Lastern zurückgeben, und in meiner Rechenschaft vor Dir bestehen möge.“ Nun betete sie noch lange stille, griff dann nach dem Wassergeschirre, und taufte das Kind, und gab ihm den Namen Schmerzenreich. „Denn,“ sagte sie, „unter Schmerzen und Thränen kamst du zur Welt. Schmerzenreich soll daher dein Taufnamen, und die Thränen deiner Mutter sollen dein Eingebinde seyn!“

Hierauf wickelte sie das Kind in ihre Schürze, und legte es in ihren Schooß. „So,“ sagte sie, „hier in meinem Schooße soll deine Wiege seyn.“ Dann blickte sie wehmüthig auf das kleine Stüchlein harten, schwarzen Brodes neben ihr, und sagte: „Das, du armes Kind, das soll also künftig deine Nahrung seyn! Es ist wohl hart und rauh, und reicht für mich kaum zu; aber sey getrost, die Thränen deiner Mutter sollen es erweichen, und unter Gottes Segen ist es für dich und mich genug!“ Sie kante das harte Brod klein, und ernährte ihr Kind damit.

Als das Kind einmal sehr sanft in ihrem Schooße schlief, da neigte sie sich über dasselbe, und seufzte: „O Gott! blicke doch herab auf dieses arme Kind hier in meinem Schooße! Ach, eine Blume würde in diesem dunkeln, kalten Gewölbe, ohne Sonnenlicht und Wärme, ohne erfrischende Luft, bald Glanz und Farbe verlieren, und bleich und fiedch werden! Ach, wie könnte mein Kind, dieses zarte Pflänzchen hier gedeihen! O Gott, laß es doch nicht so elend umkommen! O wie liebe ich es, wie gerne gäbe ich für dieses holde Kind mein Leben! Aber Du liebest es noch mehr, als ich; Du liebest mich und alle Menschen mehr, als eine Mutter ihr Kind. Ja,“ sagte sie mit lauter, bewegter Stimme, „Du hast es ja selbst gesagt: Und wenn eine Mutter ihres Kindes vergessen könnte, so will Ich doch deinet nicht vergessen.“

Als Genovefa so laut sprach, erwachte das Kleine, und lächelte das erste Mal freundlich gegen die Mutter. Genovefa lächelte auch — das erste Mal in ihrem Gefängnisse. „Und du lächelst, liebes Kind?“ sagte sie, und drückte es an ihr Herz. „Du achtest der Schrecknisse dieses Ortes nicht? Ja, lächle nur! Dein Lächeln sagt mir mehr, als tausend Worte. Es ist mir, als wolltest du sagen: Mutter, weine nicht und sey fröhlich! Du bist wohl arm, aber Gott ist reich. Du bist hülflos, aber Gott ist ein mächtiger Helfer. Du liebst mich

wohl recht, aber Gott liebt dich und mich noch mehr! Ja, lächle nur, liebeß Kind, lächle! So lange du lächelst — kann deine Mutter nicht mehr weinen!"

Nach einigen Tagen kam Solo wieder. Mit wilhem, verstörtem Gesichte trat er vor sie. „Nun hab' ichs einmal genug!" sagte er. „Wenn ihr eine Märrin bleiben, und Eure Jugendgrillen nicht aufgeben wollet, so erbarmt Euch doch wenigstens Eures Kindes. Denn wenn Ihr nicht nach meinem Willen leben wollt, so müßt Ihr — Gott strafe mich! — sterben, und Euer Kind dazu."

Genovefa antwortete ruhig und ohne Furcht: „Lieber tausendmal sterben, als in Etwas willigen, über das ich mich vor Gott, meinen theuren Eltern, meinem Gemahle und allen guten Menschen schämen müßte." Solo warf ihr einen wüthenden Blick zu, wandte sich voll grimmigen Bornes um, und schlug die eiserne Thür mit einer Gewalt hinter sich zu, daß die Grundfesten des Kerkers zu wanken schienen, und das donnernde Getöse noch lange in dem Gewölbe nachhallte.

---



## Sechstes Kapitel.

### Genovesa erhält Nachricht von ihrem nahen Tode.

Um Mitternacht klopfte auf einmal Jemand an dem kleinen Fensterlein des Gefängnisses. „O liebe Gräfin, wacht Ihr noch?“ rief eine leise, klägliche Stimme. „O was muß ich Euch sagen! Ach Gott, ach Gott! Ich kann vor Weinen fast nicht reden. Ach der gottlose Solo! Gott strafe ihn, und werfe ihn in die unterste Hölle — den verruchten Bösewicht.“

„Wer bist du denn?“ fragte Genovesa, stand auf, und ging an das Eisengitter hin.

„Des Thurmwächters Tochter!“ antwortete die Stimme. „Wißt Ihr, die Bertha, die schon so lange krank ist, und der Ihr in ihrer Krankheit so viel Gutes gethan habt. Ach, ich habe Euch so lieb, und möchte mich Euch doch gerne dankbar bezeigen. Aber ach! ich bringe Euch eine schreckliche Nachricht. Diese Nacht noch müßt Ihr sterben. Der Graf will es so; denn er hält Euch wirklich für die schändliche Verbrecherin, für die Euch Solo ausgab. Das hat er dem Solo geschrieben. Die Mörder sind schon bestellt. Sie müssen Euch das Haupt abschlagen. Es ist gewiß so. Ich hab' es selbst gehört, wie Solo es mit

ihnen verabredete. Und ach! — Euer Kind muß auch sterben. Denn der Graf will es nicht als seinen Sohn anerkennen. Ach, mich ließ die Angst nicht ruhen. Ich konnte in dieser Nacht noch kein Auge zuthun. Sobald Alles schlief, machte ich mich aus meinem Krankenbette auf, und versuchte es, mich zu Euch herabzuschleppen. Denn ach, ich könnte nicht mehr leben, wenn ich Euch nicht noch einmal spräche, nicht von Euch Abschied nähme, und Euch für Eure Liebe gegen mich nicht noch einmal dankte! Wenn Ihr noch etwas zu bestellen, oder sonst etwas auf dem Herzen habt, so vertraut es mir, damit doch nicht alle Eure Geheimnisse mit Euch in die Erde verscharrt werden, und ich vielleicht noch einmal Eure Unschuld bezeugen kann."

Genovesa erschrak heftig, und konnte vor Schrecken lange nicht reden. Endlich sagte sie: „Liebes Kind, sey so gut, und bringe mir Licht, Dinte, Feder und Papier." Das Mädchen brachte es, und Genovesa fing an zu schreiben. Weil kein Tisch und Stuhl da war, so schrieb sie auf dem Boden folgenden Brief:

„Liebster Gemahl! Hier auf dem kalten Steinpflaster meines Gefängnisses liegend schreibe ich noch an dich. Wenn du diesen Brief lesen wirst, modert die Hand, die ihn schrieb, schon lange in dem Grabe. In wenigen Stunden stehe ich vor dem Richterstuhle Gottes. Ich bin als eine

Hebelthäterin zum Tode verurtheilt. Aber Gott weiß es, ich sterbe unschuldig; dieß bekenne ich dir vor Seinem heiligen Angesichte und am Rande der Ewigkeit. Glaube mir, ich gehe mit keiner Lüge aus der Welt!"

„Ach bester Gemahl! Mir ist es nur um dich leid. Ich weiß es, du mußt schrecklich betrogen worden seyn, sonst könntest du deine Genovesa und dein Kind nicht tödten lassen. Aber wenn du den Betrug einmal einsehst, o so bekümmere dich nicht zu sehr! Du liebtest mich ja immer. Du bist nicht Schuld an meinem Tod. Es ist nun einmal die Schickung Gottes so.“

„Bitte aber doch Gott deine Uebereilung ab. Verurtheile Niemanden mehr, ehe du ihn gehöret hast. Laß dieses dein erstes übereiltes Urtheil auch dein letztes seyn. Vergüte diese einzige böse That — obwohl du den geringsten Antheil daran hast — durch tausend gute und edle Thaten. Das ist das Beste, was du noch thun kannst. Trauern und sich grämen hilft nichts mehr. Und dann denke doch auch, daß ein Himmel ist. Dort wirst du deine Genovesa wieder sehen, dort wirst du ihre Unschuld und Treue erkennen, dort wirst du auch deinen Sohn, den du hier nie sahst, das erste Mal sehen. Dort werden uns keine böse Menschen mehr trennen.“

„Doch meiner Augenblicke auf Erden sind wenige mehr. Ich möchte noch gerne meine letzten:

Pflichten erfüllen. Ich danke dir daher noch für alle Liebe, die du mir in bessern Tagen erwiesen hast. Ich nehme die Liebe zu dir mit mir in's Grab."

"Nimm dich meiner guten Eltern an. Sey ein guter Sohn gegen sie. Tröste sie in ihrem Jammer. Ach, ich kann ihnen nicht mehr schreiben, denn meine Stunde naht. Sage es aber du ihnen, daß ihre Genovesa keine Verbrecherin war — daß ich unschuldig starb — daß ich in der Stunde des Todes noch ihrer dachte — daß ich ihnen für Alles, Alles, was sie an mir gethan haben, herzlich danke."

"Den Golo, den armen, verblendeten Thoren — tödte nicht in deinem Born. Verzeih' ihm, wie ich ihm verzeihe. Hörst du? Ich bitte dich darum. Ich will keinen Groll mit mir in die Ewigkeit nehmen, und wegen meiner soll kein Tropfen Blut vergossen werden."

"Auch auf diejenigen, die mir das Haupt abschlagen werden, wirf keinen Haß, daß sie mich unschuldig tödten, sondern thue vielmehr ihnen und den übrigen Gutes. Denn sie handeln nach Befehl, und thum es gewiß ungerne."

"Der gute, unschuldig ermordete Drako war einer deiner redlichsten Diener. Sorge für seine hinterlassene Wittwe, und sey ein Vater seiner armen Waisen. Das bist du ihm schuldig; denn seine

Anhänglichkeit an dich war eigentlich die Ursache seines Todes. Er starb für dich. Vergiß es auch nicht, ihn öffentlich und feierlich für unschuldig zu erklären."

"Das gute Kind, das dir diesen Brief übergibt, die Bertha, belohne. Sie allein war mir tren, wo Alles gegen mich war, oder vielmehr aus Furcht vor Solo sich Niemand meiner anzunehmen getraute."

"Deinen Unterthanen sey ein milder Herr. Lege ihnen keine zu großen Bürden auf. Sorge dafür, daß sie gerechte Beamten, würdige Geistlichen und geschickte Aerzte haben. Höre jeden selbst an, der eine Beschwerde vorzubringen, oder dir eine Noth zu klagen hat. Besonders sey gegen die Armen mildthätig. Ach! ich dachte die Mutter deiner Unterthanen zu seyn, und ihnen noch viel Gutes zu thun. Thu' es nun du. Du hast nun eine doppelte Pflicht, ihr Vater zu seyn."

"Und nun sag ich dir mein letztes Lebewohl. O traure doch nicht zu sehr um mich, liebster Gemahl! Ich sterbe ja gerne; denn kurz und voll Jammer ist dieses Leben — und ob ich gleich eine Sünderin bin, so sterbe ich doch in allen jenen Stücken, deren mich Solo anklagte, so unschuldig wie mein Erlöser. Er wird meiner Seele gnädig seyn! Noch einmal, lebe wohl und bete für meine abgeschiedene Seele. Ich scheide mit versöhntem,

liebevollem Herzen, und bin noch im Tode — deine getreue Gemahlin Genovesa."

Diesen Brief schrieb Genovesa unter einem Strome von Thränen. Dinte und Thränen flossen darin so durch einander, daß man ihn kaum lesen konnte. Sie gab ihn nun dem Mädchen und sagte: „Diesen Brief bewahre als ein Kleinod auf, und zeige ihn keinem Menschen. Und wann mein Gemahl aus dem Kriege zurückkommt, so gib den Brief in seine Hand.“ Und nun nahm Genovesa ihre Perlenschnur von dem Halse und sagte: „Diese Perlen, liebes Kind, nimm für deine treuen, mitleidigen Thränen. Sie waren mein Brautschmuck, und kamen, seitdem ich sie aus der Hand meines Gemahls erhielt, beinahe nie von meinem Halse. Sie sollen nun dein Brautschatz seyn. Sie sind wohl mehr als tausend Goldgulden werth. Vertrau aber deshalb, weil du jetzt reich bist, auf nichts Irdisches. Denk', daß deine Gräfin diese Perlen an jenem Halse trug, den jetzt bald das Schwert durchschneiden wird. Lerne aus meinem Schicksale, daß man sich auch auf die besten Menschen nicht verlassen kann. Ach! ich dachte nicht, daß selbst derjenige, der mir diese Perlen zur Halszierde gab, diesen Hals würde abhauen lassen. Vertraue daher auf Gott allein. Und nun geh' hin, und bleibe fromm und gut. Ich muß mein Herz jetzt noch zu Gott wenden, und mich zur Ewigkeit anschicken. Lebe wohl!“

## Siebentes Kapitel.

Genovesa wird zur Hinrichtung hinausgeführt.

Raum war das Mädchen fort, so krachte die eiserne Thür des Gefängnisses, that sich rassend auf, und zwei geharnischte Männer traten herein. Der Eine hielt eine brennende Fackel in der Hand, und der Andere trug ein großes Schwert unter dem Arm. Genovesa kniete mit ihrem Kinde auf den Armen da, und betete. Die beiden Männer sahen beim Glanze der Fackel nicht ohne Erstaunen ihr blaßes, abgezehrtes Gesicht, und das liebliche Kind, das sie mit Thränen benetzte. „Steh auf, Genovesa,“ sprach der Mann mit dem Schwerte, der von Golo zum Scharfrichter bestellt war, trozig und mit rauher Stimme, „nimm dein Kind mit dir, und komm mit uns!“ Genovesa rief: „Gott sey mir gnädig! Ich stehe in Seiner Hand!“ — stand auf, und wankte ihnen nach. Der Weg ging durch einen langen, unterirdischen Gang, der fast kein Ende nehmen wollte. Der Mann mit der Fackel ging vor ihr her; der Andere mit dem Schwerte hinter ihr darein, und ein großer, gottiger Hund folgte ihnen.

Endlich kamen sie an eine große, eiserne Thür. Da steckte der Mann, der voraus ging, den Schlüssel an, und löschte die Fackel. Die Thüre ging

auf, und sie waren nun unter freiem Himmel, nahe an einem großen Wald. Es war eine helle Herbstnacht. Der Himmel war voller Sterne. Der Mond neigte sich zum Untergange. Der Wind wehte kalt. Keiner der zwei Männer sprach ein Wort. Sie führten Genovesa weit, weit in den Wald hinein. Nun kamen sie auf einen freien Platz, der rings von hohen, schwarzen Tannen, düstern Ulmen und zitternden Eichen umgeben war. Da sagte Kunz, der Mann mit dem Schwerte: „Nun halt, Genovesa, und knie nieder.“ Genovesa kniete nieder. „Jetzt gieb dein Kind her, und du, Heinz, verbind ihr die Augen!“ fuhr er fort, zog das Schwert aus der Scheide, erhob es, und ergriff das Kind bei dem Aermlein. Allein Genovesa schloß ihr Kind fest in ihre Arme, blickte zum Himmel auf, und schrie laut: „O Gott, laß mich sterben — nur rette mein Kind!“

„Mach' keine Umstände!“ sagte der rauhe Mann. „Was seyn muß, muß seyn! Gieb her!“

Aber Genovesa rief weinend und jammernd: „O ihr lieben Männer! wäre es denn möglich, thutet ihr dieses arme unschuldige Kind ermorden? Was hat es verbrochen? Wem hat es ein Leid gethan? Ermordet mich! Ich will ja gerne sterben! Seht da meinen entblößten Hals! Nur laßt mein liebes Kind leben! Bringt es zu meinen Eltern! Oder wenn ihr das nicht dürft, so laßt —



nicht wegen meiner, sondern meines Kindes wegen — mich leben. Ich will ja diesen Wald in meinem Leben nicht mehr verlassen, und nie mehr unter die Menschen kommen, damit Solo es nicht erfahre, daß ihr mich verschont habt. O seht, ich, eure Frau und Gräfin, knie vor euch und umfasse flehend eure Knie! Wenn ich euch je etwas zu Leid gethan habe, so tödtet mich! Wenn ich ein Verbrechen begangen habe, so bringt mich um. Aber ihr wißt es ja, daß ich unschuldig bin! O es reuet euch einmal gewiß, wenn ihr jetzt meiner Thränen nicht achtet! Seyd barmherzig mit mir, so wird es Gott auch einst mit euch seyn! Laßt euch zeitlichen Lohnes wegen nicht zu bösen Thaten verleiten; denn ihre Strafe ist ewig. Fürchtet doch Gott mehr als die Menschen! Oder wollet ihr denn diesen Solo wirklich höher achten, als Gott? Vergießt doch nicht unschuldiges Blut, denn das Blut der Unschuld schreit zum Himmel um Rache, und ein Mörder hat keine Ruhe mehr."

"Ich thue nichts," sagte Kunz, der das Schwert noch immer hoch empor hielt, „als was mir befohlen ist! Ob es recht oder unrecht sey, mögen Solo und der Graf verantworten."

Allein Genovesa fuhr fort zu bitten und zu flehen. „O blickt doch zum Himmel auf!" sprach sie. „Seht ihr dort den Mond! Seht, er verbirgt sich hinter den Tannen, als könnte er die That,

die ihr vorhabt, nicht ansehen! Seht doch, wie blutroth er untergeht! O so oft ihr ihn künftig so untergehen seht, wird er euch des unschuldig vergossenen Blutes anklagen! Ja, wenn er auch hoch am Himmel steht, und allen Menschen hell und klar scheint, so würde er doch euch blutroth vorkommen. — O horcht doch, horcht, es erhebt sich ein Wind! Hört ihr nicht, wie schauerlich die Bäume rauschen, und wie laut alle Blätter zittern? Die ganze Natur entsetzt sich über den Mord der Unschuld. O künftig wird euch jedes rauschende Blatt erschrecken! — Seht da droben die Sterne! Wie mit tausend Augen schaut der Himmel auf euch herab! Könntet ihr unter Gottes Himmel eine solche Gräueltthat begehen? Denkt, dort droben über den Sternen ist ein Gott, vor dessen Gericht ihr einst stehen müßt! — O Gott! Du Vater der Wittwen und Waisen dort oben, o erweiche Du das Herz dieser Männer, die ja auch Weiber und Kinder haben — und halte ihren Arm inne, daß sie einer armen Mutter und ihres wimmernden Kindes verschonen, und diese schwere Blutschuld nicht auf sich laden!"

Heinz, der immer geschwiegen hatte, wischte sich eine Bähre ab, und sagte: „Du, Kunz, mir bricht das Herz! Wir wollen sie leben lassen. Wenn du Blut vergießen willst, so stoß dein Schwert lieber dem Golo in die Brust. Er ist der Schul-

dige; sie aber hat in ihrem Leben nichts als Gutes gethan. Denk' doch daran, wie viele Wohlthaten sie dir in deiner letzten Krankheit erwiesen hat."

"Sie muß sterben!" sagte Kunz. „Da hilfst nichts, mein lieber Heinz! Es kommt mich bei meiner armen Seele auch hart an, sie umzubringen. Allein wenn wir sie leben lassen, müssen wir beide sterben. Und ihr hilfts doch nichts. Solo wird sie doch noch zu finden wissen. Zudem müssen wir ihm ja ihre Augen zum Wahrzeichen bringen, daß wir sie umgebracht haben."

„Wir wollen sie dennoch leben lassen!" sagte Heinz. „Wir können es ja so machen: Wir lassen sie, damit wir nicht verrathen werden, schwören, immer in diesem Walde zu bleiben — und dem Solo bringen wir die Augen deines Hundes da. Ich wette, das böse Gewissen läßt sie ihm nicht so genau ansehen, daß er den Betrug merkte. Aber nicht wahr, es kommt dich hart an, deinen Hund zu tödten? Bedenk' doch, Kunz! ob unsre liebe Gräfin und unser junge Graf, ob diese unglückliche Mutter und ihr unschuldiges Kind, dir nicht werther seyn sollten, als — Gott verzeih mirs! — dein Hund? Kunz, sey doch kein Unmensch!"

„Das bin ich nicht!" sagte Kunz. „Gott weiß es, noch nie ward mir mein Amt so schwer. Allein Solo wird rasend, wenn wir seine Befehle nicht vollziehen."

„Mit deinem Solo!“ sagte Heinz. „Der Unschuld das Leben zu schenken, ist offenbar etwas Gutes. Und ein Mann muß sich beim Gutes-thun nicht fürchten, sondern auch etwas wagen. Wenn wir uns für jetzt auch ein Ungemach zuziehen — was ist's denn? Ueber kurz oder lang bringt es doch gute Früchte!“

Der harte Mann sagte endlich: „Es sey! Wir wollen es wagen.“ Er sprach nun Genovesen sogleich einen fürchterlichen Eid vor, ihr Leben lang nicht mehr aus dieser Wildniß zu entweichen, und sie mußte ihm jedes Wort nachsprechen. Auch Heinz mußte ihm auf das hingehaltene Schwert schwören, keinem Menschen ein Wort von ihr zu sagen, und sie auch nie in der Wildniß zu besuchen. Nun führte Kunz mit seinem Gefährten, um recht sicher darein zu gehen, sie noch Meilen weit über Berg und Thal in die fürchterlichste Gegend der Wildniß, wo seines Wissens noch nie ein menschlicher Fuß gewandelt hatte, — da sank sie endlich mit ihrem Kinde, das sie mit ihren Armen umschlossen hielt, kraftlos und ohnmächtig unter einem Lannenbaume nieder. Die Männer ließen sie liegen und gingen ihres Wegs. Nur Heinz sah sich noch einmal mit nassen Augen um, und sagte: „Gott wolle Sich ihrer erbarmen, und für sie und ihr armes Kind weiter sorgen! Denn wenn Er nicht barmherziger wäre, als die Menschen, so wär's gefehlt.“

Als die Männer in das Schloß zurückkamen, saß Golo wie ein Verzweifelter in seiner Stube, und hatte den Kopf auf die Hand gestützt. „Wir bringen da die Augen!“ sagte Kunz, indem er an der Thür stehen blieb, und die Augen des Hundes in der offenen Hand hinzeigte. „Ich will sie nicht sehen!“ — schrie Golo fürchterlich, sprang auf, und griff an sein Schwert. „Und wenn wir noch einmal einer von euch den Namen der Unglücklichen nur nennt, so reiße ich mein Schwert heraus, und stoße ihn nieder. Sogleich geht mir aus den Augen, ja kommt mir nie mehr unter das Gesicht!“

„Das ist doch sonderbar!“ sagte Golo dann bei sich selbst. „Vorhin schien mir die Rache an Genovefa süß — und jetzt ist mir der Gedanken daran so schrecklich bitter, daß ich einen Finger aus meiner Hand gäbe, wenn ich das Geschehene ungeschehen machen könnte! Ach, wer seiner Leidenschaft folgt, findet sich am Ende doch allemal betrogen!“

---

## Achtes Kapitel.

**Genovefa und ihr Kind werden durch eine Hirsch-  
Fuh vom Hungertode errettet.**

Genovefa blieb lange ohnmächtig unter der Lanne liegen. Endlich erwachte sie, und sah sich mit ihrem Kinde in der Wildniß allein. Der ganze Himmel hatte sich indeß mit Wolken bedeckt. Der Mond war längst untergegangen. Es war sehr finster. Ein fürchterlicher Sturm brauste durch die Bäume. In dem Baume über ihr schrie eine Eule, und nicht weit von ihr heulte ein Wolf. Sie schaukerte vor Furcht zusammen.

„O Gott, o Gott,“ rief sie, „welch ein Entsetzen ergreift mich! Doch Du, lieber Gott, bist ja auch hier bei mir. Vor Dir ist die Nacht helle. Du siehst mich! Wo kein Mensch ist, da bist doch Du. Du verlässest diejenigen nie, die auf Dich vertrauen. Du hast mich und mein Kind — unendlicher Dank sey Dir dafür! — aus der Hand der Menschen errettet. Du wirst uns nicht durch wilde Thiere umkommen lassen. Auf Dich will ich vertrauen, und mich nicht fürchten!“

Sie blieb mit ihrem Kinde auf dem Schooße unter dem Baume sitzen, faltete ihre Hände über ihren Knien zusammen, blickte mit stillen Thränen zum Himmel, und wartete, bis der Tag anbrach.

Allein er brachte ihr neuen Jammer. Es war ein trüber, neblichter Herbstmorgen. Die ganze Gegend umher war rauh, wild und schrecklich anzusehen. Ueberall nichts als kahle Felsen, Dornen und verwachsenes Gesträuch, nur hie und da einzelne Tannen und Fichten! Die Morgenluft wehte schneidend kalt, und endlich fing es gar an, heftig zu regnen und zu schneien. Genovefa zitterte vor Frost, und ihr liebes Kind fing vor Kälte und Hunger laut an zu weinen. Sie suchte überall umher, einen hohlen Baum oder eine Felsenhöhle zum Obdache, und einige wilde Früchte zur Nahrung zu finden. Aber nirgends fand sie ein trockenes Plätzchen, nirgends an den halb entblätterten Sträuchern auch nur eine Beere. Da grub sie mit ihren zarten Fingern aus dem harten Boden, der bereits zu gefrieren anfing, einige Wurzeln aus — und der Schnee ward von ihrem Blute roth gefärbt! Diese Wurzeln zerkaute sie nun, und gab sie ihrem Kinde.

Darauf ging sie, so matt und kraftlos sie war, mit ihrem Kinde auf dem Arme, in Schnee und Regen durch die fürchterliche Wüste weiter, ohne zu wissen wohin. Als sie abermals einen Felsen überstiegen hatte, da sah sie unten zwischen den rauen Felsen ein kleines, freundliches Thälchen mit Bäumen und Sträuchern. Sie kletterte hinab. In einem Felsen, der dicht mit Tannen bewachsen war,

erblickte sie unter den überhangenden Nestern eine Oeffnung. Diese führte in eine Höhle, die geräumig genug war, zur Noth zwei oder drei Menschen zu beherbergen. Nicht weit davon rauschte eine Quelle, hell wie Krystall, aus dem Felsen hervor. An der Quelle standen einige Aepfelbäume; allein es war daran nur hie und da welkes Laub, und nicht ein einziges Aepfelein zu sehen. Eine Kürbissaude rankte an dem Felsen hinauf; ihre Blätter waren aber verdorrt, und ihre Früchte waren wohl sehr groß und schön gelb, allein bereits faul und nicht zu genießen.

Genovesa ging mit ihrem Kinde in die Höhle hinein. Hier war sie endlich gegen Wind und Regen geschützt. Allein noch immer zitterte und bebte sie vor Frost. Es war jetzt Mittag. Der Hunger quälte sie schrecklich, und auch ihr Kind fing wieder an vor Hunger zu weinen und zu schreien. Da kniete sie in der Höhle nieder, legte ihr Kind vor sich auf den Boden hin, blickte durch die Oeffnung der Höhle zum Himmel, faltete die Hände, und betete: „O Du guter Vater im Himmel! Blicke hernieder auf eine weinende Mutter und ihr verschmachtendes Kind! Du ernährst ja auch in der rauhen Jahreszeit die Raben, die dort an dem hohen Felsen herum fliegen. Du vergißt auch des Würmleins nicht, das hier an der Felsenwand kriecht, und lässest es auch im Winter ein Käselein



grünes Moos finden. Du kannst mich und mein Kind auch in dieser Bildniß erhalten, und wohl aus den Steinen hier Brod machen. Mein Vater, Du kannst, Du wirst uns nicht verschmachten lassen! Du hast uns eben eine Wohnung finden lassen; Du wirst auch für Nahrung sorgen!”

Sieh! da zertheilten sich mit einem Male die Wolken, und die Sonne schien mild und warm in die Höhle herein. Es rauschte etwas in dem abgefallenen Laube — und plötzlich stand eine Hirschkuh vor der Höhle. Da dieses friedliche Thier in der menschenleeren Wüste nie von Menschen verfolgt worden, so war es gar nicht scheu. Es kam in die Höhle, die sein gewöhnlicher Aufenthalt war, ungeschert herein, und blieb vor Genovesa stehen. Genovesa erschrak Anfangs über das Thier; nach und nach wurde sie aber kühner, und streichelte es. Das Thier schien gegen diese Freundlichkeit nicht ganz ohne Gefühl zu seyn. Nun kam Genovesa auf den Gedanken, sich und ihr Kind mit der Milch dieser Hirschkuh zu ernähren. „O Gott, wozu zwingt die Noth eine arme Mutter!” sagte sie — und ließ das Kind an der Hirschkuh trinken. Das Thier, dem ein Wolf das Junge zerissen hatte, und das von der überflüssigen Milch gequält wurde, ließ es gerne geschehen. Genovesa wickelte hierauf das Kind, das jetzt schwieg und schlafen wollte, in einen Theil ihrer Kleidungsstücke,

und legte es in eine Ecke der Höhle, wo sich ein bequemes Plätzchen hiezu fand.

Nachdem Genovesa für ihr Kind gesorgt hatte, dachte sie erst auf sich. Sie ging aus der Höhle heraus, sammelte die herumliegenden Kürbisse, zertheilte mit einem scharfen Kieselsteine jeden in zwei gleiche Stücke, höhlt sie aus, und wusch sie in der Quelle. Als sie zurückkam, hatte sich das Thier indeß in der Höhle niedergelegt. Genovesa hielt ihm einige grüne frische Kräuter vor, die sie in der Quelle gefunden hatte. Da stand das Thier auf, fraß sie ihr aus der Hand, und leckte ihr dann, als wollte es ihr seine Dankbarkeit bezeigen, die Hand. Nun versuchte Genovesa, die Hirschkuh zu melken. Das Thier litt es geduldig, und Genovesa füllte mehrere Kürbischalen mit Milch. Dann fiel sie auf die Knie nieder, hob eine gelbe Schale voll reinlicher, lauer Milch mit beiden Händen zum Himmel, und betete weinend: „O mein Gott! Nimm meine Thränen zum Dank für diese Deine milde Gabe. Ja, Dein Geschenk ist diese Milch hier! Du liehest mir mitten in diesem harten Felsen eine Quelle der Nahrung entspringen! Du fügtest es, daß irgend ein Vögelein das Kürbiskernlein in dieser Wildniß verlor, oder daß irgend ein frommer Einsiedler, der vielleicht diese Höhle bewohnt und jene Aepfelbäume gesetzt hat, auch diese Kürbistaube pflanzte. Du hast dafür gesorgt, daß es

mir nicht am Geschirre fehle, Deine Gabe aufzufassen. Du leitetest meine Tritte zu dieser Höhle, dem Aufenthalte dieses guten Thieres! Nun darf ich, nun darf mein Kind nicht verschmachten. Nun kann ich dem kalten, nahrungslosen Winter, im Vertrauen auf Dich, ruhig und getrost entgegen sehen!"

Sie trank nun, und Thränen der Dankbarkeit tröpfelten in die Milch. „O welch ein köstlicher Trank ist dies!" sagte sie. „So wohl hat mir in meinem Leben noch keine Speise geschmeckt. O Gott! Wie wenig wußte ich an der reichen Tafel meiner Eltern Deine Gaben zu schätzen! O verzeih doch, daß ich Dir nicht besser dankte; verzeih, daß ich den Armen nicht mehr Gutes that! Ach, ich hatte es nie erfahren, wie wehe der Hunger thut! O wie manchem Dürstigen könnten die Reichen mit kleinen Kosten eine große Labung verschaffen!"

Nachdem sie mit der Milch sich recht erquickt, und Gott noch einmal dafür gedankt hatte, ging sie wieder aus der Höhle, pflückte an den Felsen und den alten Baumstämmen umher zartes Moos, sammelte sich mehrere Schürzen voll davon, und bereitete dann für sich und ihr Kind in der Höhle ein weiches Lager. Dann bog sie die starken, dichten Lammendäste, die über dem Eingange der Höhle hingen, noch weiter herab, um die Höhle noch mehr gegen den Wind zu verwahren. Die dichten Aeste bedeckten nun den Eingang wie ein dunkelgrüner

Vorhang, und verbreiteten eine angenehme Dämmerung in der Höhle; und von dem warmen Hauche und der Ausdünstung der Hirschkuh ward die Höhle lieblich erwärmt.

Genovesa setzte sich, müde von der Arbeit, und noch mehr von dem Jammer dieses Tages, auf ein Felsenstück in der Höhle, das zu einem Sitze wie gemacht war. Es war ihr nun viel leichter um das Herz. Sie dankte Gott innig, daß Er sie aus dem dunkeln Gefängnisse errettet, und ihr gegen Solo eine sichere Zufluchtsstätte verschafft hatte. Freilich fiel ihr ein, daß sie auch hier Vieles zu leiden haben werde. Allein sie gedachte an ihren göttlichen Erlöser, der Sein Kreuz willig auf die Schultern genommen, und geduldig daran gestorben. Zu ihren Füßen lag ein dürres Stecklein, das von einem Tannenaste abgefallen war. Sie zerbrach es in zwei ungleiche Stücke, und befestigte mit einem zähen Tannenreife das kleinere Stück so an dem größern, daß ein Kreuz daraus wurde, und sprach dann: „O mein göttlicher Erlöser, der Du aus Liebe zu mir und allen Menschen am Kreuze gestorben bist! Dieses Dein Zeichen will ich immer vor Augen haben. Immer soll es mich an Deine Liebe erinnern. Mit Dir will ich nun mein Einsiedlerleben in dieser Bildniß anfangen. Mein Leiden ist nun mein Kreuz. Ich will es geduldig auf mich nehmen, und stets beten wie Du:

„Vater! Dein Wille geschehe und nicht der meine.“  
Dieses mein Leiden wird ja auch einmal ein Ende nehmen, und der Augenblick kommen, wo ich mit Dir sagen kann: „Es ist vollbracht!“

Nachdem sie so gebetet hatte, stellte sie das Kreuz in einer kleinen Vertiefung der Felsenhöhle auf, wo es am besten in die Augen fiel, legte sich auf das bereitete Lager von Moos, und ein sanfter Schlaf schloß ihr, nach langer Zeit das erste Mal, die Augen. Ihr Kind schlief zunächst an ihrem Herzen, und die treue Hirschkuh, die von nun an sie nicht mehr verließ, ruhte zu ihren Füßen.

---

## Neuntes Kapitel.

### Genovefas einsames Leben in der Wildniß.

Genovefa lebte von nun an in dieser Wildniß als eine wahre Einsiedlerin. Der Winter verfloß, Frühling und Sommer kamen, machten dann wieder dem Herbst und Winter Platz, ohne daß sich etwas Besonderes ereignete. Wann Genovefa nun im Sommer am heißen Mittage so zwischen den stummen Felsen und Bäumen da saß, und nichts hörte, als das Gefrächze der Raben oder das Hacken eines Spechtes; wann in schauerlichen

Herbstnächten der kalte Mond hoch am Himmel stand und das einsame Felsenthal beschien; wann sie des Winters aus ihrer Höhle auf die unermessliche Menge Schnee hinsah, in dem sie nur die Spuren wilder Thiere bemerkte: da sehnte sie sich wohl recht herzlich, wieder einmal das Angesicht ihrer Eltern, ihres Gemahls, ihrer Freunde, oder nur irgend eines Menschen zu sehen. „O wie glücklich,“ seufzte sie manchmal, „sind doch die Menschen, die bei einander leben, mit einander reden, und sich ihre Leiden und Freuden mittheilen können! Und wie thöricht sind sie, daß sie dieses süße Glück oft gar nicht achten, und sich einander das Leben vielfältig so bitter machen!“ Dann faßte sie sich aber allemal wieder, und sprach: „O Gott, das Glück, mit Dir umzugehen, ist ja doch noch unendlich süßer, als der Umgang mit Menschen! Wann wir auch von Menschen ferne sind, so bist doch Du uns immer nahe — in der öden Wildniß und in der stillen Mitternacht! Welche Seligkeit, daß wir jeden Augenblick mit Dir reden können, Du innigster Freund unsrer Seele!“ Sie gewöhnte sich so daran, immer mit Gott umzugehen und im Herzen mit Ihm zu reden, daß ihr in diesen freundlichen, vertraulichen Gesprächen Stunden wie Augenblicke verflossen.

Obwohl ihr die Verpflegung ihres Kindes, das Ausgraben der Wurzeln, und das Einsammeln

verschiedener Baldfrüchte viele Arbeit machte, so mußte sie doch manche Stunde so da sitzen, wo sie gar nichts zu thun wußte. Da sagte sie denn oft: „Ach, wenn ich nur einige Stricknadeln und Garn hätte, wie angenehm würde mir da manche lange Stunde verfließen, wie wollte ich da mich und mein Kind so gut kleiden! Die Menschen beklagen sich oft über die Arbeit; allein ohne Arbeit ist das Leben sehr traurig und langweilig, und die härteste Arbeit ist süß gegen das Nichtsthun.“

Oftmals hatte sie das sehnlichste Verlangen nach einem guten Buche. „Wie manche Stunde,“ sprach sie, „könnte ich dann mit Lesen recht schön und lehrreich zubringen! Doch Deine Werke umher, lieber Gott, sind ja auch ein Buch, das Du selbst geschrieben hast.“ Sie fing nun an, Gottes Werke viel aufmerksamer zu betrachten, als sie es sonst in ihrem Leben gethan hatte, und das Kleinste Blümlein, ein schön gefärbtes Käferlein oder ein bunt bemalter Schmetterling, machte ihr, wenn sie so die Spuren der Weisheit und Güte Gottes daran bemerkte, oft unaussprechliches Vergnügen. Es war ihr daher auch ganz ungemein erfreulich und tröstlich, daß Christus viele Seiner schönsten Gleichnisse von solchen Gegenständen hergenommen hatte, von denen sie auch in der Wildniß umgeben war.

Wann die Sonne im Frühlinge wieder so lieblich und freundlich in ihre Höhle herein schien,

dann sagte sie hoch erfreut: „Du lieber Gott! Deine Sonne ist mir ein schönes Bild Deiner Freundlichkeit und Vaterliebe. Denn Jesus, Dein Sohn, sprach ja: „Der Vater im Himmel läßt Seine Sonne aufgehen über die Guten und die Bösen.“ — Meine Liebe zu den Menschen gleiche daher Deiner Sonne. Auch meinen Feinden würde ich gerne Gutes thun, wenn ich nur könnte.“

Wann sie um ihren Lebensunterhalt bekümmert war, und Traurigkeit sich in ihr Herz einschleichen wollte, und sie dann an einem schönen Morgen den fröhlichen Gesang der Vögel hörte, dann rief sie: „Ihr seyd so munter und sorglos, ihr kleinen heitern Geschöpfe, und singt so fröhlich! Sollte ich denn nicht auch fröhlich seyn? Jesus will ja dies, und sagt es uns: „Schauet doch nur die Vögel unter dem Himmel an! Sie säen nicht, sie ärnten nicht, sie sammeln nicht in die Scheuern, und euer himmlischer Vater ernährt sie dennoch. Seyd ihr denn nicht viel mehr, als sie?“ — Ja, mein Gott, Du liebst mich mehr, als alle diese Vögel; ich sollte daher ja auch viel fröhlicher seyn, als sie alle, vor Freude singen und mich nicht kümmern, wenn jetzt schon für mich kein Körnlein mehr ausgesäet, kein Halm mehr eingeärntet, und keine Garbe mehr in die Scheure gebracht wird.“

Wann sie die Blumen der Wildniß, die ihr kleines Thälchen mit mancherlei bunten Farben



schmückten, betrachtete, sagte sie: „Auch ihr seyd mir freundliche Pfänder, gleichsam lauter liebliche Vergißmeinnicht, daß Gott mich liebe. Auf solche Blumen zeigte Jesus, als Er sprach: „Betrachtet die Blumen des Feldes! Sie arbeiten und spinnen nicht. Und dennoch sage Ich euch: Auch Salomon in aller seiner Pracht war nicht so schön gekleidet, als eine aus ihnen. Wenn nun Gott das Gras auf dem Felde so schön kleidet, sollte Er das nicht vielmehr euch thun, ihr Kleingläubigen?“ — Ich will also nicht mehr Kleingläubig und nicht mehr Kleinmüthig seyn, und obwohl ich jetzt nicht spinnen und nähen kann, mich doch nicht mit Sorgen wegen meiner künftigen Kleidung quälen.“

Wann es zur Sommerzeit in ihrem Felsen-thale glühend heiß war, und sie durstig zu ihrer Quelle kam, und frisches Wasser schöpfte und trank, sagte sie oft: „Was diese Quelle meinen brennenden Lippen ist, das ist Deine Lehre, Dein Geist, o Herr, meiner Seele. Du sagst es ja selbst: „Wer dürstet, der komme zu Mir, und trinke. Das Wasser, das Ich ihm gebe, wird in ihm zur Quelle werden, die fort quillt bis in das ewige Leben.“ — Ja, diese innere Lebensquelle allein erquickt mich mit Trost, und tränkt mich mit Freuden, jetzt, da mir jeder menschliche Trost von außen genommen ist, und mir alle Freuden des geselligen Lebens entriffen sind.“

Oft, wann sie die ungeheuren Felsen, die ihr Thal einschlossen, und schon Jahrtausende unter Sturm und Wetter unerschüttert da standen, betrachtete, kam ihr das Wort Jesu zu Sinn: „Wer Meine Worte hört, und sie vollbringt, den vergleiche Ich dem klugen Manne, der sein Haus auf einen Felsen baute.“ — „Auf Dein Wort,“ sprach sie dann, „will ich mein Heil bauen, und es steht festest.“

Sogar die Dornen und Disteln waren ihr lehrreich. „Wenn man von euch, ihr stachelichten Gewächse, Weintrauben und andere edle Früchte abpflücken könnte,“ sprach sie, „das wäre mir freilich sehr lieb, und käme mir hier in der Wildniß sehr wohl zu Statten. Allein es bleibt bei dem, was Jesus sagte: „Von den Dornen kann man keine Trauben, und von den Disteln keine Feigen einsammeln. Ein jeder gute Baum bringt gute Früchte, ein schlechter Baum aber bringt schlechte Früchte.“ — Ich will daher ein guter Baum seyn, und Gutes thun, so viel ich kann. Nie will ich den Dornen und Disteln gleichen, die nur stechen, und keine oder nur schlechte Früchte hervor bringen.“ So waren die Sonne, die Vögel, die Blumen, die Quelle, der Fels, sogar die Dornen und Disteln ihr lauter Merkzeichen, die sie an die Worte Jesu erinnerten, und ihr genug zu denken gaben.

- Lieblicher, als die Frühlingssonne, erfreulicher als der Frühling mit seinen Blumen und Vögeln, lehrreicher, als Alles, was man in der Wüste sehen konnte, war ihr der Anblick ihres Kindes. Sie trug es an jedem heitern Tage aus der dunkeln Höhle heraus unter den schönen, blauen Himmel. Wann sie dann, während die Hirschkuh in einiger Entfernung graste, mit dem Kinde auf dem Arme in dem Thale umher ging, und mit dem Kinde, obwohl es noch wenig davon verstand, in den freundlichsten Ausdrücken redete; wann dann das Kind die kleinen Arme nach ihr ausstreckte und sie anlächelte; so war es ihr nicht anders, als verschönere dieses Lächeln die ganze Wildniß, und als wäre Alles rings umher golden. Sie sank dann oft an der Stelle, wo sie stand, auf die Knie, drückte das Kind an ihre Brust, blickte mit dem sanften, milden Lächeln mütterlicher Bärtlichkeit auf dasselbe herab, und sprach: „O Gott, wie kann ich es Dir genug danken, daß Du mir doch dieses liebe Kind noch gelassen hast! Welche Freude, welchen Trost, welche tägliche, angenehme Beschäftigung gewährt es mir in diesem rauen Aufenthalt! O blick' auch Du, Vater im Himmel, mit Segen auf dieses mein Kind herab, und laß es ferner wachsen und gedeihen!“ — „Wie heiter und fröhlich es aus den Augen blickt,“ fuhr sie dann fort, „wie rein die lockige Stirne und die holden

Wangen noch von allen Leidenschaften sind, wie sorglos es hier an meinem Herzen ruht! O wohl mit Recht sagte der göttliche Erlöser: „Wenn ihr nicht werdet wie die Kindlein, so könnet ihr nicht in das Himmelreich kommen.“ — Ach daß doch alle Menschen aus freier Wahl und Ueberlegung so ohne allen Stolz, Neid, Haß und andere böse Leidenschaften wären, wie es dieses Kind hier noch in seiner Unschuld und aus glücklicher Unwissenheit ist! Dann hätten wir wohl ein Himmelreich in unserm Herzen; dann könnten wir in dieser Welt so fröhlich leben, wie das Kind an der Brust der Mutter; dann könnten wir eben so zufrieden und selig — gleichsam an dem Vaterherzen Gottes ruhen!“

Manchmal regte sich in ihr der lebhafteste Wunsch, wieder einmal eine Kirche besuchen zu können. „Welche Seligkeit ist das,“ sagte sie, „wann Tausende vereint vor Gott knien, Gottes Wort vernehmen, oder der Lobgesang der glaubensvollen Menge sich andachtsvoll zum Himmel erhebt! O wenn ich nur wieder einmal eine Glocke hörte, ich glaube, es wäre mir schon leichter um das Herz!“ „Doch,“ sagte sie dann wieder, „die ganze Natur, der Himmel über mir und die Erde um mich her ist ja auch Dein Tempel, o Gott, und das Herz, das in der einsamen Wildniß schlägt, und sich nach Dir sehnt, ist ja auch Dein Altar.

Dieses Felsenthal sey denn ein Tempel, der Dir geheiligt ist, und mein Herz sey der Altar."

Es war auch kein Baum und kein Fels, wo sie nicht gekniet und gebetet; und wann sie der Winter nicht mehr ausgehen ließ, so kniete sie manche Stunde vor dem kleinen Kreuze in ihrer Höhle, auf einem rauhen Steine, der aus der Felsenwand hervorragte und ihr zum Bettschemmel diente, und erhob ihr Gemüth zu Gott und Seinem geliebten Sohne, der für uns am Kreuze gestorben ist.

---

## Behtes Kapitel.

### Genovesas Mutterfreuden in der Wildniß.

Wie manchmal unter den Kräutern und Dornen der Wildniß eine herrliche purpurne Blume aufwächst, so blühte jetzt für Genovesa mitten in ihrer Einsamkeit die schönste der geselligen Freuden auf. Schmerzreich, ihr liebes Kind, wuchs, lernte gehen, fing an, Worte zu stammeln, und war in der That ein wunderschönes Knäblein. Genovesa fand in der Wüste nichts, das Kind zu kleiden. Allein eines Tages erblickte sie ein junges Reh, das ein Fuchs eben getödtet hatte, und verzehren

wollte. Sie verschlechte ihn, indem sie dachte, das braune, weißgesprenkelte Fellchen des Rehes zu einer Kleidung für ihren lieben Schmerzenreich zu benutzen. Sie umhüllte ihn damit; Hände und Füße blieben indeß bloß, und er glich in dieser dürftigen Kleidung dem kleinen Johannes in der Wüste, den man mit einem Lammfelle umgeben zu malen pflegt. Obwohl der Knabe nichts als Kräuter und Wurzeln, Milch und Wasser genoß, so sah er doch so frisch und gesund, so schön und blühend aus, wie das Leben.

Genovesa, die schon Jahre lang kein Wort mehr von Menschenlippen gehört hatte, empfand eine entzückende Freude, als sie die ersten verständlichen Laute aus dem Munde des Knaben vernahm; eine noch größere Freude aber fühlte sie, als er das süße Wort Mutter das erste Mal schön und deutlich aussprach. Es war dieses zu Anfang des Winters. Sie redete nun in ihrer dunkeln Höhle Stunden lang mit ihm; sie ging mit ihm an milden Tagen hinaus in das kleine Thal, und lehrte ihn Alles, was hier zu sehen war, nennen, von der Sonne bis zum Kieselsteinchen, von der Lanne bis zum niedrigen, immergrünen Moose; und sie konnte bald mit ihm kleine Gespräche darüber führen. Die ersten Strahlen der erwachenden Vernunft, die ersten Funken der kindlichen Liebe, die sie an dem holden Knaben bemerkte, machten ihr

unbeschreibliches Vergnügen, und jeder Tag ward für sie reicher an mannigfaltigen Mutterfreuden. Es blühte ihr gleichsam mitten im Winter ein schöner Frühling auf.

Gegen Ende des Winters wurde der Knabe zwar krank, und konnte die Höhle lange nicht mehr verlassen. Allein bald nach den ersten Tagen des Frühlings ward er wieder gesund, und blühte nun wieder so schön, wie eine Rose. Da nahm ihn Genovesa an einem schönen Frühlingsmorgen bei der Hand, und führte ihn das erste Mal wieder aus der dunkeln Höhle heraus in das Freie, und hinab in das blumige Thälchen. Die Pracht des vollen Frühlings, die der Knabe jetzt, bei mehr erwachter Vernunft und hellerem Bewußtseyn, mit einem Male erblickte, machte auf ihn den lebhaftesten Eindruck. Ganz erstaunt blieb er stehen, und betrachtete Alles mit Augen, die von Freude und Verwunderung glänzten. „Mutter, was ist das!“ rief er, „was seh' ich? Alles ist ja ganz anders, als vorher — Alles viel schöner! Das Thal da war noch vor kurzer Zeit ganz weiß von Schnee, und jetzt ist es so schön grün, daß die Tannen dagegen nur schwarz sind. Und die Gesträuche und Bäume, die vorhin dürr und kahl da standen, und nur hie und da ein gelbes Blatt hatten, die sind jetzt voll, voll zarter, hellgrüner Blättlein. Und wie die Sonne jetzt so lieb und

warm scheint! Und wie der Himmel so schön blau ist! Und sieh nur da auf dem Boden zu meinen Füßen, — welche wunderschöne, kleine, nette Dingerchen das sind! O sieh nur, wie schön weiß, gelb und blau!“

„Das sind Blumen, liebes Kind!“ sagte Genovesa. „Sieh, da breche ich einige für dich ab. Diese weißen hier nennt man Maslieben oder Gänseblümchen! Sieh, in der Mitte sind sie schön gelb, und die zarten, weißen Blättlein rings umher sind an den Spitzen schön purpurroth. Diese ganz gelben da sind Schlüsselblumen. Riech einmal daran! Sie riechen sehr lieblich. Dieses blaue hier ist ein Weilchen! Das riecht noch lieblicher. Da nimm sie — alle gehören dein! — und pflücke noch, so viele du willst.“ Er pflückte so viele, daß er sie mit seinen kleinen Händchen nicht mehr umspannen konnte.

Genovesa führte ihn hierauf in ein grünes Gebüsch, unter schattige Bäume. „Nun horch einmal,“ sagte sie, „hörst du nichts?“ Der Knabe hörte, das erste Mal bei deutlicherem Bewußtseyn, den tausendstimmigen Gesang der Vögel, die hier, von muthwilligen Händen ungestört, in unzähliger Menge nisteten.

„Ei,“ rief er neugierig, „was klingt denn so schön? In allen Bäumen und Büschen klingen ja hunderterlei liebliche Stimmchen durcheinander. Wir wollen doch einmal sehen, was es ist! Komm!“



Genovefa setzte sich auf ein Felsenstück, das mit weichem, grünem Moose überwachsen und von einem Paar jungen Buchen beschattet war, nahm den Knaben auf den Schooß und streute, was sie im Winter und in den ersten Tagen des Frühjahrs öfter gethan hatte, einige gesammelte Samenkörnlein von Baldkräutern hin, und lockte den Vögel. Da kamen eine Menge Vögelein herbei — das freundliche Rothkehlchen, der grünliche Zeisig, der Hänfling mit purpurrother Scheitel und Brust, der buntfarbige Stieglitz — und pickten die Körnlein geschäftig auf. „Sieh,“ sagte sie, „diese Vögelein singen so schön.“ Der kleine Schmerzenreich war vor Freuden fast außer sich. „O ihr lieben, lieben, netten Thierchen!“ rief er, „ihr singet also so schön! Ihr könnet es freilich besser, als die Raben, die den Winter hindurch oft so traurig krächzten, und ihr seyd auch viel schöner als sie!“

„Aber sag' mir nur, Mutter!“ fing er wieder an, „wie kommts doch, daß jetzt Alles so schön ist? Wo kommen denn alle diese schönen Sachen her? Denn du hast unser Thälchen doch nicht so herrlich auszieren können, seit dem ich krank war. Du warst ja fast immer bei mir in der Höhle, und so geschickt wärst du doch auch nicht!“

„Liebes Kind!“ sprach Genovefa, „ich habe dir schon gesagt, daß wir einen so guten Vater im Himmel haben — den lieben Gott, der die

Sonne, den Mond und die Sterne gemacht hat. Sieh, Dieser hat auch alles dieses gemacht, damit wir eine rechte Freude daran haben möchten.“ — „O der liebe, gute Gott!“ sagte der Knabe. „Der ist doch recht brav und recht geschickt!“ — Und Genovefa lächelte über seine kindliche Einfalt. „Freilich,“ sprach sie für sich selbst, indem sie ihn in die Arme schloß und ihn küßte, „würde manches Kind, das älter als du bist, wenn es dich so reden hörte, dich unverständlich nennen und deiner lachen. Allein nur deswegen, weil es vergißt, daß es selbst einst so redete, und, wie wir Menschen alle, nur nach und nach zur Erkenntniß kam.“

Am andern Morgen weckte sie der Kleine schon in aller Frühe, und sagte: „Mutter! o steh doch auf, und komm mit mir! Wir wollen sehen, was der liebe Gott wieder alles Schönes gemacht hat.“ Genovefa lächelte freundlich, und ging mit ihm an der Quelle hinab, die ihren Lauf mitten durch das Thälchen nahm. „Sieh,“ sagte sie, „in dem Schatten dieses hohen Felsen, hier an der Winterseite des Thälchens, stehen schwarze, stechende Dornensträucher. Dieß sind Schlehdornen. Sieh, es sind eine Menge kleiner, grüner und weißer Kugeln daran. Diese nennt man Blüthenknospen. Jetzt komm! Dort drüben an der Sommerseite des Thälchens sind andere Gesträucher, mit ganz kleinen Dörnern. Diese Sträucher nennt man Hagedornen.

schmückten, betrachtete, sagte sie: „Auch ihr seyd mir freundliche Pfänder, gleichsam lanter liebliche Vergißmeinnicht, daß Gott mich liebe. Auf solche Blumen zeigte Jesus, als Er sprach: „Betrachtet die Blumen des Feldes! Sie arbeiten und spinnen nicht. Und dennoch sage Ich euch: Auch Salomon in aller seiner Pracht war nicht so schön gekleidet, als eine aus ihnen. Wenn nun Gott das Gras auf dem Felde so schön kleidet, sollte Er das nicht vielmehr euch thun, ihr Kleingläubigen?“ — Ich will also nicht mehr Kleingläubig und nicht mehr Kleinmüthig seyn, und obwohl ich jetzt nicht spinnen und nähen kann, mich doch nicht mit Sorgen wegen meiner künftigen Kleidung quälen.“

Wann es zur Sommerszeit in ihrem Felsen-thale glühend heiß war, und sie durstig zu ihrer Quelle kam, und frisches Wasser schöpfte und trank, sagte sie oft: „Was diese Quelle meinen brennenden Lippen ist, das ist Deine Lehre, Dein Geist, o Herr, meiner Seele. Du sagst es ja selbst: „Wer dürstet, der komme zu Mir, und trinke. Das Wasser, das Ich ihm gebe, wird in ihm zur Quelle werden, die fort quillt bis in das ewige Leben.“ — Ja, diese innere Lebensquelle allein erquickt mich mit Trost, und tränkt mich mit Freuden, jetzt, da mir jeder menschliche Trost von außen genommen ist, und mir alle Freuden des geselligen Lebens entrisen sind.“

Oft, wann sie die ungeheuren Felsen, die ihr Thal einschlossen, und schon Jahrtausende unter Sturm und Wetter unerschüttert da standen, betrachtete, kam ihr das Wort Jesu zu Sinn: „Wer Meine Worte hört, und sie vollbringt, den vergleiche Ich dem klugen Manne, der sein Haus auf einen Felsen baute.“ — „Auf Dein Wort,“ sprach sie dann, „will ich mein Heil bauen, und es steht fest.“

Sogar die Dornen und Disteln waren ihr lehrreich. „Wenn man von euch, ihr stachelichten Gewächse, Weintrauben und andere edle Früchte abpflücken könnte,“ sprach sie, „das wäre mir freilich sehr lieb, und käme mir hier in der Wildniß sehr wohl zu Statte. Allein es bleibt bei dem, was Jesus sagte: „Von den Dornen kann man keine Trauben, und von den Disteln keine Feigen einsammeln. Ein jeder gute Baum bringt gute Früchte, ein schlechter Baum aber bringt schlechte Früchte.“ — Ich will daher ein guter Baum seyn, und Gutes thun, so viel ich kann. Nie will ich den Dornen und Disteln gleichen, die nur stechen, und keine oder nur schlechte Früchte hervor bringen.“ So waren die Sonne, die Vögel, die Blumen, die Quelle, der Fels, sogar die Dornen und Disteln ihr lauter Merkzeichen, die sie an die Worte Jesu erinnerten, und ihr genug zu denken gaben.

- Lieblicher, als die Frühlingssonne, erfreulicher als der Frühling mit seinen Blumen und Vögeln, • lehrreicher, als Alles, was man in der Wüste sehen konnte, war ihr der Anblick ihres Kindes. Sie trug es an jedem heitern Tage aus der dunkeln Höhle heraus unter den schönen, blauen Himmel. Wann sie dann, während die Hirschkuh in einiger Entfernung graste, mit dem Kinde auf dem Arme in dem Thale umher ging, und mit dem Kinde, obwohl es noch wenig davon verstand, in den freundlichsten Ausdrücken redete; wann dann das Kind die kleinen Arme nach ihr ausstreckte und sie anlächelte; so war es ihr nicht anders, als verschönere dieses Lächeln die ganze Wildniß, und als wäre Alles rings umher golden. Sie sank dann oft an der Stelle, wo sie stand, auf die Knie, drückte das Kind an ihre Brust, blickte mit dem sanften, milden Lächeln mütterlicher Bärtlichkeit auf dasselbe herab, und sprach: „O Gott, wie kann ich es Dir genug danken, daß Du mir doch dieses liebe Kind noch gelassen hast! Welche Freude, welchen Trost, welche tägliche, angenehme Beschäftigung gewährt es mir in diesem rauhen Aufenthalt! O blick' auch Du, Vater im Himmel, mit Segen auf dieses mein Kind herab, und laß es ferner wachsen und gedeihen!“ — „Wie heiter und fröhlich es aus den Augen blickt,“ fuhr sie dann fort, „wie rein die lockige Stirne und die holden

Wangen noch von allen Leidenschaften sind, wie sorglos es hier an meinem Herzen ruht! O wohl mit Recht sagte der göttliche Erlöser: „Wenn ihr nicht werdet wie die Kindlein, so könnet ihr nicht in das Himmelreich kommen.“ — Ach daß doch alle Menschen aus freier Wahl und Ueberlegung so ohne allen Stolz, Neid, Haß und andere böse Leidenschaften wären, wie es dieses Kind hier noch in seiner Unschuld und aus glücklicher Unwissenheit ist! Dann hätten wir wohl ein Himmelreich in unserm Herzen; dann könnten wir in dieser Welt so fröhlich leben, wie das Kind an der Brust der Mutter; dann könnten wir eben so zufrieden und selig — gleichsam an dem Vaterherzen Gottes ruhen!“

Manchmal regte sich in ihr der lebhafteste Wunsch, wieder einmal eine Kirche besuchen zu können. „Welche Seligkeit ist das,“ sagte sie, „wann Tausende vereint vor Gott knien, Gottes Wort vernehmen, oder der Lobgesang der glaubensvollen Menge sich andachtsvoll zum Himmel erhebt! O wenn ich nur wieder einmal eine Glocke hörte, ich glaube, es wäre mir schon leichter um das Herz!“ „Doch,“ sagte sie dann wieder, „die ganze Natur, der Himmel über mir und die Erde um mich her ist ja auch Dein Tempel, o Gott, und das Herz, das in der einsamen Bildniß schlägt, und sich nach Dir sehnt, ist ja auch Dein Altar.

Dieses Felsenthal sey denn ein Tempel, der Dir geheiligt ist, und mein Herz sey der Altar.“

Es war auch kein Baum und kein Fels, wo sie nicht gekniet und gebetet; und wann sie der Winter nicht mehr ausgehen ließ, so kniete sie manche Stunde vor dem kleinen Kreuze in ihrer Höhle, auf einem rauhen Steine, der aus der Felsenwand hervorragte und ihr zum Betschemmel diente, und erhob ihr Gemüth zu Gott und seinem geliebten Sohne, der für uns am Kreuze gestorben ist.

---

## Behtes Kapitel.

### Genovesas Mutterfreuden in der Wildniß.

Wie manchnal unter den Kräutern und Dornen der Wildniß eine herrliche purpurne Blume aufwächst, so blühte jetzt für Genovesa mitten in ihrer Einsamkeit die schönste der geselligen Freuden auf. Schmerzreich, ihr liebes Kind, wuchs, lernte gehen, fing an, Worte zu stammeln, und war in der That ein wunderschönes Knäblein. Genovesa fand in der Wüste nichts, das Kind zu kleiden. Allein eines Tages erblickte sie ein junges Reh, das ein Fuchs eben getödtet hatte, und verzehren

wollte. Sie verschlechte ihn, indem sie dachte, das braune, weißgesprenkelte Fellchen des Rehes zu einer Kleidung für ihren lieben Schmerzreich zu benützen. Sie umhüllte ihn damit; Hände und Füße blieben indeß bloß, und er blieb in dieser dürftigen Kleidung dem kleinen Johannes in der Wüste, den man mit einem Lammfelle umgeben zu malen pflegt. Obwohl der Knabe nichts als Kräuter und Wurzeln, Milch und Wasser genoß, so sah er doch so frisch und gesund, so schön und blühend aus, wie das Leben.

Genovesa, die schon Jahre lang kein Wort mehr von Menschenlippen gehört hatte, empfand eine entzückende Freude, als sie die ersten verständlichen Laute aus dem Munde des Knaben vernahm; eine noch größere Freude aber fühlte sie, als er das süße Wort Mutter das erste Mal schön und deutlich aussprach. Es war dieses zu Anfang des Winters. Sie redete nun in ihrer dunkeln Höhle Stunden lang mit ihm; sie ging mit ihm an milden Tagen hinaus in das kleine Thal, und lehrte ihn Alles, was hier zu sehen war, nennen, von der Sonne bis zum Kieselsteinchen, von der Lanne bis zum niedrigen, immergrünen Moose; und sie konnte bald mit ihm kleine Gespräche darüber führen. Die ersten Strahlen der erwachenden Vernunft, die ersten Funken der kindlichen Liebe, die sie an dem holden Knaben bemerkte, machten ihr



unbeschreibliches Vergnügen, und jeder Tag ward für sie reicher an mannigfaltigen Mutterfreuden. Es blühte ihr gleichsam mitten im Winter ein schöner Frühling auf.

Gegen Ende des Winters wurde der Knabe zwar krank, und konnte die Höhle lange nicht mehr verlassen. Allein bald nach den ersten Tagen des Frühlings ward er wieder gesund, und blühte nun wieder so schön, wie eine Rose. Da nahm ihn Genovesa an einem schönen Frühlingsmorgen bei der Hand, und führte ihn das erste Mal wieder aus der dunkeln Höhle heraus in das Freie, und hinab in das blumige Thälchen. Die Pracht des vollen Frühlings, die der Knabe jetzt, bei mehr erwachter Vernunft und hellerem Bewußtseyn, mit einem Male erblickte, machte auf ihn den lebhaftesten Eindruck. Ganz erstaunt blieb er stehen, und betrachtete Alles mit Augen, die von Freude und Verwunderung glänzten. „Mutter, was ist das!“ rief er, „was seh' ich? Alles ist ja ganz anders, als vorher — Alles viel schöner! Das Thal da war noch vor kurzer Zeit ganz weiß von Schnee, und jetzt ist es so schön grün, daß die Tannen dagegen nur schwarz sind. Und die Gesträuche und Bäume, die vorhin dürr und kahl da standen, und nur hie und da ein gelbes Blatt hatten, die sind jetzt voll, voll zarter, hellgrüner Blättlein. Und wie die Sonne jetzt so lieb und

warm scheint! Und wie der Himmel so schön blau ist! Und sieh nur da auf dem Boden zu meinen Füßen, — welche wunderschöne, kleine, nette Dingerchen das sind! O sieh nur, wie schön weiß, gelb und blau!“

„Das sind Blumen, liebes Kind!“ sagte Genovesa. „Sieh, da breche ich einige für dich ab. Diese weißen hier nennt man Maslieben oder Gänseblümchen! Sieh, in der Mitte sind sie schön gelb, und die zarten, weißen Blättlein rings umher sind an den Spitzen schön purpurroth. Diese ganz gelben da sind Schlüsselblumen. Riech einmal daran! Sie riechen sehr lieblich. Dieses blaue hier ist ein Beilchen! Das riecht noch lieblicher. Da nimm sie — alle gehören dein! — und pflücke noch, so viele du willst.“ Er pflückte so viele, daß er sie mit seinen kleinen Händchen nicht mehr umspannen konnte.

Genovesa führte ihn hierauf in ein grünes Gebüsch, unter schattige Bäume. „Nun horch einmal,“ sagte sie, „hörst du nichts?“ Der Knabe hörte, das erste Mal bei deutlicherem Bewußtseyn, den tausendstimmigen Gesang der Vögel, die hier, von muthwilligen Händen ungestört, in unzähliger Menge nisteten.

„Ei,“ rief er neugierig, „was klingt denn so schön? In allen Bäumen und Büschen klingen ja hunderterlei liebliche Stimmchen durcheinander. Wir wollen doch einmal sehen, was es ist! Komm!“

Genovesa setzte sich auf ein Felsenstück, das mit weichem, grünem Moose überwachsen und von einem Paar jungen Buchen beschattet war, nahm den Knaben auf den Schooß und streute, was sie im Winter und in den ersten Tagen des Frühjahrs öfter gethan hatte, einige gesammelte Samenkörnlein von Baldkräutern hin, und lockte den Vögeln. Da kamen eine Menge Vögelein herbei — das freundliche Rothkehlchen, der grünliche Zeisig, der Hänfling mit purpurrother Scheitel und Brust, der buntfarbige Stieglitz — und pickten die Körnlein geschäftig auf. „Sieh,“ sagte sie, „diese Vögelein singen so schön.“ Der kleine Schmerzenreich war vor Freuden fast außer sich. „O ihr lieben, lieben, netten Thierchen!“ rief er, „ihr singet also so schön! Ihr könnet es freilich besser, als die Raben, die den Winter hindurch oft so traurig krächzten, und ihr seyd auch viel schöner als sie!“

„Aber sag' mir nur, Mutter!“ fing er wieder an, „wie kommts doch, daß jetzt Alles so schön ist? Wo kommen denn alle diese schönen Sachen her? Denn du hast unser Thälchen doch nicht so herrlich auszieren können, seit dem ich krank war. Du warst ja fast immer bei mir in der Höhle, und so geschickt wärst du doch auch nicht!“

„Liebes Kind!“ sprach Genovesa, „ich habe dir schon gesagt, daß wir einen so guten Vater im Himmel haben — den lieben Gott, der die

Sonne, den Mond und die Sterne gemacht hat. Sieh, Dieser hat auch alles dieses gemacht, damit wir eine rechte Freude daran haben möchten.“ — „O der liebe, gute Gott!“ sagte der Knabe. „Der ist doch recht brav und recht geschickt!“ — Und Genovefa lächelte über seine kindliche Einfalt. „Freilich,“ sprach sie für sich selbst, indem sie ihn in die Arme schloß und ihn küßte, „würde manches Kind, das älter als du bist, wenn es dich so reden hörte, dich unverständlich nennen und deiner lachen. Allein nur deswegen, weil es vergißt, daß es selbst einst so redete, und, wie wir Menschen alle, nur nach und nach zur Erkenntniß kam.“

Am andern Morgen weckte sie der Kleine schon in aller Frühe, und sagte: „Mutter! o steh doch auf, und komm mit mir! Wir wollen sehen, was der liebe Gott wieder alles Schönes gemacht hat.“ Genovefa lächelte freundlich, und ging mit ihm an der Quelle hinab, die ihren Lauf mitten durch das Thälchen nahm. „Sieh,“ sagte sie, „in dem Schatten dieses hohen Felsen, hier an der Winterseite des Thälchens, stehen schwarze, stehende Dornensträucher. Dies sind Schlehdornen. Sieh, es sind eine Menge kleiner, grüner und weißer Kugeln daran. Diese nennt man Blüthenknospen. Jetzt komm! Dort drüben an der Sommerseite des Thälchens sind andere Gesträucher, mit ganz kleinen Dörnern. Diese Sträucher nennt man Hagedornen.

Auch an diesen sind länglichte Knosplein. Die  
Aepfelbäume oben an der Quelle," sprach sie, und  
führte ihn dahin, „sind dir längst bekannt. Be-  
trachte sie aber jetzt recht! Du siehst noch nichts  
daran, als daß auch an ihnen alle Zweiglein voll  
großer Knospen sind. Nun gieb alle Tage wohl  
Acht, was Alles mit den Knospen an Sträuchen  
und Bäumen vorgehen wird, und erzähle mir's  
dann wieder."

Die Nacht darauf fiel ein lieblicher, warmer  
Frühlingsregen, und lockte Blätter und Blüthen  
hervor. Auch am Morgen regnete es noch ziem-  
lich stark. Sobald aber der Regen aufgehört hatte,  
lief Schmerzerreich hinab in das Thälchen, kam voll  
Freude zurück, und rief: „Mutter! Die grünen Kü-  
gelein an den Schlehendornen sind jetzt lauter schnee-  
weiße Blümlein! Und die andern Dornensträucher  
sind voll kleiner, hellgrüner Blättlein, und die  
Knosplein daran sind auch größer geworden. Und  
auch die Bäume an der Quelle sind voll Blumen,  
die gar nicht schöner weiß und roth seyn könnten!  
O das ist eine Freude! Wie gut ist doch Gott!  
O komm doch und sieh!" Genovefa ging mit ihm.  
„Siehst du," sagte er, „die weißen Schlehenblu-  
men da! Und sieh nur der Hagedornstrauch hier  
bekommt gewiß auch noch schöne, rothe Blumen.  
Die sind aber noch nicht ausgemacht. Sieh! das  
Rothe guckt nur erst ein klein wenig aus den

Knäpchen hervor! Ist der liebe Gott etwa diese Nacht hindurch nicht mehr damit fertig geworden?" „O Kind," sagte Genovesa, „das zu machen kostete Gott gar keine Mühe! Er könnte alles in einem Augenblicke hervorbringen. Denn Er ist allmächtig." „Aber," fuhr der Knabe fort, „sage mir doch, wie kann denn Gott in der finstern Nacht Alles so machen?" Genovesa sagte ihm, daß Gott bei Nacht so gut sehe, als bei Tag' — und Schmerzenreich war hierüber voll Verwunderung.

Eines Tages sagte Genovesa zu Schmerzenreich: „Nun will ich dir wieder eine Freude machen. Komm mit mir!" Sie nahm ein Korblein an den Arm, das sie aus Birken geflochten hatte, und führte ihn an ein grünes sonniges Plätzchen zwischen Tannen und Felsen, wo sie schon vor mehreren Tagen Erdbeerblüthen und reisende Beeren bemerkt hatte. Wirklich waren auch schon mehrere Beeren vollkommen reif, und röthler, als Scharlach. „Sind das auch Blumen?" fragte der Knabe. „Nein," sagte Genovesa, „das sind Erdbeeren." Sie pflückte einige der schönsten ab, und sagte: „Wie, thue den Mund auf, und koste sie einmal!" Der Kleine aß sie, drückte die Hand auf die Brust, und sagte: „O die sind aber gut! Darf ich nicht mehrere pflücken?" „Wohl," sagte Genovesa, „pflücke und iß, so viele du willst; aber nur solche, die recht schön roth sind. Auch magst du

das ganze Körblein damit füllen, und sie mit in unsere Höhle nehmen." Da streckte er sngs das kleine Händchen aus, und fing an zu pflücken und zu essen. „O wie gütig," sagte er, „ist doch der liebe Gott, daß Er uns so gute Sachen schenkt!" „Nun," sagte Genovefa, „so dank' Ihm doch auch!" Schmerzenreich blickte mit leuchtenden Augen zum schönen, blauen Himmel auf, küßte sein Händchen, warf den Kuß dem Himmel zu, und rief so laut er konnte: „Lieber Gott, ich danke für die Erdbeeren!" Dann sagte er zu seiner Mutter: „Hat das der liebe Gott aber auch gehört?" Genovefa drückte ihn an das Herz, und sprach lächelnd: „Freilich! Wenn du es aber nur gedacht hättest, ohne ein Wort zu sagen, so hätte Er es doch gewußt. Denn Gott ist allwissend; Er sieht, und hört, und weiß Alles."

Schmerzenreich wollte nun alle Tage neue Sachen sehen, die der liebe Gott gemacht hatte. Doch Genovefa sagte: „Du mußt nun selbst aufmerksam umherschauen, was es in unserm Thälchen Neues und Schönes gebe, und mir dann erzählen, was du Alles entdeckt hast." Da kam nun Schmerzenreich eines Morgens voll Freude gesprungen, und rief: „Mutter! Jetzt hab ich etwas recht Schönes gefunden. Ein niedliches Körblein, in dem ein Wdgelein sitzt! O komm doch und sieh, wie schön und nett das ist!" Er führte

sie an der Hand zu einem Schlehdornbusche, und sagte: „Da sieh einmal hinein in den dunkeln Dornbusch! Siehst du es nicht?“ „Das ist ein Hänflingsnestlein, liebes Kind,“ sagte Genovefa; „das nette Körblein ist das Nestlein, und das Vögelein darin ist ein Hänfling. Wie wir eine Höhle haben, so haben die Vögelein Nester. Sieh, wie freundlich das Vögelein uns anblickt! Jetzt fliegt es fort. Betrachte das Nestlein nur recht; stich dich aber nicht an den Dornen! Sieh, außen ist es von dürren, falben Grasshalmen, grünlichem Moose und feinen Würzelchen sehr künstlich zusammengefügt; innen ist es sehr zierlich mit zarten, bräunlichen Härlein ausgemacht. Sieh nur recht hinein!“ sagte sie, und hob den Knaben in die Höhe. „O das ist schön!“ sagte er. „Aber was sind denn die fünf netten Dingerchen, die darin liegen?“ „Das sind die Eilein,“ sagte Genovefa; „sieh, wie schön blaßgrün sie sind, und was für schöne, rothe Streifchen und Lüpfschen sie haben!“ „Aber was macht denn das Vögelein mit den Eilein?“ fragte der Knabe. „Das wirst du schon sehen!“ antwortete Genovefa. „Sieh nur alle Tage fleißig nach; allein bei Leibe rühre mir nie Eines an, und verscheuche das Vögelein nie davon.“

Nach einem Paar Tagen besuchte Schmerzreich an der Hand seiner Mutter das Nestlein wieder. Da waren statt der Eilein schon junge Vögelein darinnen.



„O sieh doch,“ sagte Genovefa, „sieh, wie zart und klein sie sind! Sieh, sie sind noch blind, und haben noch keine Federn! Sie können noch nicht fliegen, ja nicht einmal aus dem Nestlein heraus-hüpfen.“ „Ach die lieben, armen, nackten Nörren!“ sagte der Knabe. „Aber müssen sie denn nicht verfrieren und verhungern?“ „Nein, liebes Kind!“ sprach Genovefa. „Da hat der liebe Gott schon dafür gesorgt. Das Nestlein ist innen weich und dicht mit zarten Härlein ausgefüttert, damit die jungen Vögelein lind und warm liegen. Es ist schön rund, damit sie nirgends anstoßen, und sich nicht wehe thun können. Dieses ganze niedliche Nestlein hat das alte Vögelein selbst gemacht. Nicht wahr, das ist künstlich? Wir, liebes Kind, könnten kein solches Nestlein zu Stande bringen. Diese Kunst hat der liebe Gott dem alten Vögelein gelehrt, weil Er auch für diese jungen kleinen Vögelein liebevoll besorgt ist. Sieh, die reichlichen, grünen Blättlein des Dornstrauchs, die jetzt, da die Sonne heiß scheint, den zarten Vögelein lieblichen Schatten geben, schützen sie auch vor Nässe, wenn es regnet. Und zu Nacht, und an kühlen Morgen und Abenden, kommt das alte Vögelein, und setzt sich mit ausgebreiteten Flügeln sorgsam auf die Jungen, damit sie warm zugedeckt seyen, und es sie nicht friere. — Auch die spitzigen Dornen rings umher sind nicht umsonst da. Die bösen

Raben würden die jungen Vögelchen fressen. Die Dornspitzen aber halten sie von dem Nestlein ab, und stechen sie, wenn sie den jungen Vögelchen etwas zu Leid thun wollen. Das alte Vögelchen aber ist so klein, daß es leicht zwischen den Dornen hindurch schlüpft, ohne sich zu beschädigen. So verkünden uns alle Dinge, sogar die stechenden Dornen, die Freundlichkeit und zärtliche Vater-sorgfalt Gottes."

Indem Genovefa noch sprach, kam das alte Vögelchen dahergeflogen, und setzte sich auf den Rand des Nestleins. Alle jungen Vögelchen streckten laut zwitschernd die Köpfe in die Höhe, sperrten die Schnäbelchen weit auf, und das Alte fütterte sie. „O das ist schön! Das ist recht schön!" rief Schmerzensreich entzückt, und hüpfte vor Freude. — „Sieh," sagte Genovefa, „die jungen Vögelchen können dem Futter noch nicht nachgehen — da trägt das Alte es ihnen zu. Die Ebrulein wären ihnen noch zu hart — da zerbeißt das Alte sie erst, und läßt sie in seinem Kröpflein zuvor weich werden, und gibt sie ihnen dann. Hat das Gott nicht recht schön eingerichtet? Sieh, so liebevoll sorgt Gott für alle seine Geschöpfe — auch für das kleinste Vögelchen. So liebevoll sorgt Er auch für uns." — „Ja, liebes Kind!" fuhr sie fort, und blickte ihn weinend an, „Er hat bisher für dich gesorgt, und wird noch ferner für

dich sorgen!" „Ja, ja," sagte der Knabe, „Er hat für mich gesorgt, der gute, liebe Gott! Er hat ja dich mir gegeben, liebe Mutter! Du hast mich ja viel lieber, als das alte Vögelein seine Jungen. Ohne dich hätte ich längst umkommen müssen!" So sprach er, und Freudenthränen standen ihm in den Augen und er fiel der Mutter innigst gerührt um den Hals.

Schmerzenreich hatte nun seiner Mutter alle Tage Etwas zu erzählen, zu zeigen oder zu bringen. Jeden Morgen brachte er ihr einen Strauß von den schönsten Blumen, die er finden konnte, und ganze Körbchen voll Erdbeeren oder Heidelbeeren, und späterhin voll Himbbeeren oder Brombeeren. Von Zeit zu Zeit erzählte er ihr, wie aus den Schlehenblüthen, den Hagerosen und Apfelblüthen kleine grüne Früchte entstanden, wie alle diese Früchte, besonders aber die auf den Apfelbäumen, immer größer wurden, und wie auch die kleinen Vögelein in dem Nestchen immer größer wurden, und Federlein bekamen — bis endlich der Schlehendorn gedrängt voll blauer Schlehen, und der Hagedorn voll rother Hagebutten stand, und die Apfelbäume voll gelber, rothwangichter Äpfel hingen, und die Vögelein alle davon geflogen waren. Als er das erste Mal den hellen, schönen Morgenstern erblickte, als er einmal zwischen den finstern, schwarzen Tannen ein besonders schönes,

feurig glühendes Abendroth bemerkte, als er den ersten Regenbogen sah; da kam er immer voll Freude gelaufen, und holte seine Mutter, und sie mußte Alles mit ansehen und mit bewundern, und er dankte mit ihr Gott, daß Er so viele herrliche Dinge erschaffen habe. So machte Schmerzenreich seiner Mutter tausend Freuden. Genovesa blickte, wenn sie die Freudigkeit des Knaben sah, oft freudeweinend zum Himmel, und sagte: „O Gott! So kann denn ein schuldloses Herz auch in der Wüste ein Paradies finden; und eine Seele, die Dich erkennt und liebt, findet auch mitten unter Jammer und Leiden den Himmel.“

Die sorgsame Mutter hatte nun wohl auch nicht vergessen, den kleinen Schmerzenreich vor den Giftgewächsen zu warnen, die hie und da in der Wildniß mit verführerischer Schönheit prangten. Sie zeigte ihm die blendend rothen Beeren des lorbeerähnlichen Seidelbastes, die glänzend schwarzen Wolfskirschen, und den scharlachrothen, wie mit weißen Perlen besäeten Fliegenschwamm. „Bei Leibe isß mir nichts davon,“ sagte sie; „und isß auch sonst keine Beeren oder Wurzeln, die du nicht kennst, bevor du sie mir gezeigt hast. Sonst würdest du sehr, sehr krank werden!“ Allein die gute, vernünftige Mutter warnte ihn noch sorgfältiger vor Ungehorsam, Eigensinn, Leichtsinne und andern Kinderfehlern. „Diese Fehler,“ sagte sie, „sind

noch weit verderblicher, als die Giftpflanzen. Ach, die Sünde gleicht gar oft diesen rothen oder schwarzen Beeren, die dem Auge so schön und anlockend vorkommen, deren Genuß aber die schrecklichsten Schmerzen bringt. Ja, das Böse fällt oft viel schöner in die Augen, als das Gute — wie da der giftige Fliegenschwamm den grauen genießbaren Schwamm zu seiner Seite an Schönheit der Farbe weit übertrifft.“

---

## **Fünftes Kapitel.**

Genovefa erhält durch einen Wolf eine erwärmende Kleidung.

Unter vielen schuldlosen Freuden war für Genovefa und Schmerzenreich der letzte Frühling und Sommer verflossen. Jetzt wurde es Herbst. Die Sonne schien nicht mehr so warm, und ging täglich später auf und früher unter. Trübe, düstere Wolken verdunkelten oft Wochen lang den klaren, blauen Himmel, und die Erde brachte nichts Neues mehr hervor. Die lieblichen Gesänge der Vögel waren verstummt, und die meisten Vögel aus der Gegend hinweg gezogen. Die Blumen waren fast alle verschwunden, und die noch übrig waren, stan-

den wolk, dürr und entfärbt da. Das Laub hing gelb und bleich an Bäumen und Sträuchen, und was nicht selbst abfiel, das schüttelten die kalten, brausenden Winde vollends herab. Mit einem Herzen, schwer von Besorgnissen wegen des nahen Winters, saß Genovefa an dem Eingange der Höhle, und sah mit thränenden Augen hinaus in die Verwüstung.

Da sagte Schmerzenreich: „Mutter! Liebt denn Gott uns jetzt nicht mehr, daß Er alle Blumen verwelken, und Bäume und Sträucher verdorren läßt? Ist Er nicht mehr so gut und freundlich gegen uns wie bisher, und will Er uns ganz verlassen?“ „Nein, mein Kind!“ sagte Genovefa. „Wenn wir fromm und gut sind, so hat uns Gott immer gleich lieb. Nur auf Erde hier ist Alles veränderlich und vergänglich. Die Liebe Gottes gegen uns ist aber unveränderlich und ewig. — Jetzt wird es nur Winter; nach dem Winter kommt aber allemal wieder der schöne Frühling, und Alles fängt dann wieder an, aufs Neue zu grünen und zu blühen.“ Schmerzenreich betrachtete den öden Wiesengrund und die entblätterten Bäume bekümmert, und sagte bedenklich und mit wehmüthigem Gesichtchen: „Wenn das nur so ist, wie du sagst, liebe Mutter! Ich kann es kaum glauben. Ich fürchte, die Welt gehe gar unter!“ Allein Genovefa sprach lächelnd: „Glaube mir, liebes Kind!

Das ist alle Jahre so. Alle Jahre wird es Winter; nach dem Winter kommt aber allemal wieder der Frühling. Freue dich daher jetzt, bei Annäherung des Winters, schon auf den lieblichen Frühling." Sie dachte aber bei sich selbst: „Dem Kinde da, das zum ersten Male, seit es zur Vernunft gekommen, das Herannahen des Herbstes und das Abfallen des Laubes erlebt, ist es zu verzeihen, daß es kaum glauben kann, nach dem Herbst und Winter werde es wieder Frühling. Allein ich, seine Mutter, bin eher zu tadeln, und wohl unverständiger zu nennen, als dieses unerfahrene Kind. Ich weiß es nun schon aus so langer Erfahrung, daß nach dem Leiden allemal wieder Freude folge, und doch komme ich immer aufs Neue hart daran, es zu glauben. Doch — ich will getrost seyn, mich nicht mit unnützen Sorgen ängstigen, sondern im Leiden stets der künftigen Freuden gedenken.“

Genovefa war nun täglich beschäftigt, Buchkerne und Haselnüsse, Dornschlehen und Hagebutten, und was sie sonst Genießbares von Früchten und Wurzeln fand, für den Winter einzusammeln, und Schmerzenreich half ihr dabei getreulich. Eine größere Sorge, als die Nahrung für den Winter, machte ihr ihre Kleidung. Ihr einziges Kleid, das sie nun schon so lange Zeit beständig anhatte, war bereits sehr abgenützt und beinahe zerrissen. Weinend saß sie eines Tages am Eingange der Höhle,

und suchte die sich ablösenden Stücke mit zähen Grasschämen und Dornspitzen wieder an einander zu befestigen. Allein die Arbeit wollte ihr nicht gelingen, und nicht recht halten. „Ach,“ seufzte sie stille bei sich selbst, „was gäbe ich jetzt um eine Nadel und einige Trümmchen Faden! Wie viele Wohlthaten Gottes genießen doch die Menschen, die gesellig zusammen leben, und doch fällt es Manchem gar nicht einmal ein, Gott dafür zu danken!“

Schmerzenreich, der ihre stille Behmuth und vergebliche Mühe bemerkte, sagte zu ihr: „Mutter, weißt du noch, was du mir sagtest, da ich dich einmal fragte, warum unserer Hirschkuh die Haare ausgehen? Du sagtest: Gott schenke ihr für jeden Sommer ein röthlich braunes, leichteres Kleid; und dann wieder ein graues, wärmeres Kleid für den Winter. Darum sey fröhlich! Gott schenkt dir gewiß auch ein warmes Winterkleid. Oder meinst du denn, du sehest Ihm nicht lieber, als unsre Hirschkuh?“ Genovefa umarmte den Knaben lächelnd, und sagte: „Du hast Recht, liebes Kind! Ich will ruhig seyn. Gott wird für uns sorgen! Der die Thiere und Blumen kleidet, wird auch mich kleiden.“

Ein Paar Tage nachher befahl sie dem Knaben, sich nicht von der Höhle zu entfernen, nahm einen starken Baumast in die Hand, hängte eine



ausgeblütte Kürbißflasche voll Milch an die Seite, und ging weit in der Wildniß umher, um noch mehrere Bäume aufzufuchen, deren Früchte zu genießen waren. An dem Abhange eines hohen Berges, den sie ersteigen wollte, setzte sie sich nieder, um auszuruhen, und sich mit etwas Milch zu laben. Da kam ein fürchterlicher Wolf den Berg herauf, und trug ein Schaf in dem Rachen. Er stand still, und sah Genovesen mit grimmigen, funkelnden Augen an. Genovesa erschrak, daß sie zitterte. Schnell besann sie sich aber, ergriff den Ast, der neben ihr lag, sprang auf den Wolf zu, und versetzte ihm aus allen ihren Kräften einen Schlag auf den Kopf, um das geraubte Schaf aus seinem Rachen zu erretten. Der Wolf ließ das Schaf fallen, purzelte betäubt, und unter und über sich, eine Strecke weit den Berg hinunter, und lief heulend davon. Genovesa kniete neben dem Schafe nieder, goß ihm etwas Milch aus der Flasche in den Mund, und versuchte, ob es nicht mehr zum Leben zu bringen sey. Allein es war schon ganz todt.

Der Anblick des armen Thieres erweckte in Genovesens Herzen mancherlei wehmüthige Empfindungen. „Du gutes Thier!“ sagte sie, „du bist wohl aus jenen freundlichen Gegenden, wo ich zu Hause bin? Ach, schon lange hab' ich nichts mehr von daher gesehen und gehört! Vielleicht bist du

gar von den vielen Herden meines Gemahls — und von meinen Herden!“ — „Ach Gott!“ rief sie jetzt laut aus, „ja, du bist davon! Du trägst da unser Zeichen! Ach wenn du nur lebstest und menschliche Sprache verständest, daß ich dich fragen könnte: Ist er, mein Gemahl, wohl zurück gekommen aus dem Kriege? Denkt er noch an seine Genovesa? Fürnt er noch über mich, oder hat er meine Unschuld erkannt? Ach, er lebt im Ueberflusse, und ich schwache hier in Mangel und Elend!“ —

Möglich hielt sie jetzt inne; es fuhr ihr der Gedanke durch die Seele: „Ich muß meiner lieben Heimath sehr nahe seyn. Sonst könnte dieses Thier nicht hieher kommen. Wie wäre es, wenn ich mit meinem Kinde dahin zurückkehrte?“ Es regte sich in ihrem Herzen die heisseste Begierde nach ihrer Heimath, und reichliche Thränen flossen über ihre Wangen. Sie besann sich lange. Endlich sagte sie: „Nein! ich will doch lieber da bleiben. Mich bindet ein schwerer Eid. Ich könnte freilich sagen, daß ihn mir bloß die Todesangst ausgepreßt habe. Allein es wäre doch nicht recht, ihn zu brechen. Und wer weiß, ob dieses Wagniß nicht vielleicht gar zwei wackern Männern, die mir das Leben schenkten, den Tod bringen würde? Nein, nein! ich bleibe hier, so lange es Gott will. Will Er mich aus dieser Wildniß befreien, so wird Er schon einmal die Tritte eines

mitleidigen Menschen hieher lenken! Es ist ja doch besser, alles Elend dulden, als sein Gewissen ver-  
lehen!" —

Sie suchte nun unten an dem Bache, der an dem Berge vorbei floss, eine scharfe Muschel, und zog damit dem Schafe das dicke, wollige Fell aus. Hierauf wusch sie das Fell in dem klaren Bache rein von Staub und Blut, trocknete es an der Sonne, und kleidete sich sogleich darein. So kam sie erst spät am Abende wieder in dem Thälchen bei der Höhle an. Schmerzreich kam ihr schon von weitem entgegen gesprungen, und rief: „O Mutter, kommst du doch einmal! Ach mir war es so angst um dich! Wo bleibst du doch so lange?“ Allein plötzlich blieb er stehen, und stutzte. Das Pelzkleid und die einbrechende Dämmerung machten, daß er seine Mutter nicht sogleich erkannte. Er wollte schon davon laufen, und sich in der Höhle verbergen. Als er aber ihre freundliche Stimme hörte: „Fürchte dich nicht, liebes Kind, ich bin es!“ da kehrte er wieder um, und rief: „O Gottlob! So bist du es doch! O wie ich mich freue! Aber sage nur, was du da anhast? Du bist ja jetzt beinahe eben so gekleidet, wie ich! Wie bist du doch zu dem Kleide gekommen?“ Genovesa sagte: „Der liebe Gott hat es mir geschenkt!“ Und Schmerzreich hüpfte vor Freuden und rief: „Ich hab' es dir ja gesagt, Gott werde dir ein

neues wärmeres Kleid für den Winter schenken. Da siehst du nun, liebe Mutter, daß ich Recht hatte!" Er fühlte das wollige Fell an, und sagte: „Wie schön gekräuselt es ist, und wie schön weiß! Gerade wie die zarten weißen Wölklein am Frühlingshimmel. Ja, ja, man sieht schon, daß es eine Himmelsgabe ist." Sie gingen nun Beide in die Höhle, und Schmerzenreich brachte ihr eine Kürbisschale voll Milch, und ein Binsenkörblein voll Früchte, und Genovesa mußte ihm nun ausführlich erzählen, wie sie zu dem Wollentleide gekommen sey.

Der raube Winter schloß nun Genovesen und Schmerzenreich wieder in die Höhle ein. Nur an besonders heitern Wintertagen gingen sie ein wenig im Thälchen umher. „Sieh, lieber Sohn!" sagte Genovesa dann, „auch im Winter erblicken wir die Freundlichkeit Gottes. Wie jetzt alles so lichterhell, rein und weiß ist! Alle Bäume und Gesträuche sind über und über voll schimmernden Duftes, als stünden sie alle in voller Blüthe. Sieh, wie der Schnee da, wo die Sonne darauf scheint, mit so wunderschönen, roth und blau und grün schimmernden Funken bestreut ist! Obgleich alle Laubbäume entblättert sind, so ließ Gott doch den immergrünen Tannen ihre Nadeln, damit die Thiere des Waldes darunter eine Zuflucht fänden. Die rauen Wachholdersträucher tragen auch im Winter frische,

blaue Beeren, damit die Waldvögelin ihre Nahrung finden. Unsere Quelle gefriert nie, damit sie trinken können; auch wachsen immer frische, grüne Kräuter darin, mit denen sich manches Thierlein erhält! So freundlich und gütig zeigt sich Gott auch zur rauhen Jahreszeit."

An recht kalten, stürmischen Tagen streute Schmerzenreich allerlei gesammelte Samenkörnlein vor die Höhle hin. Da kamen dann die Finken, die muntern Aehlmeisen, und die niedlichen Kleinen Blaumeisen bis vor den Eingang der Höhle geflogen, und pickten sie auf. Schmerzenreich hatte im Sommer auf anrathen seiner Mutter auch einen kleinen Vorrath von Heu gesammelt, und streute jetzt immer einiges davon vor der Höhle aus. Die hungrigen Rehe und Hasen wurden dadurch herbeigeloct, und die Häschen wurden zuletzt so zahm, daß sie ihm das duftende Heu aus der Hand fraßen; und die Rehböcklein wurden so vertraut, daß sie ihn mit sich scherzen ließen, und mit ihm in die Wette sprangen.

So hatten Genovesa und Schmerzenreich den Winter über manche Freuden. Genovesa hatte aber auch viele Leiden. Schmerzenreich schlief immer sehr bald ein, und wachte die ganze Nacht hindurch auch nicht ein einziges Mal auf. Da saß sie denn in der finstern Höhle viele Stunden einsam und schlaflos da! „Ach," seufzte sie oft, „wenn ich jetzt nur

ein kleines Dellämpchen hätte, das diese finstere Höhle freundlich erleuchtete — welche Wohlthat Gottes wäre dies! Und wenn ich dann erst ein gutes Buch, oder Flachß und eine Spindel hätte, wie glücklich wollte ich mich schätzen! Die geringste meiner Mägde, ja die ärmsten Mädchen in meiner Grafschaft haben es jetzt besser als ich! Diese sitzen jetzt in der warmen Stube, spinnen bei ihrem Dellichtlein, und unter frohen Gesprächen verschwinden ihnen die Stunden!“ Dann wandte sie aber ihr Herz wieder zu Gott und sagte: „O wie gut ist es doch, wenn man Dich erkennt, lieber Gott! Ohne Dich hätte ich jetzt in diesen traurigen Winternächten gar Niemand, mit dem ich reden könnte. Ohne Dich wäre ich in dieser Höhle vor langer Weile und Trostlosigkeit schon längst gestorben. Aber in jeder Lage des Lebens gewährst Du uns reichlichen Trost!“

---

## Zwölftes Kapitel.

Genovesa wird in der Wildniß krank.

Wie den verfloßenen Sommer und Winter, so brachte Genovesa mit ihrem lieben Schmerzenreich mehrere Sommer und Winter in der Wildniß zu.

und hatte jetzt bereits den siebenten Winter erlebt. Die vorigen Winter waren nie sehr kalt. Allein dieser siebente Winter ihres Aufenthalts in der Wüste war für sie sehr fürchterlich. Eine ungeheure Menge Schnee bedeckte Berg und Thal, und die stärksten Aeste der Eichen und Buchen brachen unter seiner Last. Die Kälte war sehr groß. So gut Genovesa den Eingang der Höhle gegen die tobenden, grimmig kalten Winde zu verwahren suchte, so drangen sie doch herein, und trieben eine Menge Schnee in die Höhle. Alles Moos ihres Lagers ward davon durchnäßt und verkältet. Der Eingang der Höhle und die schützenden Lannenäste waren immer weiß von Duft, und die Wände der Höhle, gleich gefrorenen Fensterscheiben, mit Eis überzogen. Die natürliche Wärme der treuen Hirschkuh war nicht mehr vermögend, die schreckliche Kälte in der Höhle hinreichend zu mildern. Draußen aber bellten die Füchse vor Frost, und zu Nacht hallte das Geheul der Wölfe fürchterlich durch die Wildniß hin.

Genovesa schloß ganze Nächte hindurch kein Auge vor Frost. Schmerzenreich, der von Kindheit auf der rauhen Speisen und harten Lebensart gewohnt war, befand sich trotz der Kälte wohl. Aber Genovesa, die zarte, herzogliche Prinzessin, die in Zimmern erzogen wurde, deren Fußboden mit Teppichen belegt war, konnte es in diesem

kalten Felsengetvölbe nicht mehr aushalten. Ihre Gesundheit erlag. „O,“ sprach sie oft weinend, „wenn ich nur ein einziges Fünklein Feuer hätte, — was wäre dies für ein Himmels Geschenk für mich! Ich könnte dann von den Lannenreisern und dürren Aesten, die es hier in Menge gibt, leicht eine Flamme aufschüren, und mich wärmen. So aber werde ich noch in Mitte des Holzes erfrieren müssen. Doch Herr, Dein Wille geschehe!“ — Ihr holdes, freundliches Angesicht ward sehr verändert. Das sanfte, blasse Roth ihrer Wangen verschwand, und sie ward todtensbleich. Ihre lieblichen Augen verloren ihren Glanz, und sanken in die Augenhöhlen zurück. Sie ward sehr bager, und recht ein Abbild des Jammers.

„O liebste Mutter,“ sagte Schmerzenreich mit Thränen in den Augen, „wie siehst du doch aus! Ich kenne dich ja fast nicht mehr. O Gott, o Gott! was ist doch das!“

„Liebsteß Kind,“ sprach Genovesa mit schwacher Stimme, „ich bin sehr krank! Ich werde wohl sterben!“

„Sterben?“ sagte der Kleine. „Was ist denn das? Davon habe ich ja in meinem Leben noch nichts gehört!“

„Ich werde einschlafen,“ sprach Genovesa, „und nicht mehr aufwachen. Nie mehr sieht dann mein Auge die Sonne, und mein Ohr hört dann deine



Stimme nicht mehr. Dieser Leib wird dann kalt und starr am Boden ausgestreckt daliegen, und keinen Finger mehr bewegen können. Endlich vermodert er gar, und wird ganz zu Erde."

Da fiel der Knabe ihr laut weinend um den Hals, und wiederholte immer nur die Worte: „O Mutter, Mutter stirb doch nicht! Ich bitte dich, stirb nicht!"

Genovesa sagte: „Weine nicht, liebstes Kind! Es steht nicht bei mir, so lange zu leben, als ich will. Gott will es nun einmal, daß ich sterbe."

„Gott?" rief der Knabe ganz verwundert. „Aber du hast mir ja immer gesagt, Gott sey so gut. Wie kann Er denn nun wollen, daß du stirbst? Sieh, ich könnte ja kein Vögelein umbringen — viel weniger dich!"

Genovesa antwortete: „Du hast Recht, liebes Kind! Da du mich nicht umkommen lassen oder gar tödten könntest; so kann Gott dieses noch viel weniger. Er, der ewig lebt, gibt auch uns ewiges Leben. Doch muß ich dir dieses erst erklären. Weißt du noch, lieber Sohn, wie ich mein altes Kleid auszog und weglegte, weil es nichts mehr taugte, und mir Gott ein besseres schenkte? Sieh, so, wie ein Kleid, werde ich jetzt auch diesen hinfälligen Leib ausziehen und weglegen. Er wird vermodern, wie jenes alte Gewand. Ich selbst aber komme zu Gott, unserm lieben Vater

im Himmel. Der wird mich dann mit einem  
schönern, herrlichen Leibe bekleiden. O dort im  
Himmel — dort werde ich es gut haben. Dort  
werde ich nicht mehr vor Frost zittern, und nicht  
mehr krank seyn. Dort weine und seufze ich ewig  
nicht mehr, und habe statt des Leidens lauter  
Freude. Wie der Frühling schöner ist als der  
Winter, so ist der Himmel schöner als die Erde.  
Ja, der schönste, heiterste Frühlingstag ist gegen  
die Schönheit und Heiterkeit des Himmels nur  
eine rauhe, dunkle Winternacht. Wer gut und  
fromm ist, der kommt einmal dahin."

"Mutter," sagte Schmerzenreich, "ich will mit  
dir! Ich mag nicht allein unter den Thieren der  
Wildniß hier bleiben. Denn die antworten mir  
nicht, wenn ich mit ihnen rede. Ich will auch  
sterben, und dieses Kleid von Fleisch auch aus-  
ziehen."

"Nein, lieber Sohn!" sagte Genovesa. "Du  
mußt noch länger auf Erbe bleiben. Einstens aber  
kommst du, wenn du anders fromm leben wirst,  
gewiß zu mir in den Himmel. Denn du mußt  
auch einmal sterben. — Jetzt aber höre, was ich  
dir weiter sagen werde! Wenn ich nichts mehr  
rede, wenn mein Athem still steht, wenn mein Auge  
erloschen, mein Mund erblaßt, meine Hand starr  
und kalt seyn wird: so bleibe noch einige Tage  
hier. Dann, wenn du gewiß weißt, daß ich todt

bin, indem dann der widrige Verwesungsgeruch diese Höhle erfüllen wird; so gehe aus dieser Wildniß fort — immer geradezu dahin, wo jetzt die Sonne aufgeht. Da wirst du nach einem oder zwei Tagen an das Ende dieses wilden Waldes kommen, und eine große, schöne Ebene vor dir sehen, in der viele tausend Menschen wohnen.“ —

„Viele tausend Menschen!“ rief Schmerzreich voll Erstaunen. „Ach, ich glaubte immer, wir Zwei seyen allein auf der Welt. Aber warum hast du mir denn von diesen Menschen bisher noch nichts gesagt? O wenn du nur gehen könntest, da gingen wir sogleich zu ihnen!“

„Ach, mein Kind!“ sagte Genovesa. „Diese Menschen haben uns eben in diese Wildniß zu den Thieren des Waldes hinaus gestoßen! Sie wollten dich und mich umbringen.“

„So mag ich nicht zu ihnen!“ sagte der Knabe. „Ich habe gemeint, sie seyen so gut wie du, Mutter. Aber müssen diese Menschen denn auch sterben?“

„Freilich!“ sagte Genovesa. „Alle Menschen müssen sterben.“

„O so werden sie das nicht wissen, wie ich es bisher nicht wußte!“ sagte Schmerzreich. „Ja, nun will ich zu ihnen, und wills ihnen sagen. Menschen, will ich ihnen zurufen, ihr müßt alle sterben! Bessert euch, sonst kommt ihr nicht in den Himmel! — Wenn sie es mir nur glauben!“

„O Kind,“ sagte Genovefa, „sie wissen längst, daß sie sterben müssen. Aber deshalb bessern sie sich doch nicht. Sie leben im Ueberflusse. Die Erde bringt ihnen die allerschönsten Früchte hervor, dergleichen man in der Wildniß gar keine sieht. Sie haben die besten Speisen und Getränke. Sie tragen Kleider von allen Farben der Blumen, die bei den Vornehmen oft noch mit so kostbaren Dingen geziert sind, die gleich den Sternen funkeln. Sie wohnen nicht in solchen dunkeln Höhlen, wie die unsrige ist; ihre Wohnungen sind so prächtig, daß ich sie dir gar nicht beschreiben kann. Im Winter haben sie in ihren Wohnungen gleichsam eine zweite Sonne — das Feuer, das du noch gar nicht kennest. Dieses verbreitet eine so liebliche Wärme darin, wie die Sonne im Frühlinge und Sommer, und macht die dunkelste Nacht beinahe so helle, als wäre es Tag. Die meisten aber danken Gott nicht einmal für alle diese Wohlthaten, und mögen kaum an Ihn denken; sie hassen, plagen und quälen einander oft, so arg sie nur können. Alle Tage fast sterben einige aus ihrer Mitte hinweg. Aber die andern kehren sich gar nicht daran, und leben so fort, als wenn sie ewig auf dieser Erde zu leben hätten.“

„Nun mag ich gar nicht zu ihnen!“ sagte Schmerzenreich. „Da sind ja diese Menschen nicht nur so böse, wie der Wolf, sondern auch noch

dämmer als unsere Hirschkuh da, die von Allem, was wir reden, nichts versteht. Ich verlange nichts von den kostbaren Sachen und guten Speisen dieser Menschen, und will lieber unter den Thieren wohnen. Die leben, den Wolf und Fuchs ausgenommen, doch friedlich unter einander, und nähren sich ruhig von Gras und Kräutern. Ich bleibe bei unsrer Hirschkuh, und gehe nicht zu den Menschen."

"Du mußt dennoch zu ihnen, liebes Kind!" sagte Genovefa. "Sie werden dir nichts zu Leid thun. Höre nur weiter! Ich habe dir bisher nur von deinem Vater im Himmel gesagt. Nun muß ich dir aber noch sagen, daß du auch einen Vater auf Erde hast, wie du eine Mutter auf Erde hast!"

"Einen Vater auf Erde," sagte der Knabe freudig, "den ich so, wie dich sehen, und so, wie ich jetzt dich, bei der Hand nehmen kann, der und nicht unsichtbar ist, wie der Vater im Himmel?"

"Ja, liebes Kind," sagte die Mutter, "du wirst ihn sehen und mit ihm reden!"

"Ihn sehen und mit ihm reden!" rief der Knabe, und seine Augen funkelten von Freundschaft. "Aber," fuhr er bedenklich fort, "warum kommt er denn nicht zu uns, und warum läßt er uns so allein in der Wildniß? Er wird doch nicht auch einer von den bösen Menschen seyn?"

"Nein, liebes Kind!" sagte Genovefa. "Er

ist ein guter Mensch. Er weiß es nicht, daß wir hier in der Wüste sind. Er weiß es nicht einmal, daß wir noch leben. Er meint, wir seyen Beide umgebracht worden. Er meint, ich sey die gottloseste Mutter, die es nur auf Erde geben kann. Die Menschen logen ihm das so vor."

"Was ist denn das, sie logen?" unterbrach sie der Kleine. "Das versteh ich nicht."

"Das ist," sprach die Mutter, "wenn man anders redet, als man denkt. Die Menschen sagen zum Beispiele zu einander, daß sie einander recht lieb haben, wenn sie gleich einander nicht ausstehen mögen. Das heißt man denn lügen."

"Ja, kann man denn das?" sagte der Kleine. "Das wäre mir nie eingefallen. O die Menschen, die Menschen," rief er und schüttelte das lockige Köpfchen, — "sind doch seltsame Geschöpfe!"

"Nun," sprach Genovesa, "dein Vater wurde auch so belogen." Sie erzählte dem Knaben hierauf von ihrer Geschichte, was er verstehen konnte, zeigte ihm einen goldenen Ring, den sie bisher in einer kleinen Felsenspalte aufbewahrt hatte, und sprach: "Sieh, diesen Ring hier habe ich von deinem Vater bekommen."

"Von meinem Vater!" rief Schmerzensreich freudig. "O so laß mich den Ring doch recht betrachten. Von meinem Vater im Himmel habe ich schon viele schöne Sachen gesehen — Sonne



und Mond, Sterne und Blumen; aber von meinem Vater auf Erde hab' ich armes Kind in meinem Leben noch nichts gesehen!"

Genovefa gab ihm den Ring. „O der ist schön," sagte Schmerzenreich. „Hat mein Vater mehr solche schöne Sachen, und schenkt er mir auch etwas davon?"

„Wohl, liebes Kind!" sagte Genovefa, und steckte den Ring an den Finger. „Wann ich todt seyn werde, dann nimm diesen Ring von meinem Finger. Denn eher will ich ihn nicht mehr ablegen, sondern ihn bis in den Tod hier aufbewahren; so wie ich deinem Vater Liebe und Treue auch bis in den Tod bewahrte. O gewiß! meine Liebe zu ihm war rein, wie das Gold an diesem Ringe, und meine Treue ist ewig, wie dieser runde Kreis des Ringes, an dem man kein Ende findet, und der deßhalb ein Sinnbild der Ewigkeit ist!"

„Wenn du nun zu den Menschen kommen wirst," sprach sie weiter, „so frage nach dem Grafen Siegfried. Denn so heißt dein Vater. Bitte die Menschen, dich zu ihm zu führen; sage aber keinem, wer du seiest, woher du kommest, oder warum du zu dem Grafen wollest. Auch den Ring laß bei Leibe Niemanden sehen. Wenn du dann vor dem Grafen, deinem Vater, stehen wirst, so gib ihm den Ring, und sage zu ihm: „Vater! diesen Ring schickt dir Genovefa, meine Mutter, zum

Zeichen, daß ich dein Sohn sey. Vor einigen Tagen ist sie gestorben. Sie grüßt dich noch einmal, und läßt dir durch mich sagen, daß sie unschuldig war, und daß sie dir verzeihe. Im Himmel hofft sie dich wieder zu sehen, da es auf dieser Welt nun einmal nicht mehr hat seyn können. Du sollst fromm leben, getrost seyn, nicht um sie weinen, und für mich sorgen!“ Vergiß mir nur das nicht, liebes Kind, ich sey unschuldig und ihm treu! Das hätte ich im Tode noch bezeugt, und darauf sey ich gestorben! Sag’ ihm das doch recht gewiß! Sag’ ihm auch, daß ich ihn in der Stunde des Todes noch so lieb hatte, wie ich dich liebe! Erzähle ihm, wie ich hier lebte und starb! Bitte ihn auch, meinen entseelten Leichnam aus dieser Höhle hier abholen, und in die Gruft seiner Vorfahren begraben zu lassen. Denn ich war ihrer nicht unwerth, obwohl mich die Menschen für eine Verbrecherin und für ehrlos halten.“

„Und dann muß ich dir noch Eines sagen, das du noch nicht weißt. Wie du einen Vater und eine Mutter auf Erden hast, so habe ich auch Vater und Mutter. Ach Gott! Ich weiß aber nicht, ob sie den Jammer, den ich ihnen ohne mein Verschulden verursachte, überlebt haben, oder nicht. Wenn sie aber noch am Leben sind — o so bitte deinen Vater, dich sogleich zu ihnen zu bringen! Sie werden, wenn sie dich, ihren lieben Enkel, er-



blicken, eine große Freude haben, und über dieser Freude all das Elend von sieben langen Jahren vergessen. Denn ach," fuhr sie fort, und brach in einen Strom von Thränen aus, „du, mein guter Vater, hast gewiß recht um mich getrauert! Und du, meine liebe Mutter! du hast gewiß um deine Genovefa viel gemeint! Ach meine liebsten Eltern! Euer Angesicht hätte ich doch noch einmal sehen mögen, bevor ich sterbe. O, wenn ihr wüßtet, daß ich noch lebe, und hier sey, ihr würdet sogleich zu mir eilen, mich noch einmal zu sehen! Aber ach! ihr meint, mein Leichnam sey in irgend einem abgelegenen Orte der Wildniß schon lange verwesen. Doch, wir werden uns im Himmel wieder sehen! O was ist es doch Seliges um die Hoffnung des Himmels, und des Wiedersehens im Himmel! Ohne diesen Trost wäre der Jammer auf Erde doch zu groß, und wir armen Menschen müßten verzweifeln! — Du weinst, liebes Kind! Vergib, daß ich dir das Herz so schwer machte. Sieh, obgleich du jetzt deine Mutter verlierest, so wird dir Gott ja statt meiner einen guten Vater schenken! Weine daher nicht, liebes Kind! Dein Vater wird sich unbeschreiblich freuen, dich, sein liebes Kind, das er nie sah, noch am Leben zu sehen! Er wird dich küssen, dich auf seine Arme und auf seinen Schooß nehmen, dich an sein Herz drücken, dich seinen Sohn nennen, und dich Vieles von mir fragen,

und vor Leid und Freude weinen! Er wird dich so lieb haben, als ich dich, und dir mehr Gutes erweisen, als ich, deine arme Mutter, dir erweisen konnte!“

Genovesa konnte vor Weinen nicht mehr weiter reden, legte ihr Haupt auf ihr Lager von Moos, und konnte lange Zeit vor Schmach kein Wort mehr vorbringen.

---

## Dreizehntes Kapitel.

Genovesa bereitet sich zum Tode.

Die schreckliche Kälte des Winters ließ nach, und es wehte wieder eine laue, milde Luft. Die Sonne schien des Mittags wieder hell und freundlich in die Höhle herein, und ihre holden Strahlen waren schon merklich warm. Der Duft am Eingange, und das Eis an den Wänden der Höhle schmolzen, und rannen in großen Tropfen herab. Mit Genovesas Krankheit wurde es aber täglich schlimmer. Sie sah nichts vor Augen, als den nahen Tod, und bereitete sich zum Sterben.

„Ach,“ sprach sie, „mir ist zwar der Trost versagt, einen Priester an meinem Sterbelager zu sehen, der mir Muth einspräche, und mir das Brod

des Lebens reichte, zur Stärkung auf die große Reise in die Ewigkeit! Aber Du, o Herr, Du ewiger Hoherpriester, bist ja selbst bei mir! Du bist Allen nahe, die in Noth und Trübsal sind, und ihre Zuflucht zu Dir nehmen. Jedes Menschenherz, das da leidet und sich nach Dir sehnt, willst Du heimsuchen und erquicken! Du sagst es ja selbst: Siehe, Ich stehe vor der Thür und klopfe an! So Jemand meine Stimme hören wird, und Mir die Thür aufthut, zu dem will Ich eingehen, und Abendmahl mit ihm halten, und er mit Mir.“ So sprach sie, und betete dann lange stille mit festgefalteten Händen und niedergesenkten Augen.

Schmerzenreich saß den ganzen Tag und viele Stunden der Nacht neben ihr, und der gute Knabe mochte nicht mehr essen, noch trinken. Er that ihr Alles, was er ihr an den Augen ansehen konnte, und pflegte ihrer mit der kindlichsten Liebe. Er nahm seine beiden Händchen voll Moos, und trocknete, so weit seine kleinen Arme hinaufreichten, die nassen Wände der Höhle ab, damit das Wasser nicht auf seine kranke Mutter herab tröpfelte. Er sammelte an den Felsen und den Bäumen trockenes Moos, um ihr anstatt des feuchten Lagers ein besseres zu bereiten. Bald holte er ihr eine Kürbisschaale voll frisches Wasser von der Quelle, und sagte: „Willst du nicht trinken, liebste Mutter! Es ist dir ja so heiß, und deine Lippen sind ganz

troffen.“ Bald brachte er ihr eine Kürbisschaale voll lauer Milch, und sagte: „Trink doch, liebste Mutter! Sie ist recht gut, und wird dir wohl bekommen.“ Dann fiel er ihr wieder weinend um den Hals und sagte schluchzend: „O Mutter! Liebste Mutter! O wenn ich nur statt deiner krank seyn, oder für dich sterben könnte!“

Eines Morgens hatte sie ein Paar Stunden recht sanft und süß geschlummert. Sie erwachte um vieles heiterer und gestärkter. Das kleine, hölzerne Kreuz, das sie von der Wand herabgenommen, und während ihrer Krankheit öfter in der Hand hielt, war ihr im Schläfe entfallen. Sie suchte es, und Schmerzenerich, der sogleich merkte, was sie wollte, gab es ihr wieder in die Hand. „Aber, liebe Mutter,“ fing er darauf an, „warum hast du doch immer dieses Holz in der Hand?“

„Liebes Kind,“ sprach sie, „ich glaubte länger zu leben, sonst hätte ich dir dieses schon früher gesagt. Allein ich sehe jetzt wohl, daß man nichts Gutes aufschieben soll. — Ich habe dir zwar schon davon erzählt, daß der Vater im Himmel auch einen Sohn habe, der Ihm in Allem gleiche. Aber, was dieser Sein Sohn Alles für uns gethan habe, konnte ich dir noch nicht wohl erzählen. Du würdest gar vieles nicht verstanden haben, weil du bisher, von der ganzen Welt entfernt, in der Wildniß aufgewachsen bist. Jetzt, da du einmal weißt, daß

es mehrere Menschen auf Erbe gebe, und wie diese Menschen beschaffen seyen; da du gehört hast und es zum Theil schon an mir sehen kannst, was Sterben sey — will ich versuchen, dir das Wichtigste von der Geschichte des Sohnes Gottes klar zu machen. Alsdann wirst du auch einsehen, was das Holz hier in meiner Hand für eine Bedeutung habe. So höre denn, was ich dir nun erzählen werde, aufmerksam an, und nimm die Worte deiner Mutter wohl zu Herzen!“

„Oehl den lieben Vater im Himmel jammerte es, daß die Menschen so gar böse und deshalb so elend sind, und daß sie einst nicht in den Himmel kommen könnten. Da schickte Er denn Seinen lieben Sohn zu ihnen von dem Himmel herab. Der sollte sich ihrer annehmen, daß sie sich doch bessern möchten! Sein heiliger Name ist Jesus Christus.“

„Dieser Sein lieber Sohn war so mächtig und lieblich, wie Sein Vater selbst. Als Er noch ein Kind war, noch viel kleiner als du, da war Er mit seiner lieben Mutter auch in einer solchen Höhle, die der Aufenthalt der Thiere war, wie diese hier. Als Er erwachsen, und wohl etwas größer als ich war, lebte Er auch einige Zeit in einer Wildniß, die noch viel schrecklicher war, als diese hier. Er setzte da beständig, damit das, was Er den Menschen sagen und zu ihrem Heile thun wollte, doch nicht vergebens seyn möchte!“

„Darauf ging Er zu den Menschen hin, und erzählte ihnen, daß der Vater im Himmel Ihn zu ihnen geschickt habe; daß dieser himmlische Vater so gut sey und sie so lieb habe, und daß alle Menschen Kinder dieses guten Vaters seyen; Er ermahnte sie, daß sie deshalb auch recht gut seyn, und diesen guten Vater und einander recht lieb haben sollen. Wer Ihn, dem Sohne Gottes, Gehör gebe, sagte Er, und sich bessere, der komme einst auch in den Himmel, und werde dort viele, viele Freuden haben. Wer Ihn aber kein Gehör gebe, und Ihn nicht folge, der komme einmal nicht in den Himmel, sondern an einen sehr fürchterlichen Ort.“

„Allein die Menschen wollten es dem Sohne Gottes nicht glauben, daß Er der Sohn des Vaters im Himmel sey, und daß der Vater im Himmel Ihn zu ihnen geschickt habe. Da zeigte Er ihnen augenscheinlich, daß Er so mächtig sey, wie Sein Vater.“

„Eine Mutter, wie ich, nur etwas älter, war zum Beispiele einmal so krank, wie ich, und hatte ein eben so böses Fieber. Kein Mensch konnte ihr helfen. Er aber nahm sie nur so bei der Hand — wie ich dich jetzt bei der Hand nehme — und den Augenblick war sie wieder gesund, und sah wieder so gesund und blühend aus, wie zuvor.“

„Ein andres Mal war ein Sohn, etwas größer,

als du, gar gestorben. Er war der einzige Sohn seiner Mutter, wie du mein einziger Sohn bist. Bläß und starr lag er da, und man wollte ihn schon in die Erde vergraben. O, wie da die Mutter um ihn weinte, das kannst du dir denken! Aber der Sohn Gottes sagte freundlich zu der Mutter: „Meine nicht!“ Und zu dem Todten sagte Er: „Steh auf!“ — und da ward er gleich wieder lebendig, und stand auf. Und der Sohn Gottes führte ihn nun zu der erstaunten Mutter hin, und sie freute sich unbeschreiblich.“

„Aber die Menschen glaubten es Ihm doch nicht, daß Er der Sohn Gottes sey, und daß der Vater im Himmel Ihn in die Welt geschickt habe. Sie konnten es nicht leiden, daß Er immer sagte, sie seyen böse, und sie sollten gut werden. Da machten sie denn ein großes Holz zusammen, gerade so, wie das kleine, das ich hier in der Hand habe. Man nennt es ein Kreuz! Dann bohrten sie Nägel — die ungefähr den Dornen gleichen, aber viel größer und härter sind — durch seine Hände und Füße, und befestigten Ihn so mit ausgestreckten Armen an das Kreuz. Da lief das Blut aus den Wunden, und Er mußte sterben. Sie aber lachten noch dazu über Ihn, und spotteten Ihn nur aus. Und doch hatte Er keinem Menschen ein Leid gethan, und es mit allen so gut gemeint, und allen geholfen, die sich von Ihm wollten helfen lassen!“

„O die bösen, bösen, abſcheulichen Menſchen!“ rief Schmerzensreich. „Aber litt denn das der Vater im Himmel, und ſchlug Er nicht mit ſeinen Blitzen darein? Ich an ſeiner Stelle hätte alle todt geſchlagen!“

„Liebes Kind,“ ſagte die Mutter, „der Sohn Gottes betete für ſie zu dem Vater. Vater! ſprach Er, verzeih es ihnen! Sie wiſſen nicht, was ſie thun! Ja aus lauter Liebe hat Er ſogar auch für dieſe böſen Menſchen, ſo wie für uns alle ſein Leben dahingegeben. Er ſtarb, um alle Menſchen ſelig zu machen. Wenn Er uns nicht ſo bis in den Tod geliebt hätte, ſo könnte kein Menſch auf Erden zur Seligkeit des Himmels gelangen — du und ich auch nicht. Auch aus Liebe zu uns Weiden erblaſte und ſtarb Er am Kreuz!“

Der gute Knabe ſaß unbeweglich da, und horchte hoch auf, und die hellen Thränen lieſen ihm über ſeine rothen Wangen herab. Denn da er dieſes Alles das erſte Mal hörte, ſo machte es einen beſto tiefern Eindruck auf ihn, und rührte ihn unbeſchreiblich. „O der gute, gute Gottesſohn!“ ſagte er, und wiſchte ſich mit dem Rehfellchen, das er anhatte, die Thränen ab. „Iſt Er aber jetzt auch in dem Himmel?“

„Ja, liebes Kind!“ ſagte die Mutter. „Er wurde vom Kreuze herab genommen, und lag nun wohl todt auf der Erde da. Man legte Ihn in



eine Felsenhöhle, die ungefähr dieser hier glich, die wir bewohnen, und wälzte ein großes Felsenstück vor den Eingang der Höhle. Aber denk nur, ehe drei Tage vergingen, da kam er wieder lebend aus der Höhle hervor. Einige wenige Menschen waren doch nicht so böse, wie die übrigen. Sie hatten Ihm Gehör gegeben, und sich gebessert. Diese hatten Ihn sehr lieb gehabt, und viel über Seinen Tod geweint. Zu diesen ging Er nun hin. O, da hatten sie eine große Freude, als sie Ihn wieder sahen! Er sagte ihnen aber, daß Er nun wieder zu Seinem Vater heimgehe in den Himmel. Alle waren darüber sehr traurig. Allein Er sagte: Weinet nicht, und laßt euch das Herz nicht schwer werden! Seht, droben, wo mein Vater wohnt, da ist Raum genug für euch. Ich gehe jetzt nur hin, und bereite euch indessen einen Platz. Thut nur, was Ich euch gesagt habe, dann kommt ihr einst alle auch dahin, wo Ich bin. Ich werde euch wieder sehen, und dann wird eure Freude vollkommen seyn, und Niemand wird sie euch mehr nehmen können. Aber auch auf Erde noch werde Ich — ob ihr Mich gleich nicht sehen werdet — dennoch unsichtbar immer nahe bei euch seyn, bis an das Ende der Welt. Er segnete sie nun noch, und schwebte dann vor ihren Augen immer höher und höher zum Himmel hinauf, bis Ihn endlich eine goldene Wolke ihren Blicken verbarg."

„O, das muß schön gewesen seyn!“ sagte der Knabe. „Aber weiß Er jetzt auch noch etwas um uns? Weiß Er, daß wir hier in dieser Wildniß leben, und werden wir Ihn im Himmel einst sehen?“

„Freilich!“ sagte die Mutter. „Er sieht uns überall, und wo wir nur sind, da ist Er bei uns. Er liebt uns, und gibt uns gute Gedanken in das Herz, und hilft uns dazu, daß wir ganz gut werden, und einmal in den Himmel kommen können. Denn sieh, liebes Kind! Du bist nun wohl ein guter Knabe, und hast mir schon viele Freude gemacht. Aber recht und ganz gut bist du doch noch lange nicht. Das kannst du, wenn du nur ein wenig Acht geben willst, alle Augenblicke an dir merken. Sieh, du hättest wohl nicht so für die Menschen gebetet, wie der Sohn Gottes, wenn sie dich umgebracht hätten. Du hast ja den Augenblick erst gesagt: Du würdest alle todt geschlagen haben, wenn du nur die Macht dazu gehabt hättest. Da siehst du nun schon, daß du noch lange nicht so gut und so liebevoll bist, wie der Sohn Gottes. Und so gut und so liebevoll, wie Er, müssen wir werden, wenn wir Seinem himmlischen Vater und Ihm wohlgefallen, und einst in den Himmel kommen wollen. Und eben dazu, daß wir so gut und so liebevoll werden, wie Er, will uns der Sohn Gottes helfen! Des-

wegen kam Er in die Welt, und starb für uns am Kreuze.“

„Und nun, lieber Schmerzenreich, begreiffst du wohl, warum ich dieses kleine Kreuz hier immer in der Hand halte. Es erinnert uns, ja an die Liebe Desjenigen, der für uns am Kreuze litt und starb! Es ermahnt uns, daß auch wir durch Leiden und Sterben — was man deshalb auch ein Kreuz nennt — in den Himmel kommen müssen. Und deshalb ist mir dieses einfache Zeichen so lieb und werth!“

„Ach, liebstes Kind!“ fuhr sie fort, und blickte ihn mit weinenden Augen an. „Ich habe nichts, das ich dir zum Andenken geben könnte, als dieses arme Holz. Aber wenn ich nun todt seyn werde, so nimm du es aus meinen kalten, erstarrten Händen, und bewahre es wohl auf. Schäme dich nicht, lieber Sohn, wenn du einst groß und reich seyn wirst, dieß arme Andenken deiner Mutter an dem besten Orte deiner künftigen prächtigen Wohnung aufzustellen! Denke, so oft du es erblickst, an Denjenigen, der einst aus Liebe zu dir an einem Kreuze starb — und gedenke dann auch an deine Mutter, die mit diesem Kreuze in der Hand jetzt stirbt! Nimm dir dann allemal vor, fromm und gut zu seyn, rein und schuldlos zu leben, die Menschen zu lieben, ihnen Gutes zu thun, und selbst das Leben für sie zu geben, wenn ihnen damit ge-

biest ist — und solltest du auch voraussehen, daß sie dir nicht einmal dafür danken werden! O dann, wenn du beim Anblick dieses Kreuzes dir dies Alles nicht nur vornimmst, sondern es auch thust — dann ist dieses arme Erbtheil, das deine Mutter dir hinterläßt, mehr werth, als die große, reiche Erbschaft, die du von deinem Vater zu erwarten hast!“

Von dem längern Reden war Genovefa so schwach geworden, daß sie nun wieder lange ruhen und schweigen mußte.

„Ach!“ fing sie nach einer Zeit wieder an, „wenn du nur glücklich zu deinem Vater kommst! Denn der Weg dahin, durch die schauerlichen Wälder, durch den dicken, undurchdringlichen Wald, über steile Felsen und tiefe Abgründe, ist für dich armes, schwaches Kind freilich hart und rauh, sehr weit und höchst gefährlich! Aber Gott wird dir schon durchhelfen, daß du bei deinem Vater, den Er dir hier auf Erden gab, glücklich ankommest — wie Er ja uns allen durch die weit gefährvollere Wüste der Welt durchhelfen muß, damit wir einst bei Ihm, dem wahren und einzigen Vater unser Aller, unserm Vater im Himmel, glücklich anlangen, und Sein Angesicht sehen! — Vergiß auch nicht, ein Paar Rübvißflaschen voll Milch mitzunehmen, damit du unter Weg's nicht verstockst. Nimm auch den Baumast dort zu dir, dich gegen wilde

Thiere zu vertheidigen. Ach, armes Kind! Du bist freilich schwach. Allein Gott, unter dessen Schutze ich, als ein schwaches Weib, den grimmigen Wolf besiegte, wird auch dein Schutz gegen wilde Thiere seyn. Wer auf Gott vertraut, der wandelt kühn über Schlangen und Rattern, und zertritt Löwen und Drachen unter sich."

Als die Abenddämmerung anbrach, nahm ihre Schwäche sehr überhand. Sie athmete so hart, daß ihr der heiße Schweiß ausbrach. Da faßte sie alle ihre Kräfte zusammen, setzte sich auf ihrem Lager von Moos auf, blickte den Knaben, der neben ihr saß, ernst und wehmüthig an, und sagte mit einer seltsam bewegten, feierlichen Stimme, über die der Knabe erschrak: „Schmerzenreich! Knie nieder, daß ich dich noch segne, wie meine Mutter mich auch noch gesegnet hat, ehe ich von ihr schied! Ich glaube, mein Ende ist nicht mehr ferne!" Der arme Knabe kniete schluchzend nieder, neigte sein wehmüthiges Gesichtchen gegen die Erde, und hob die kleinen zitternden Händchen andächtig empor. Genovesa legte ihre Hand auf sein lockiges Haupt, und sagte tiefgerührt und mit großer Andacht: „Gott segne dich, mein Sohn, und Jesus Christus sey mit dir, und Sein Geist leite und regiere dich, damit du ein guter Mensch werdest, und nie — nie etwas Böses thuest, und ich dich im Himmel dereinst wieder sehen möge!" Sie be-

zeichnete ihm nun noch Stirne, Mund und Brust mit dem Kreuze, und schlang den Arm um ihn, und küßte ihn, und sagte noch einmal: „O Schmerzreich! Wenn du jetzt zu den Menschen kommest, und ihre bösen Beispiele siehest, so werde mir doch kein böser Mensch! Und wenn du einst in Glanz und Reichthum leben wirst, so vergiß deiner armen Mutter nicht! Ach, wenn du dieser meiner Liebe zu dir — und dieser meiner Mutterthränen — und meiner letzten Worte — der Worte deiner sterbenden Mutter! — je vergessen, und böse werden könntest: o so würdest du in jener Welt ewig von mir getrennt werden! O Schmerzreich, bleibe gut!“ — —

Sie konnte nicht mehr weiter reden — sank zurück auf ihr Krankenlager — schloß die Augen — und Schmerzreich wußte nicht, ob sie nur schlummere oder wirklich todt sey! — Er kniete weinend und schluchzend neben ihr, und betete immer: „O Gott, laß sie nicht sterben! O Jesus Christus, wecke Du sie wieder auf!“ — —

---

## Vierzehntes Kapitel.

### Des Grafen Siegfrieds Trauer um seine Gemahlin Genovefa.

Graf Siegfried lag damals, als er auf Solos Anklage, in der ersten Aufwallung des Zornes, das unglückliche Todesurtheil über Genovefa unterzeichnete, in seinem Kriegszelte an einer empfangenen Wunde krank danieder. Sein alter Kriegsgefährte und Stallmeister, Namens Wolf, war eben viele Meilen weit vom Lager entfernt, und hielt mit seinen Reitern einen engen Gebirgspass besetzt. Als Wolf abgelöst wurde, zurückkam, und in das Zelt des Grafen hineintrat, um sich nach dem Befinden seines Herrn zu erkundigen, da erzählte ihm der Graf sogleich Alles, was indeß vorgegangen war. Der alte, ehrliche Diener erschrak, daß er erblaßte. „O lieber Herr,“ sagte er, „was habt Ihr gethan? Eure Gemahlin ist gewiß unschuldig. Dafür verpfände ich meinen alten, grauen Kopf. Glaubt mir, eine so fromme Seele, eine so gut erzogene Tochter wird nicht so bald schlimm. Aber Euer Solo ist ein nichtswürdiger Schurke. Haltet einem alten Diener dies Wort zu gut. Ich weiß wohl, daß er durch sein beständiges Schmeicheln sich tief in Euer Herz eingeschlichen hat. Aber glaubt mir: Wer Euch

immer lobt, und Euch zu Allem Recht gibt, der ist Euer Feind. Er verachtet Euch im Grunde, und sucht nur seinen eigenen Vortheil. Wer Euch aber die Wahrheit auch dann sagt, wenn Ihr sie nicht gerne hört, der ist Euer Freund. Gebt mir daher Gehör, lieber Herr, und nehmt Euer übereiltes Urtheil auf der Stelle zurück! — Gott im Himmel, wie weit ist es mit meinem guten Herrn gekommen! Den geringsten Eurer Unterthanen zu verurtheilen, ohne ihn verhört zu haben, würdet Ihr für das größte Verbrechen halten — und jetzt habt Ihr sogar Eure gute, fromme Gemahlin ohne alles Verhör verurtheilt! O werdet Eurem unseligen, schnellen Horn doch einmal Meister! Ihr habt ihn noch allemal zu bereuen gehabt; dieses Mal aber — ich fürchte, ich fürchte! — hat er ein großes Unglück angerichtet."

Der Graf gestand, daß er sich übereilt habe, zweifelte aber immer noch, wer der schuldige Theil sey, seine Gemahlin Genovefa, oder sein Liebling Solo. Denn Solos Brief war ein solches schlau-erfommenes Gewebe von Lügen, und der Bote, den Solo zu dieser Botschaft ausgesucht hatte, war ein solcher angelernter Betrüger, und wußte Alles mit einem solchen Anschein von Ehrlichkeit zu bestätigen, daß der eifersüchtige Graf ganz verblendet wurde. Indes schickte er nunmehr auf der Stelle einen zweiten Boten an Solo ab, mit dem Befehle,



seine Gemahlin Genovesa bis zu seiner Zurückkunft auf ihrem Zimmer zu verwahren, ihr aber durchaus kein Leid zuzufügen, und ihr nicht das Geringste abgehen zu lassen. Er gab dem Boten sein bestes Pferd, und gebot ihm mit dem größten Nachdrucke, zu eilen, und so schnelle zu reiten, als das Pferd es nur immer aushalten könne. Auch versprach er ihm eine große Summe Goldes, wenn er noch zu rechter Zeit auf Siegfriedsburg eintreffen, und von da eine befriedigende Antwort zurückbringen würde.

Während der Bote sich auf der Reise befand, ward der Graf von Tag zu Tag schwermüthiger. In der einen Stunde war es ihm ausgemacht, Genovesa sey unschuldig; in der andern meinte er wieder, es sey unmöglich, daß Golo, dem er so viel Gutes gethan hatte, ihn so schrecklich belügen könne. So ward sein Herz beständig von Ungewißheit und heftigen Zweifeln gefoltert. Behnmal des Tags schickte er seinen treuen Wolf hinaus vor das Lager, zu sehen, ob doch der Bote noch nicht zurückkomme; und ganze Nächte hindurch konnten seine Augen keinen Schlaf mehr finden. Endlich kam der Bote, und brachte die Nachricht, Genovesa mit ihrem Kinde sey zu Nacht heimlich im Walde hingerichtet worden, wie es der Graf befohlen habe. Dem guten Grafen war es nicht anders, als würde ihm sein eigenes Todesurtheil

gesprochen — und er versank in stumme Trauer. Der alte, ehrliche Wolf eilte, um seine hervorstührenden Thränen vor dem Grafen zu verbergen, schnell aus dem Zelte, schlug die Hände über dem Kopfe zusammen, und jammerte laut. Alle Reiter des Grafen versammelten sich um Wolf, verwünschten den Solo, und schwuren, den Bösewicht, sobald sie nach Hause kommen würden, in Stücke zu zerhauen.

Der Graf lag über Jahr und Tag an seiner Wunde krank; denn die Unruhe und der nagende Wurm in seinem Herzen verzögerten die Heilung. Sobald er so weit hergestellt war, daß er wieder zu Pferd sitzen konnte, bat er um seinen Abschied. Da die Sarazenen bereits aufs Haupt geschlagen waren, und man von ihnen wenig mehr zu fürchten hatte, so entließ ihn der König. Der Graf brach daher mit seinem treuen Wolf und seinen tapfern Kriegern sogleich auf, und ritt der geliebten Heimath zu.

Als er eines Abends spät bei dem ersten Dörflein seiner Grafschaft anlangte, kamen die guten Leute — Männer, Weiber und Kinder — sogleich alle aus ihren Häusern und Hütten hervor, erhoben einen allgemeinen Jammer, und riefen ihm entgegen: „O bester gnädiger Herr! Ach das erschreckliche Unglück! Ach die gute Gräfin! Ach der gottlose Solo!“ Der Graf stieg ab, grüßte alle freund-

lich, bot ihnen die Hand, und fragte nach Allem, was während der Zeit, da er im Krieg war, sich zu Hause zugetragen habe. Da hörte er von Genovesa nichts als Gutes, und von Solo nichts als Böses.

Unmuthsvoll und mit erschrockenem Herzen ritt er weiter, um noch in derselben Nacht Siegfriedsburg zu erreichen. Schon in weiter Ferne sah er alle Fenster des Schlosses beleuchtet. Als er näher kam, und den Schloßberg hinauf ritt, hörte er eine rauschende Musik. Solo hielt mit seinem Anhange eben eine Freudenmahlzeit. Denn er hoffte sicher darauf, der Graf werde an seiner schweren Wunde sterben. Er betrachtete sich schon als den Herrn der ganzen Grafschaft, und suchte durch beständige Zerstreuung und durch lärmende Lustbarkeiten sein böses Gewissen zum Schweigen zu bringen. Allein wenn er so an der prächtigen Tafel oben an saß, da sagte von den Bedienten, die die Speisen auftrugen, Mancher heimlich zum Andern: „Du, glaube mir, wenn unser guter Graf stirbt, so bringt's der schlaue Solo bei den gegenwärtigen, unruhvollen Zeiten gewiß durch, und wird unser Herr. Ich möchte aber doch nicht an seiner Stelle sein.“ „Da hast du Recht!“ sagte dann der Andere. „Er hat keine rechte Freude, und es schmeckt ihm nichts. Er sitzt gerade da, wie der arme Glinder am Hensersmahl. Ich möchte nicht in seiner Haut

stecken, und den Lohn, den er in der andern Welt gut hat, nicht mit ihm theilen.“

Als der Graf mit seinen Kriegern an dem Schloßthore angekommen war, befahl er den Trompetern, das Zeichen zu geben, daß er da sey. Der Wächter auf der Binn des Thurmes antwortete mit seiner Trompete. Solo und alle seine Gäste droben im Saale sprangen von den Sesseln auf. Der Ausruf: „Der Graf! Der Graf!“ hallte durch das ganze Schloß. Solo, der eher den Tod, als den Grafen erwartet hatte, kam ellends mit einer angezündeten Fackel herunter, und hielt dem Grafen, der noch nicht abgestiegen war, ganz demüthig das Pferd. Der Graf blickte ihn lange ernst und fest an, ohne ein Wort zu sprechen, und Solo stand so bleich und zitternd da, wie ein Uebeltäter vor seinem Richter. Sein böses Gewissen blickte ihm deutlich aus den scheuen Augen, und die ganze Unglücksgegeschichte stand gleichsam, wie mit großen Buchstaben, in seinem Gesichte geschrieben. Mit wankenden, ungewissen Schritten ging er vor seinem Herren her, ihm die Wendeltreppe hinauf zu leuchten, und seine Hand zitterte so heftig, daß er kaum die Fackel zu halten vermochte. Der Graf sah im ganzen Schlosse nichts als Verschwendung und Wohlleben, Unordnung und Verwirrung. Ueberall begegneten ihm fremde, erschrockene Gesichter von Leuten, die Solo in seine Dienste genommen hatte;

und die wenigen alten Diener des Grafen, die noch übrig waren, begrüßten ihn mit weinenden Augen. Da der Graf in den großen Saal getreten war, legte er Helm und Schwert auf den Tisch, forderte dem Golo die Schlüssel der Burg ab, trug seinem treuen Wolf auf, die Burghore wohl verwahren zu lassen, damit Niemand entrinne, gebot den Dienern, seine müden Krieger gut zu versorgen, und winkte dann Allen schweigend mit der Hand, sich zu entfernen.

Der erste Gang des Grafen war hierauf zum Zimmer seiner Gemahlin. Golo hatte es sogleich nach ihrer Gefangennehmung verschlossen, und es seitdem nicht mehr betreten; weil sein böses Gewissen ihm das nicht zuließ. Alles war noch gerade so, wie an jenem Morgen, da Genovefa es verließ. Da stand noch die Stuckrahme, in der ein halb vollendeter, mit Perlen durchschlungener Lorbeerkranz die Inschrift umschloß: „Dem zurückkehrenden Helden Siegfried, seine treue Gemahlin Genovefa.“ Dort lag noch ihre Laute über einem Buche voll frommer Lieder, in sehr zierlichen Abschriften von Genovefas eigener Hand. Denn obwohl in jener Zeit nur wenige Ritter schreiben konnten, so verstanden sich doch viele Prinzessinnen so gut darauf, daß sie, weil es damals noch keine gedruckten Bücher gab, die heiligen Evangelien und Briefe der Apostel abschrieben, ja Stellen daraus

sogar mit goldenen Buchstaben überaus schön und kunstreich darzustellen wußten. Graf Siegfried fand unter Genovesas Schriften auch mehrere Aufträge zu Briefen an ihn, voll der edelsten Gefinnungen, voll Liebe und Treue gegen ihn, von denen er aber keinen erhalten hatte. Sie sagte darin, wie sie täglich für ihn bete, daß Gott ihn unverletzt aus den blutigen Schlachten zurück führen möge; wie sie sich darauf freue, ihm mit einem Sohne oder einer Tochter auf dem Arme entgegen zu kommen; wie sie um ihn so bekümmert sey, und so oft weine; und wie ihr sein beständiges Stillschweigen so viele schlaflose Nächte mache. Denn wie Golo keinen von ihren Briefen an den Grafen abgesendet hatte, so hatte er auch alle Briefe des Grafen an sie aufgefangen und unterschlagen. Der bestürzte Graf saß noch um Mitternacht mit verschlungenen Armen und voll stummen Schmerzens in einem Lehnstuhl, und bemerkte es nicht einmal, daß die Kerze schon weit hinab gebrannt und am Erlöschen sey. Da kam Bertha, jenes treue Mädchen, herein, und brachte ihm den Brief, den Genovesa im Gefängnisse geschrieben hatte. Sie zeigte ihm auch die wohlbekannte Perlenkette, und erzählte ihm unter tausend Thränen, wie viel Gutes Genovesa ihr in ihrer Krankheit gethan hatte, und was sie in der Nacht, bevor sie zur Hinrichtung hinausgeführt wurde, noch Alles gesagt habe. Da löste sich der

stumme Schmerz des Grafen in Thränen auf. Berthas Erzählung, besonders aber der Brief, war ihm der lebendigste Beweis von Genovesas Unschuld. Er weinte so heftig, daß ihm das Gesicht verging, und Genovesas Brief von Thränen ganz durchnetzt wurde. Er seufzte mehrmal so tief aus der Brust, als wollte er seine Seele aushauchen: „O Gott! O Gott! O Genovesa! dich, dich, dich konnte ich morden! Dich und meinen Sohn! O ich unseligster aller Menschen!“ Wolf, sein treuer Freund und Diener, der auf seine Klagen herbeikam, versuchte vergebens, ihn zu trösten!

Nachdem der Graf lange schmerzlich geweint hatte, fuhr er plötzlich auf, forderte sein Schwert, und wollte den Solo umbringen. Wolf hielt ihn zurück, und stellte ihm vor, daß er auch den Solo nicht ungehört verurtheilen dürfe. Da befahl der Graf, den Solo noch in der Nacht zu ergreifen, ihn in Eisen und Bande zu schlagen, und in das nämliche Gefängniß zu werfen, in dem Genovesa so lange geschmachtet hatte. Auch alle Diejenigen, die es mit Solo gehalten hatten, ließ er einstweilen, bis er weiter über sie verfügen würde, festsetzen. Die Soldaten vollzogen diesen Befehl mit Vergnügen. Am andern Morgen befahl der Graf, den Solo ihm vorzuführen. Bis man ihn brachte, las er Genovesens Brief noch einmal. Die Worte: „Verzeih ihm, wie ich ihm verzeihe — wegen

meiner soll kein Tropfen Blut vergossen werden!" gingen ihm tief zu Herzen. Als Solo hereingebracht wurde, blickte der Graf mit seinen verweinten Augen ihn wehmüthig an, und sagte mit sanfter Stimme: „Solo, was habe ich dir gethan, daß du diesen Jammer über mein Haupt brachtest? Was hat dir meine Gemahlin, was hat dir mein Sohn gethan, daß du sie mordetest? Du kamst als ein armer Knabe in dieses Schloß, und genossenst hier nur Gutes — warum vergilst du es mir nun so?“ Solo hatte geglaubt, der Graf werde toben und wüthen. Diese unerwartete Sanftmuth aber brach ihm das Herz. Er fing laut an zu weinen, und rief: „Ach, eine unselige Leidenschaft verblendete mich! Eure Gemahlin ist schuldlos wie ein Engel des Himmels; ich war der Teufel, der sie verführen wollte. Da sie mir kein Gehör gab, wurde ich wie rasend, suchte mich an ihr zu rächen, und zugleich mein eigenes Leben zu sichern. Ich fürchtete, wenn sie Euch die Wahrheit sagte, würdet Ihr mich umbringen. Deshalb kam ich ihr zuvor, und klagte sie bei Euch falsch an.“ Dem Grafen gewährte es doch einigen Trost, daß selbst Solo die Unschuld Genovesas bezeugen mußte, und er winkte mit der Hand, ihn wieder in das Gefängniß abzuführen, verbarg dann sein Angesicht in sein weißes Tuch, weinte sich satt, und verwünschte seinen Jähzorn in die unterste Hölle.



Der Graf war von nun an immer so schwermüthig, daß man für sein Leben fürchtete. Sein Schmerz gränzte bisweilen an Wahnsinn. Die benachbarten Ritter, die indeß auch aus dem Felde nach Hause gekommen und seine guten Freunde waren, besuchten ihn sehr oft, ihn zu trösten. Allein der Graf saß da, und wollte keinen Trost annehmen. Immer hielt er sich in Genovevas Zimmer auf, und ging sonst nirgends mehr hin, als in seine Schlosskapelle. Eine seiner größten Angelegenheiten war es, Genovevas Grab auffuchen zu lassen, um dort zu weinen, und dann ihren Leichnam ehrenvoll begraben zu lassen. Allein Niemand wußte das Grab zu finden; denn die zwei Männer, die sie zum Tod hinaus geführt hatten, waren bald darauf verschwunden, und Niemand konnte sagen, wohin sie gekommen waren. Da ordnete der Graf in der Kirche zu Siegfriedsburg eine prachtvolle Gedächtnißfeier ihres Todes an. Er und alle seine Diener, alle Ritter und ihre Frauen aus der Nähe und Ferne erschienen dabei in der tiefsten Trauer. Auch eine solche unzählige Menge Volkes fand sich dabei ein, daß die Kirche kaum den zehnten Theil davon fassen konnte. Der Graf ließ auch reichliches Almosen unter die Armen austheilen, und in der Kirche ein Denkmahl mit einer goldenen Inschrift errichten, die Genovevas trauervolle Geschichte noch der Nachwelt erzählen sollte.

---

## Fünfzehntes Kapitel.

**Graf Siegfried findet seine Gemahlin  
Genovefa wieder.**

Es vergingen Jahre, bis der Graf sich bereden ließ, nur wieder aus seinem Schlosse zu gehen. Und dann auch mußte sein treuer Wolf ihn dazu gleichsam nöthigen. Seine Freunde, die Ritter, mußten Alles aufbieten, ihn auch nur ein wenig zu erheitern. Der Eine gab eine große Mahlzeit, und ein trefflicher Harfenspieler mußte sich dabei hören lassen, und tröstende Lieder singen. Ein Anderer stellte allerlei Ritterspiele, Pfeilschießen und Ringsstechen an. Ein Dritter lud ihn zu einer Jagd ein. Diese letztere Art von Vergnügen, die der Graf von Jugend auf sehr geliebt hatte, schien am meisten geschickt, seine Schwermuth ein wenig zu zerstreuen. Da die Ritter das merkten, jagten sie sehr oft, bald Hirsche und Wildschweine, bald Wölfe und Bären, wovon es damals in Deutschland sehr viele gab, und der Graf mußte allezeit mit auf die Jagd.

Auf Wolfs Bureden gab der Graf nun auch einmal ein großes Jagen, und bat alle Ritter dabei zu erscheinen. Es war gegen Ende des Winters. Der nächste heitere Tag, an dem es einen neugefallenen Schnee haben würde, ward dazu be-

stimmt. Eine ungeheuer große Eiche an einer Ecke des Waldes wurde zum Versammlungsorte aus-  
 ersehen. Der Tag kam, und mit dem Anbruch  
 der Morgenröthe zog der Graf, von einem zahl-  
 reichen Gefolge von Dienern begleitet, aus. Alle  
 waren zu Pferde, und noch viele Leute mit Pack-  
 pferden, schwer beladenen Maulthierern, und mit  
 Jagdhunden folgten ihnen. Alle eingeladene Rit-  
 ter trafen richtig bei der großen Eiche ein. Die  
 Waldbhörner hallten freudig und muthig durch den  
 Wald. Die Jagd fing an, und Ritter und Knechte  
 jagten sehr eifrig. Eine Menge Hirsche und Wild-  
 schweine wurden erlegt. Der Graf stieß auf ein  
 Stück Wild, das er mit seinem Wurffspieße ver-  
 fehlte. Er setzte ihm zu Pferd nach. Das Thier  
 floh durch Dornen und Sträucher, und über Fel-  
 sentrümmern, und versteckte sich endlich — in Ge-  
 novesas Höhle. Denn es war eben die treue  
 Hirschkuh, von deren Milch Genovesa und ihr Sohn  
 sich schon so lange ernährt hatten.

Da der Graf zuletzt über die steilen Felsen  
 nicht mehr weiter reiten konnte, stieg er ab, band  
 sein Pferd an eine Lanne, verfolgte die Spur des  
 Thieres in dem neugefallenen Schnee, und kam  
 zur Höhle. Er schaute hinein, und erblickte zu  
 seinem Erstaunen in der Tiefe der dunkeln Höhle  
 eine abgekehrte, menschliche Gestalt mit todtblei-  
 chem Angesicht. Es war Genovesa, die ihre

schwere Krankheit zwar überstanden hatte, aber so matt und entkräftet war, daß sie in dieser Wildniß sich nie mehr würde erholt haben. Beinahe an jedem Morgen glaubte sie, sie werde den Abend nicht mehr erleben.

„Wenn du ein Mensch bist,“ rief der Graf in die Höhle hinein, „so komm heraus an das Tageslicht!“ Genovesa kam heraus, in das Schaffell eingehüllt, die Schultern von ihren langen, goldenen Haaren bedeckt, mit bloßen Armen und Füßen, zitternd vor Frost und blaß wie eine Sterbende.

„Wer bist du, und wie kommst du hieher?“ rief der Graf, indem er bestürzt einen Schritt zurückwich. Denn er kannte sie nicht mehr. Sie aber hatte ihn sogleich auf den ersten Blick erkannt.

„Siegfried!“ sagte sie mit schwacher Stimme, „ich bin deine Gemahlin Genovesa, die du zum Tode verurtheilt hast. Aber, Gott weiß es, ich bin unschuldig!“

Da war es dem Grafen nicht anders, als träfe ihn ein Donnerschlag. Er wußte nicht mehr, ob er träume oder wache. Da er vor Schwermuth öfter wie von Sinnen war, und sich jetzt in diesem abgelegenen, schauerlichen Thale, tief im Walde, von allen seinen Leuten weit entfernt und ganz allein sah, so meinte er, er sähe — Genovesas Geist.

„O,“ rief er mit herzdurchdringender Stimme,

„du abgeschiedener Geist meiner Gemahlin! Kommst du zurück, mich meiner Blutschuld anzuklagen? Ward die entsetzliche Mordthat auf diesem Boden hier verübt, und haben sie deinen entseelten Leichnam in diese Höhle da begraben? Ja, so ist es, und dein Leichnam wendet sich in dem Grabe um, daß ich den Boden betrete, den ich mit deinem Blute gefärbt habe; und dein Geist erscheint unwillig darüber, daß dein Mörder sich deiner friedlichen Grabstätte nähere! O kehre zurück, kehre zurück, seliger Geist; mein Gewissen foltert mich schon genug! Kehre zurück in die Wohnungen des Friedens und bete für mich — für einen armen Mann, der auf Erde keinen Frieden mehr hat! Oder erscheine mir nicht in so kläglichem Gestalt; erscheine mir als ein verkklärter Engel, und sage mir, daß du mir verziehen!“

„Siegfried,“ sagte Genovefa weinend, „liebster Gemahl! Ich bin kein Geist! Ich bin wirklich deine Genovefa, deine Gemahlin. Ich lebe noch! Die guten Männer, die mich hinrichten sollten, haben mich verschont!“

Der Graf war aber von Schrecken und Entsetzen noch immer ganz betäubt. Es ward ihm dunkel vor den Augen, und er vernahm ihre Worte kaum. Er sah sie noch immer mit starren Blicken an, und glaubte noch immer einen Geist zu sehen.

Genovefa nahm ihn freundlich bei der Hand.

Alein er zog seine Hand zurück, und rief mit bebender Stimme: „O, laß mich! Laß mich! Deine Hand ist kalt wie Eis. Oder ja! Zieh mich mit dieser deiner kalten Todeshand zu dir hinab in das Grab! Denn das Leben ist mir eine Last, und Sterben ist für mich das Beste!“

Genovefa sagte noch einmal: „Siegfried! Liebest, bester Gemahl!“ und blickte ihn dabei so liebevoll und freundlich an, wie ein Engel des Himmels. „Kennst du denn deine Genovefa nicht mehr! Sieh, ich bin es wirklich! Sieh mich doch nur recht an! Fühle da meine Hand! Schau da den Ring an meinem Finger, den ich noch von dir habe! O komm doch zu dir selbst! O Gott, befreie Du ihn von dieser seiner entsetzlichen Einbildung!“

Endlich kam er von seinem Entsetzen zurück, und erwachte wie aus einem schweren Traume. „Ja, du bist es!“ rief er, und fiel ihr wie zernichtet zu Füßen. Seine Augen ruhten lange auf ihrer abgehärmten Gestalt, und er konnte lange kein Wort hervor bringen. Endlich brach er in einen Strom von Thränen aus. „Du also,“ rief er, „du, du bist meine Gemahlin! Du bist jene lieblich blühende Genovefa! Und nun in diesem Elende! Und von mir in dieses Elend verstoßen! O ich bin nicht mehr werth, daß mich die Erde trage! Ich darf meine Augen nicht zu dir erheben! O, kannst du mir verzeihen?“

Genovefa sagte weinend: „Liebster Siegfried, ich habe nie auf dich gezürnt! Ich liebte dich immer! Ich wußte es ja, daß du betrogen wurdest. O, steh auf, und komm in meine Arme! Sieh, ich weine ja vor Freude, dich wieder zu sehen.“

Der Graf aber getraute sich kaum, sie anzusehen. „Und du machst mir keine Bortwürfe!“ sagte er. „Du gibst mir nicht einmal ein einziges böses Wörtchen! O du Engel des Himmels, du sanfte, himmlische Seele! O was habe ich gethan, dich! — dich! so zu beleidigen.“

Genovefa sprach: „Sei doch einmal ruhig, Siegfried! Nimm Alles als eine Schickung Gottes. Er hat es so gefügt. Es war mir gut, daß ich in diese Wildniß kam. Reichthum und Glanz hätten mich vielleicht verdorben; in der Wüste aber fand ich Gott und den Himmel.“

Indem sie noch sprach, kam Schmerzenreich. Er hatte nichts als sein Rehfellchen um den Leib, und watete mit bloßen Füßen in dem Schnee, der an einigen Stellen dieses engen Felsenthales noch sehr tief lag. Unter dem Arme trug er einige frische, tröpfelnde Kräuter, die er eben in der Quelle gepflückt hatte, und in der Hand hielt er eine Wurzel, von der er eben aß.

Als der Knabe den Grafen in der prächtigen, ritterlichen Kleidung, mit dem hohen, wallenden Federbusche auf dem Helme erblickte, erschrak er,

und stand still. Er schaute seine Mutter an, sah die Thränen, die ihr reichlich über die blassen Wangen flossen, und schrie laut: „Mutter! Wer ist dies? Ist dies etwa auch Einer von den bösen Menschen, und will er dich umbringen? Weine nicht,“ rief er, indem er jetzt auf seine Mutter zusprang. „Ich lasse dir nichts geschehen. Eher soll er mich umbringen, als daß er dir ein Leid zufüge.“

Genovesa sagte freundlich: „O lieber Sohn! Fürchte ihn nicht! Sieh ihn doch an, und küsse ihm die Hand. Er thut dir nichts zu Leid. Er ist dein lieber, guter Vater. Sieh, er weint über unser Elend. Gott hat ihn hergeschickt, daß er uns davon erlöse, und uns mit sich nach Hause nehme!“

Der Knabe wandte sich und blickte auf. Er war mit seinen krausen, schwarzen Locken, der edlen Stirn, den großen funkelnden Augen, der schön gebogenen Nase und den wohlgebildeten rothen Lippen das lebendige Ebenbild des Grafen. Als der Graf den holden, blühenden Knaben erblickte, ward er hoch erfreut, zugleich aber über den armseligen Anzug des lieblichen Kindes von dem innigsten Mitleid durchdrungen. Sein ganzes Herz entbrannte von väterlicher Liebe zu diesem seinem Kinde. „O mein Sohn!“ rief er, „mein liebster Sohn! O komm in meine Arme!“ Er küßte den Knaben, und nahm ihn auf den Arm, und umschlang mit dem andern Arme Genovesa, und blickte mit Augen voll Thrä-



nen zum Himmel, und sprach: „O Gott! Das ist der Seligkeit zu viel für mein armes Herz, wider alles Hoffen und Denken mit einem Male — hier mein liebes Kind das erste Mal zu sehen — und hier mein liebes Weib, mir wie vom Tode zurück gegeben, wiederzusehen!“ Genovesa faltete die Hände fest zusammen, blickte fromm zum Himmel, und sagte: „Ja, o Gott! Du bist unendlich reich im Geben, und weist dem menschlichen Herzen durch Einen Augenblick den Jammer vieler Jahre reichlich zu vergüten! Dir sey Dank!“ Auch der holde Knabe, der seine Eltern so gerührt beten sah, hob ungeheßen die kleinen Händchen zum Himmel, und wiederholte die Worte der Mutter: „Lieber Gott! Dir sey Dank!“ Und alle drei blieben noch lange stillschweigend und unbeweglich in dieser Stellung, und nur ihr Herz sprach zu Gott, was keine Zunge auszusprechen vermag!

Endlich fing Genovesa an: „Leben meine Eltern noch? Seht es ihnen wohl in ihrem Alter? Wissen sie, daß ich unschuldig bin? Ach schon sieben Jahre beweinen sie mich als todt, und bereits sieben Jahre habe ich nichts mehr von ihnen gehört!“ Der Graf sagte: „Sie leben — sind wohl — und wissen deine Unschuld. Und, wo möglich, noch diese Stunde, sende ich einen Reitenden mit der Freudenbotschaft an sie ab, daß du wieder gefunden seyst.“ Genovesa blickte mit gefalteten Händen zum Him-

mel, und rief voll Freude und mit Thränen des Dankes in den Augen; „Nun, so sey denn gelobt, o Gott! Du hast mein Gebet erhört, und die geheimsten Wünsche meines Herzens erfüllt, und auch das noch gewährt, was ich mir kaum zu wünschen getraute. Du hast meinen Gemahl aus dem Kriege zurückgeführt — Du hast meine Unschuld an den Tag gebracht — Du hast mich aus allen Leiden, aus Gefängniß und Tod, errettet — Du hast mir den seligen Augenblick geschenkt, da ich mein liebes Kind seinem Vater zuführen konnte — und nun willst Du mich auch meine lieben Eltern noch einmal sehen lassen! Du bist die lauters Liebe!“

Hierauf führte Genovefa ihren Gemahl in ihre Höhle. Denn sie konnte es mit bloßen Füßen in dem Schnee vor Frost nicht mehr aushalten. Gebückt trat der Graf in die niedrige Höhle. Mit Behmuth betrachtete er die rauhen Wände, das Lager von Moos, die etlichen Kärbisschalen und Binsenkörblein, die Genovefas ganze Einrichtung ausmachten, und von ihrer großen Armuth zeugten. Mit frommer Nührung sah er das kleine Kreuz an der Wand, und den Stein davor, der von Genovefas Knien glatt und ausgerundet war. Er schaute durch die Oeffnung der Höhle hinaus auf die steilen Felsen, die das enge Thal umschlossen, und auf die schwarzen Tannen, die noch voll Schnee hingen, und seine Thränen flossen auf

Reue. „O Genovesa,“ rief er, „durch welch ein Wunder der Allmacht hat dich Gott in dieser schrecklichen Wildniß erhalten! Hat Er dir einen Engel des Himmels geschickt, der dich ernährte?“ — „Ach,“ fuhr er wehmüthig fort, „sieben lange Jahre — ohne einen Bissen Brod — ohne Feuer im Winter — ohne ein warmes Bett — ohne ordentliche Kleidung — mit bloßen Füßen in dem tiefen Winterschnee — eine Herzogstochter, die auf Silber speiste, und aus einem goldenen Becher trank — die in Purpur gekleidet, und zur Wintersonnezeit in das kostbarste Pelzwerk eingehüllt war — ach, es ist zu schrecklich! O welchen unaussprechlichen Jammer habe ich über dich gebracht! Und dennoch, abgezehrt von Kummer und Leiden, liebst du mich noch — du treue, gute Seele! O was ist es doch um gute Menschen!“

Genovesa suchte ihn zu beruhigen. Sie lächelte mit der Heiterkeit eines Engels in ihrem blassen Gesichte und sagte: „Schweig doch, und sage doch kein Wort mehr davon, liebster Siegfried! Gott weiß es, ich hatte in dieser Wildniß auch viele Freuden! Und gibts denn in den Pallästen keine Leiden? Und littest du weniger, als ich? Doch laß das gut seyn,“ fuhr sie fort, um seine Gedanken auf etwas Anderes zu lenken, „und sieh dafür deinen Sohn an. Sieh! seine Wange glühet wie Purpur. Bei ungekünstelter Nahrung und in

Gottes frischer Luft wurde er gesund und stark! In unserm Schlosse wäre er vielleicht verzärtelt worden, und würde blaß und elend aussehen, wie manche Kinder vornehmer Leute. Darum sey fröhlich und danke Gott."

Genovefa setzte sich nun auf den steinernen Sitz in der Höhle. Der Graf setzte sich zu ihr, und nahm den kleinen Schmerzenreich auf den Schooß. Sie erzählte ihm, wie wunderbar Gott sie und ihren Sohn erhalten habe, von dem Augenblicke an, da die Hirschkuh zuerst zu ihr in die Höhle kam, bis zu dem Augenblicke, da das gute Thier, von dem Grafen verfolgt, hier eine Zuflucht suchte. Der Graf hörte mit der größten Aufmerksamkeit und der innigsten Theilnahme zu, und rief am Ende gerührt aus: „Wunderbar bist Du, o Gott, in Deinen Führungen, und unendlich reich an Mitteln, Deine Menschen zu retten! Als ich mein liebes Weib und mein Kind grausam verstoßen hatte, und sie in ihrer großen Noth hätten verschmachten müssen, da hast Du, barmherziger Gott, durch dieses gute Thier hier, Beide gnädig vom Hungertode errettet. Und als ihre Noth wieder auf das Höchste stieg — als die Mutter vor Mangel und Elend dem Tode nahe war, das arme Kind auf dem Wege zu mir durch diese schreckliche Wildniß voll reißender Thiere hätte umkommen müssen, und mir kein menschlicher Mund ihre Noth ansagen

konnte — da hast Du, allwissender Gott, es so gefügt, daß dieses nämliche stumme Thier mein Wegweiser zu ihrer Wohnung werden mußte. O wie leicht, und doch wie wunderbar, weißt Du, unendlich weiser und gütiger Gott, in jeder Noth zu helfen; auf Dich, Du liebevollster Vater der Menschen, wollen wir daher, wie hart auch unser Schicksal seyn möge, unser ganzes Vertrauen setzen!"

---

## Sechzehntes Kapitel.

### Genovevas Einzug zu Siegfriedsburg.

Vater, Mutter und Sohn gingen nun wieder aus der Höhle heraus, und allen standen noch die Thränen der Rührung in den Augen. Jetzt nahm der Graf, um seine Leute zu rufen, sein silbernes Jagdhorn, das ihm an einer goldenen Kette zur Seite hing, und stieß darein, daß der Schall hundertfältig von den Felsen wiederhallte. Schmerzensreich, der in seinem Leben nichts Solches gehört hatte, war hoch erfreut über den wunderbaren Schall. Er wollte das Jagdhorn näher ansehen, fragte, aus was Horn und Kette gemacht seyen, und versuchte sogleich zu blasen. Allein die Luft, die er herausbrachte, klangen nicht sehr an-

genehm. Und die liebevolle Mutter lächelte, ungeachtet ihrer Augen voll Thränen.

Der Graf stieß noch zwei oder dreimal in das Horn, und auf den Schall kamen die Ritter und die Diener des Grafen von allen Seiten zu Pferd und zu Fuß herbeigeeilt. Alle erstaunten über die blasser, abgeehrte Frau, die der Graf bei der Hand hielt, und über den schönen, lieblichen Knaben, den er auf dem Arm hatte. Alle drängten sich herzu, und schlossen einen Kreis um ihn. Alle standen ehrerbietig und schweigend umher; alle waren begierig zu hören, wer die Frau und das Kind sey. Da sprach der Graf mit bewegter Stimme: „Ihr edlen Ritter, und ihr meine treuen Diener! Seht, das ist Genovefa, meine Gemahlin — und das ist mein Sohn, Namens Schmerzenreich.“ Auf diese Worte schrien alle vor Schrecken und Erstaunen laut auf — und man hörte hundertfältige Ausrufungen und Fragen durch einander: „O Gott im Himmel! Was? unsere gnädige Gräfin! — Hat man sie denn nicht hingerichtet? — Ist sie von den Todten auferstanden? Nein, es ist nicht möglich! — Ja, sie ist es dennoch! Ach Gott, in welchem Elende! Seht nur, wie blaß sie aussieht! Ach, unser lieber junger Graf! der schöne, holde Knabe!“ Sie konnten vor Freude und Mitleid, Erstaunen und Neugierde kaum mehr aufhören, zu rufen und zu fragen, zu jammern und sich laut zu freuen!

Der Graf erzählte ihnen kurz die Hauptsache von Genovesas Rettung, und theilte dann unter seine Leute Befehle aus. Ein Paar seiner Reiter mußten augenblicklich auf das Schloß zurückspringen, Kleider für Genovesa zu holen, eine Sänfte für sie zu bestellen, und Anstalten zu ihrem Empfange anzuordnen. Einigen Andern befahl er, die Packpferde und die belasteten Maulthiere herbeizuführen. Noch Andern gebot er, Holz zusammen zu tragen, an einem trockenen Platze unter einem überhangenden Felsen Feuer aufzuschüren, und eine Mahlzeit zu bereiten. Er selbst öffnete das Gepäck, hüllte seine Gemahlin in seinen scharlachrothen, mit schwarzem Pelz ausgeschlagenen Wintermantel, und gab ihr ein großes, feines Tuch, ihr Haupt damit zu umhüllen. Er breitete über ein niedriges, zu einem Sitze dienliches Felsenstück nächst dem Feuer, einen prächtigen Teppich aus, und setzte sie auf den ausgebreiteten Teppich. Alle Ritter kamen, einer nach dem andern herbei, grüßten sie voll Ehrfurcht, und bezeugten ihr, innigst gerührt, ihr Mitleid und ihre Freude. Vor allen Dienern drängte sich aber der redliche Wolf hervor. Er hatte es kaum abwarten können, bis die Ritter die Gräfin begrüßt hatten. „Gnädige Frau,“ sagte er und benetzte ihre Hand mit Thränen, „nun bin ich erst froh, daß wir die Sarazenen meinen alten grauen Kopf nicht gespalten haben, da ich Das noch erlebe.

„Nun will ich gerne sterben!“ Und hierauf nahm er den Knaben auf seine Arme, und küßte ihn auf beide Wangen, und sagte: „Sey mir willkommen, du liebes Kind! Du bist das lebhafteste Ebenbild deines Vaters! Werde tapfer und voll Muth wie dein Vater, und sanft und mild wie deine Mutter, und fromm und gut wie Beide!“

Schmerzenreich war Anfangs scheu und schüchtern über die Menge Leute, unter denen er sich auf einmal befand. Nach und nach wurde er aber zutraulicher und gesprächiger. Da er eine Menge Dinge in seinem Leben das erste Mal sah, so hatte er fast beständig etwas zu fragen oder zu bemerken, und die Fragen und Bemerkungen des lebhaften Knaben kamen manchmal sehr artig und drollig heraus. Am allermeisten war er erstaunt, als er die Ritter erblickt hatte, die zu Pferd in das Thal gekommen waren. Es ging ihm gerade so, wie jenen Völkern, die zum ersten Mal einen Reiter zu Pferd erblickt hatten. Er meinte, Mann und Roß seyen zusammen nur Ein Geschöpf. „Vater,“ rief er, „gibts denn auch Menschen mit vier Füßen?“ Der Vater ließ ihm nunmehr ein Pferd, von dem der Reiter abgestiegen war, vorführen, und Schmerzenreich fragte: „Vater! wo hast du denn diese Thiere gefangen? Solche gibts bei uns im Walde nicht.“ Da er das Pferd näher betrachtete, und den silbernen, reichlich mit Golde



verzierten Bügel in dem Maule des Pferdes bemerkte, rief er: „Ei! fressen denn diese Thiere Gold und Silber? Da fänden sie in unserer Wildniß freilich kein Futter.“ Als nun das Feuer hoch aufloberte, stand er auf's Neue erstaunt da, und rief: „Mutter! Haben die Menschen die Blitze aus den Wolken herabgeholt, oder hat der liebe Gott sie ihnen geschenkt? O,“ fuhr er fort, indem er den schönen Glanz des Feuers betrachtete, und die wohlthätige Wärme empfand, „das ist also das Feuer! Das ist wohl ein recht schönes wunderbares Geschenk des Himmels! Du hast mir zwar schon davon gesagt, liebste Mutter, aber so schön habe ich es mir nicht vorgestellt. Ach, wenn ich es früher gesehen hätte, so hätte ich den lieben Gott gebeten, uns auch davon zu geben. Nicht wahr, liebste Mutter, wir hätten es diesen Winter hindurch wohl brauchen können?“ Bei der Mahlzeit zogen vor allem die kostbaren Früchte seine Aufmerksamkeit auf sich. Er griff sogleich nach den schönen, goldgelben und purpurgestreiften Äpfeln, und rief: „Vater, wirds denn bei dir nicht Winter, daß du so schöne, frische Früchte mitbringst? O bei dir muß es gut wohnen seyn!“ Er getraute sich kaum, die schönen Früchte zu essen. „Es wäre ja Schade dafür!“ sagte er, „sie sind gar zu schön.“ Dann betrachtete er lange und mit großer Aufmerksamkeit ein Glas, wagte kaum, es

anzurühren, hielt es dann lange behutsam in der Hand, und rief endlich verwundert: „Ja, verschmilzt es denn nicht? Ist es denn nicht aus Eis gemacht?“ Nachdem er vernommen, aus was es bestehe, rief er: „O wie viele schöne und wunderbare Sachen hat doch Gott erschaffen, von denen ich nichts gewußt habe!“ Da ihm ein Diener einen spiegelhellen, silbernen Teller hinreichte, und er sein Bild darin erblickte, erschrak er sehr. Erst bebte er zurück, dann griff er furchtsam hinter den Teller, um den Knaben, den er zu sehen glaubte, anzufühlen. Es war ihm unbegreiflich, wie ein Knabe in dem dünnen Teller Platz finden könne. Besonders aber wunderte es ihn noch, daß, wenn er ein ernstes Gesicht machte, der Knabe auch eines mache, und wenn er lächelte, der Knabe ihn auch anlächle. So hatten alle Gäste an dem munteren Kinde tausend Freuden, und so viele Thränen vorhin vergossen wurden, so herzlich lächelten nun Vater und Mutter, und so laut und viel wurde von Rittern und Knappen jetzt gelacht.

Die Mahlzeit war kaum zu Ende, so kam der Reitende mit Genovesas Kleidern zurück. Genovesa ging in die Höhle, warf sich vorerst auf die Knie, um Gott für ihre wunderbare Rettung zu danken, und kleidete sich dann in der Höhle um. Das kleine hölzerne Kreuz nahm sie zum dankbaren Andenken an ihre Leiden zu sich, und trat hierauf, wieder

gräßlich gekleidet, aus der Höhle. Der Graf befahl, das 'sanfteste Maulthier herbei zu führen, breitete einen Teppich darüber, und setzte Genovesa darauf. Er selbst schwang sich auf sein Leibpferd, nahm Schmerzenreich, der darüber sehr erfreut war, zu sich auf das Pferd, und so zogen nun alle der Heimath zu. Auf halbem Wege begegnete ihnen die Sänfte, die für Genovesa bequemer war, und sie setzte sich mit Schmerzenreich hinein. Sobald der Zug den Wald verlassen hatte, kamen ihnen schon eine Menge Leute entgegen. Die Nachricht, die Gräfin sey wieder gefunden, verbreitete sich sogleich durch die ganze Grafschaft, und weit umher rings in allen benachbarten Gegenden. Das Landvolk hatte überall Alles liegen und stehen lassen. Jeder Dreschflegel ward an den Balken gehängt, und jede Spindel ruhte. Ganze Dörfer standen leer, und es blieb Niemand zurück, als die Kranken und die Krankenwärter. Alle hatten ihre besten Kleider angezogen, und eilten, ihre gute Gräfin zu sehen. Es war ein allgemeiner Feiertag durch das ganze Land. Je näher Genovesa ihrem Schlosse kam, je zahlreichere Schaaren von Menschen standen am Wege. Alle grüßten sie mit Thränen und lautem Freudengeschrei.

Unter den Leuten, die ihr entgegen kamen, erschienen auch zwei Pilgrime mit langen Pilgerstäben, und mit Muscheln an ihren Hüten und an

ihren Pilgermänteln. Diese traten zu beiden Seiten der Sänfte, und fielen Genovesen zu Füßen. Es waren die zwei Männer, die Genovesa hätten hinrichten sollen. Beide, besonders Kunz, baten jetzt Genovesa um Verzeihung, daß sie aus Furcht vor Solo sie in der Wildniß allem Elende preisgegeben, und sie nicht vielmehr zu ihren Eltern nach Brabant gebracht hätten. Sie erzählten hierauf, daß sie bald nachher vor Solo selbst nicht mehr des Lebens sicher zu seyn geglaubt, und eine Pilgerschaft in das gelobte Land gemacht hätten; daß sie von dieser Reise erst vor wenigen Tagen zurück gekommen, und nur heimlich und ohne sich Jemanden, als den Ihrigen zu entdecken, voll Furcht in der Grafschaft umher geirrt wären; daß sie gemeint, Genovesa sey längst todt, und deshalb mit einander verabredet hätten, von der ganzen Sache zu schweigen, um den Grafen nicht aufs Neue zu betrüben. „Ach,“ sagten sie, „wie war es doch möglich, daß Ihr, gnädige Gräfin, nicht vor Frost und Hunger umkamet, oder von den wilden Thieren zerrissen wurdet! Wir glaubten, Ihr und Euer liebes Kind hätten in der Wildniß einen fürchterlichern Tod genommen, als wir Euch hätten anthun sollen.“

Genovesa hieß sie aufstehen, bot ihnen freundlich die Hand aus der Sänfte, und sagte: „Ihr guten Männer, euch habe ich, zunächst nach Gott,

mein und meines Kindes Leben zu danken!" „Und du, mein Kind!" sagte sie hierauf zu Schmerzensreich, „danke ihnen auch. Sieh, das sind die Männer, die dich hätten umbringen sollen, die aber Gott mehr als den Menschen gehorcht haben." — „Nicht wahr," fuhr sie hierauf gegen die Männer fort, indem sie mit Augen voll Thränen lächelte, „jetzt reuet es euch doch nicht, daß ihr uns damals verschont habt?" — „Ach Gott!" sagten Beide, „damals meinten wir wunder, wie viel wir thaten, daß wir Euch das Leben schenkten. Jetzt sehen wir es erst ein, daß dieses nichts war, und daß wir hätten unser eigenes Leben daran wagen sollen, Euch zu retten, und Euch zu Euren guten Eltern nach Hause zu führen."

Die Männer warfen sich hierauf dem Grafen zu Füßen, und baten auch ihn um Verzeihung, und dankten ihm für die Barmherzigkeit, die er ihren verlassenen Weibern und Kindern erwiesen hatte. Denn zu ihrem Erstaunen hatten sie erfahren, wie edel Genovesa in ihrem letzten Briefe sie ihrem Gemahle empfohlen, und wie väterlich der Graf, die fromme Bitte seiner Gemahlin zu erfüllen, für ihre Weiber und Kinder gesorgt habe. Der Graf sprach: „Ich wußte nicht, daß ihr euch meiner Gemahlin und meines Kindes erbarmt, und ihnen das Leben geschenkt hattet; allein da ich mich eurer Weiber und Kinder erbarmte, so ging durch

nich, ohne daß ich es selbst wußte, an euch das Wort des Herrn in Erfüllung: Wer barmherzig ist, der wird auch Barmherzigkeit erfahren. Geht hin; ich werde für euch und eure Weiber und Kinder noch ferner sorgen." Beide standen auf, und begleiteten die Sänfte. Heinz aber sagte zu Kunz: „Siehst du nun, daß es wahr ist, was ich dir sagte: Man soll sich beim Gutesethun nie fürchten, so gefährlich es auch manchmal uns vorkommt. Denn über kurz oder lang bringt es doch gute Früchte.“

In dem Augenblicke, da Genovesa eine Anhöhe, worüber die Straße führte, erreicht hatte, und Siegfriedsburg vor sich liegen sah, wurde dort auf einmal mit allen Glocken geläutet. Das Volk erkannte in Genovesas Rettung Gottes allwaltende Vorsehung, und sah ihre Zurückkehr als eine heilige Feierlichkeit an. Deswegen wollte es ihren Einzug zu Siegfriedsburg durch Glockengeläut verherrlichen. Als Genovesa die feierlichen Glockentöne vernahm, wurde sie auf's Neue bis zu Thränen gerührt, und auch die Thränen der unzähligen Menschen flossen reichlicher. Ja, die allgemeine Rührung wurde zur Andacht, die Aller Herzen zum Himmel erhob. Alle lobten und priesen Gott. Nahe vor Siegfriedsburg war die Menge Menschen unübersehbar, und das Gedränge unbeschreiblich. Die Leute waren auf die Bäume an beiden Seiten

des Begeß gestiegen, und in Siegfriedsburg waren alle Fenster und sogar die Dächer, wo Genovesa vorbei kommen mußte, voll Menschen. Denn alle wollten ihre geliebte, so lange todtgegläubte Gräfin, so nahe als möglich sehen. Man hatte daher die Sänfte, die von zwei Maulthierern getragen wurde, geöffnet, damit alle die Gräfin sehen konnten. Aller Augen waren auf sie gerichtet. Alles Volk erhob ein so lautes Jubelgeschrei, daß man das Zusammenläuten der Glocken nur mehr dumpfig hören konnte. Sie aber saß da, wie die Demuth selbst, und schlug über die Ehre, die ihr wiederfuhr, beschämt die Augen nieder. Ihren Sohn hatte sie auf dem Schooße. Dieser hatte noch sein Rehfellchen an, und hielt das kleine Kreuz aus der Höhle in der Hand. Rechts neben der Sänfte ritt der Graf, und links sein treuer Wolf. Die zwei Pilger begleiteten sie, und die Hirschkuh lief, wie ein zahmes Hündchen, hinten darein. Die Ritter und die Diener des Grafen ritten zum Theil voraus, zum Theil folgten sie der Sänfte.

Als der Zug so zwischen der Menge Menschen langsam hindurch kam, da sagten denn Manche zu einander: „Ach, unsre liebe gnädige Frau! Wie blaß und wie fromm sie aussieht! So muß gerade Maria unter dem Kreuze ausgesehen haben!“ Andere sagten: „Seht nur den schönen Knaben! Er sieht in seinem Rehfellchen und mit dem Kreuze

in der Hand gerade so aus, wie in unserer Kirche der kleine Johannes in der Wüste abgemalt ist." Wieder andere riefen: „Ei seht doch nur die Hirschkuh! Sogar die unvernünftigen Thiere lieben unsere fromme, gute Gräfin!" Manche Mutter sagte ihrem Kinde, daß sie auf dem Arme hergetragen hatte, um ihm die gnädige Frau zu zeigen: „Sieh! Diese ist's, um die ich so oft weinte, und von der ich dir so oft erzählte; da sie uns genommen wurde, da warst du noch nicht auf der Welt." Mancher Vater hob seinen kleinen Sohn in die Höhe, und sagte: „Siehst du sie jetzt? Sieh, sie hat dir schon Gutes gethan, als du noch in der Wiege lagst." Mancher Greis, der mühsam an seinem Stabe herbei gekommen war, weinte und schluchzte vor Freude, sie vor seinem Tode noch einmal zu sehen, so heftig, daß ihm Arme und Knie zitterten, und sein ganzer Körper davon erschüttert wurde.

Als Genovesa in dem Schloßhose angekommen war, erblickte sie vor dem innern Schloßthore alle edlen Frauen und Fräulein der ganzen benachbarten Ritterschaft. Ohne daß Eine etwas von der Andern wußte, hatte Jede sich eingefunden, Genovesa zu bewillkommen. Alle waren über Genovesas Unschuld entzückt, und freuten sich ihrer wunderbaren Rettung. Alle hatten auch darüber noch eine besondere Freude, daß Alle so unverabredet zusammengekommen waren, und daß auch nicht



Eine fehlte. Sie sahen diesen Tag als einen Triumphtag der weiblichen Tugend, und als ein allgemeines Ehren- und Freudenfest für alle Frauen und Jungfrauen an. Alle standen in ihrem schönsten Schmucke, wie an einem hohen Festtage, da, und zu vorderst stand eine schöne Jungfrau, ganz weiß gekleidet, und mit einer Schnur der schönsten guten Perlen um den Hals, und überreichte Genovese einen Kranz von immergrünen Myrthen mit zarten schneeweißen Blüthen, als liebliches Zeichen ihrer Unschuld und Treue. „Nimm,“ sagte die Jungfrau innigst gerührt, und konnte die Worte vor Weinen kaum hervorbringen, „nimm diesen Kranz im Namen unser Aller; den schönern Siegeskranz hat Gott dir im Himmel hinterlegt.“

Genovese kannte die Jungfrau nicht. Die Frauen sagten ihr aber, diese Jungfrau sey Bertha, jenes gute Mädchen, das vor sieben Jahren an das Fenster ihres Gefängnisses gekommen, und damals noch nicht vierzehn Jahre alt gewesen sey. „Eble Frau!“ sprachen sie, „diese war die Einzige, die sich in Eurer Schmach und Eurem Elende Eurer annahm! Sie soll daher auch die Erste seyn, die an Eurer Ehre und Freude Theil nimmt.“ Als Genovese das Mädchen ansah, und die wohlbekannten Perlen an ihrem Hals erblickte, da kam ihr jene schreckliche Nacht in dem Gefängnisse wie-

der zu Sinne. „Ach Gott,“ rief sie mit zum Himmel erhobenen Augen, „wer hätte das gedacht, wie ich damals als eine arme Sünderin, mit meinem Kinde auf dem Arme, aus diesen Mauern geführt wurde, daß ich dereinst so zurück kehren würde! Du nur, o Gott! wußtest es damals schon, und hattest damals schon diese Freude für mich im Sinne! O Gott!“ fuhr sie fort, indem sie den Kranz sanfterröthend aus der Hand der Jungfrau nahm, „wenn Du die Unschuld hier auf Erden schon so ehrest und erfreuest, was wird es erst einmal in dem Himmel werden!“

„Recht so, gnädige Frau!“ sagte Wolf. „Die Unschuld wird zwar auf Erde nicht immer so geehrt, und selten wird ihr ein Ehrentag, wie der heutige, zu Theil. Gott läßt das aber doch zuweilen geschehen, um uns einen kleinen Vorgesmack zu geben, was Er uns in dem Himmel für Freuden aufbewahrt habe.“ Darauf wandte er sich zu seinem Herrn, und sprach: „Herr! ich bin die achtzig Jahre, die ich auf der Welt umhergetrieben werde, oft siegreich in dieses Schloß eingezogen; aber einen solchen Triumphtag, wie er dieser Frau zu Theil wird, hab' ich noch nie erlebt.“ „Wolf,“ sagte der Graf, „darum hat diesen Triumph Gott selbst veranstaltet; es ist der herrlichste Triumph, der Triumph der Tugend über das Laster!“ — Und alle Ritter und Frauen gaben ihm Beifall.

Die Jungfrauen beschloffen aber noch besonders, die immergrünen Myrthen mit den weißen Blüthen sollen als Sinnbild der jungfräulichen Unschuld und ehelichen Treue, von nun an zu Brautkränzen bestimmt seyn. Eine Sitte, die sich in vielen Gegenden Deutschlands bis auf unsere Zeiten erhalten hat.

Die Freuden dieses Tages, das viele Weinen und Klagen, hatten Genovesa so angegriffen, daß sie ganz erschöpft war. Sie wurde unverzüglich auf ihr Zimmer gebracht, das sie so viele Jahre nicht mehr betreten hatte. Nachdem sie Gott für ihre wunderbare Rettung noch einmal gedankt, und nur noch einige Augenblicke mit Drako's Wittwe und Waisen gesprochen, und sie ihrer Huld versichert hatte, begab sie sich in das bereit stehende Bett zur Ruhe. Die getreue Bertha aber blieb von nun an beständig um Genovesa, die sich von Niemand mehr bedienen ließ, als von ihr.

---

## Siebenzehntes Kapitel.

**Genovefa sieht ihre Eltern wieder.**

Während in Siegfriedsburg Alle voll der höchsten Freude waren, herrschte in dem herzoglichen Pallaste von Brabant noch die tiefste Trauer. Der alte Wolf erbot sich, die Freudennachricht, Genovefa sey wieder gefunden, ihren Eltern zu überbringen. Der Graf sagte: „Lieber, alter Freund! Bleibe du hier, und überlaß diese beschwerliche Reise einem jüngern Manne. Du weißt ja, wie dich unsre Heimreise aus dem Sarazenenkriege mitnahm, und wie oft du unter Wegs sagtest, dieß sey dein letzter Ritt.“ „Allein Wolf sprach: „Der Mensch denkt's, und Gott lenkt's! Er hat mir nach so manchem kriegerischen Zuge zu guter Letzt' noch einen Ehren- und Freudenritt zugebacht, und den laß ich mir nicht nehmen. Erlaubt es doch, lieber Herr, und laßt mich hin!“ „Aber,“ sagte der Graf, „bedenke doch dein Alter, den weiten Weg, die rauhe Jahreszeit, lieber Wolf!“ „Thut alles nichts!“ sprach Wolf. „Ich fühle mich, seitdem die liebe gnädige Frau wieder da ist, um zehn Jahre jünger. Und wie mich dünkt, kann ich meine Ritterschaft nicht schöner beschließen, als mit diesem Ritt. Ist der vollendet, dann gebe ich mich gern zur Ruhe. Ich alter Mann lege mich dann

nieder, und kann ja alsdann ausschlafen — bis an den jüngsten Tag.“ „Nun,“ sprach der Graf gerührt, „so zieh' denn hin, lieber, alter, getreuer Kriegsgefährte! Nimm das beste Pferd aus meinem Stalle, und wähle dir die zwölf bravsten meiner Reiter zur Bedeckung aus. Sage meinen theuren Schwiegereltern Alles, was dir dein edles Herz eingeben wird, und was ich ihnen, wie du wohl weißt, selbst sagen würde. Gott sey dein Geleitsmann, und führe dich wieder wohlbehalten in meine Arme zurück!“ Auch Genovesa hatte ihn noch einmal rufen lassen, und ihm an ihre theuren Eltern alles Dasjenige aufgetragen, was kindliche Ehrfurcht und Liebe ihr nur immer eingeben konnten.

Wolf hatte die ganze Nacht keine Ruhe. Bevor noch die Morgendämmerung des folgenden Tages anbrach, weckte er die Reiter, half selbst die Pferde füttern und satteln, trieb ohne Unterlaß zu eilen, saß dann wohlgerüstet auf, und zog mit den Reitern fort. Immer ritt er voraus, und rief ihnen des Tages wohl hundert Male zu: „Frisch, Kameraden, vorwärts, vorwärts!“ — und so ging's einen Tag wie den andern, vom frühen Morgen bis spät in die Nacht. Die Reiter fragten ihn: „Warum eilt Ihr denn gar so sehr, Herr Stallmeister?“ Er aber sprach: „Denkt an den Jammer der Eltern, dem wir ein Ende machen werden!

Wenn ein braver Mann einem Leidenden auch nur einige traurige Stunden ersparen kann, so soll er sich keine Beschwerlichkeit verbrießen lassen, und seiner Knochen nicht schonen. Wir ritten oft muthig aus, Wunden zu schlagen und Thränen zu verursachen; reitet nun auch einmal tapfer darauf los, Wunden zu heilen und Thränen zu trocknen." — „Ja," rief er, „ich wollte, das Roß da hätte Flügel, wie jenes, das ich einmal — ich weiß nicht mehr wo — abgemalt sah, und das mir sehr wunderlich vorkam!" — und hiemit gab er seinem Rappen wieder die Spornen.

Ein alter Ritter, auf dessen Schlosse Wolf mit seinen Reitern übernachtete, erzählte ihm, daß der fromme Bischof Hildolf, der Genovesas Ehe mit Siegfried eingesegnet hatte, nur einige Stunden abwegs, eben eine neuerbaute Kirche einweihte. „Da müssen wir spornstreichs hinreiten," sagte Wolf. „Der heilige Mann muß unsere Freudenbotschaft auch wissen. Und da er gar ein weiser und kluger Herr ist, so will ich ihn um guten Rath bitten, wie ich meine Botschaft bei dem Herzoge und der Herzogin am besten anbringen könne. Ich sann unter Weg's schon viel darüber nach, und brachte nichts Kluges heraus. Am liebsten rief ich sogleich von weitem: „Genovesa ist wieder gefunden! Sie lebt!" Allein so mit der Thür ins Haus fallen, thuts doch nicht. Ich bin ein alter

Kriegsmann, und wußte es bisher nur vom Hörensagen, was es um das Erschrecken sey. Und doch — es ist wunderbar! — hat mich das Wort: „Die Gräfin lebt!“ so erschreckt, daß ich zitterte, und den Schrecken noch jetzt in allen Gliedern spüre. Ich hätt' es nie geglaubt, daß die Freude einen Mann so erschrecken könne; und wenn dies mit allen Menschen so ist, so könnte dieser Freudenschrecken die Eltern geradezu tödten, wie ein abgeschossener Pfeil, der mitten ins Herz trifft. Allein ihnen die Sache nach und nach beizubringen, die Worte schlaue zu setzen, das Gespräch fein zu lenken — versteh' ich nun einmal nicht. Unser einer weiß nur das Schwert zu regieren, nicht aber die Zunge. Der ehrwürdige Herr muß da Rath schaffen. Denn die Herzen durch das Wort sanft zu behandeln, das versteht er aus dem Grunde.“

Wolf ritt mit seinen Leuten sogleich zu dem Bischofe, erzählte ihm alles Geschehene, und brachte dann seine Bedenklichkeiten vor. Der Bischof war hoch erfreut, lobte Gott laut, und sprach dann zu Wolf: „Seyd ruhig, alter Mann! Gott fügt Alles, bis auf die kleinsten Umstände, sehr wohl. Ich war eben bereit, zu den trauernden Eltern zu reisen, wohin mich mein Amt ruft. Wir reisen also zusammen.“ Der ehrliche Wolf war darüber sehr vergnügt, und es war ihm keine geringe Freude

und Ehre, mit seinen Reitern den Bischof begleiten zu dürfen.

Der Herzog und die Herzogin hatten das Andenken jenes schrecklichen Tages, an dem sie die Nachricht von Genovesas Hinrichtung erhalten hatten, alljährlich in ihrer Schlosskirche unter Gebet und Thränen gefeiert. Dieser Tag war jetzt eben wieder angebrochen, und sie saßen am Morgen desselben beisammen auf ihrem Zimmer, und waren Beide voll der tiefsten Betrübniß. Sie hatten seitdem sehr gealtert, und ihre Haare waren vor der Zeit grau geworden. Beide waren in Trauerkleider gehüllt, ja die Herzogin hatte seit jenem traurigen Tage die schwarze Farbe gar nicht mehr abgelegt. Es war jetzt bereits Zeit zum Gottesdienste, und sie erwarteten nur noch die Ankunft des Bischofs, den sie, wie alle Jahre, so auch in diesem Jahre eingeladen hatten, an eben dem Altare, an dem Genovesa im Brautkranze vor ihm gestanden, das Gedächtniß ihres Todes zu feiern.

Der Herzog schwieg voll stummen Schmerzens, und dachte eben bei sich: „Es ist doch eine schreckliche Schickung, daß diese Schmach über unser herzogliches Haus kommen, und unsere Familie auf diese Art erlöschen mußte! Doch, Herr, Dein Wille geschehe!“ Die Herzogin seufzte: „Ach, das einzige Kind, und so ein liebes Kind, durch die Hand des Henkers zu verlieren — ist doch zu schauervoll!“



O Genovesa! wir dachten, du würdest wie ein Engel an unserm Sterbebette stehen, und uns die Augen sanft zudrücken, und nun mußte es so kommen! „Doch,“ sagte auch sie, sich wieder fassend: „Dein Wille, o Herr, geschehe!“

Raum hatte sie dieses gesagt, so trat der ehrwürdige Bischof herein. Sein Angesicht leuchtete von himmlischer Freude. „Lasset nun einmal das Trauern, und erfreuet Euch in dem Herrn!“ sprach er, und fing nun an, mit hoher Begeisterung und tiefer Rührung von den wunderbaren Wegen der göttlichen Vorsehung zu sprechen; wandte Jakobs Trauer, dem sein Sohn Joseph geraubt wurde, auf ihre Trauer an; schilderte dann Jakobs Freude, als er seinen Sohn Joseph wieder fand — und der Geist, mit dem der Bischof sprach, und das sanfte Feuer seiner Beredsamkeit ergriff sie mächtig. Der Gedanke an Gottes Alles lenkende Liebe und an Jakobs Vaterfreude erfüllte auch ihre Herzen mit Freude, und verdrängte aus denselben alle Trauer. „Ach,“ sagte die Herzogin, indem sie die Hände faltete, „die Freude, Genovesa wieder zu sehen, wäre zu überschwänglich, und zu außerordentlich, als daß sie uns noch zu Theil werden sollte!“ „Hier auf Erden freilich nicht mehr,“ sagte der Herzog, „aber doch gewiß dort in dem Himmel.“ „Auch hier auf Erden noch!“ sprach jetzt der Bischof. „Der Herr thut auch jetzt noch

große Dinge. Er schlägt Bunden, und heilt sie wieder. Er führt in die Grube hinein, und wieder heraus. Er, der Gott Jakobs und Josephs, lebt noch. Er, der Euer Herz stärkte, daß es der Jammer nicht brach, wolle es jetzt wieder stärken, daß es der Freude nicht unterliege. Anstatt der Trauergesänge, die wir eben jetzt in der Kirche anstimmen wollten, laßt uns ein freudiges „Herr Gott, Dich loben wir!“ singen. Denn Genovesa lebt — und Ihr werdet sie sehen.“ Beide Eltern blickten ihn erstaunt an. Ein Schauer überlief sie bei des frommen Mannes nachdrucksvollen Worten. Hoffnung und Furcht kämpften in ihren Herzen, und sie konnten das, was er sagte, noch nicht glauben.

Da öffnete der Bischof die Thür, rief den alten, ehrlichen Wolf, der mit klopfendem Herzen bei den Dienern des Herzogs in dem Vorzimmer stand, herein, und sprach: „Dieser hier ist der Mann, der Euch das Weitere sagen wird.“ Wolf trat herein, und rief: „Sie lebt! Es ist gewiß so. Mit diesen meinen Augen habe ich sie gesehen, mit diesen meinen Ohren ihre Stimme vernommen, und mit dieser meiner Hand die ihrige gefaßt.“ Das Wort: „Genovesa lebt!“ hatte sich augenblicklich durch den ganzen Pallast verbreitet. Alle Diener des Herzogs und alle Dienerinnen der Herzogin stürzten erstaunt, erschrocken, erfreut, und fast

außer sich, in das Zimmer. Wolf aber stand da, und erzählte die ganze, wunderbare Geschichte, und die Thränen zitterten an seinen grauen Augenwimpern, und oft brach ihm die Stimme vor Rührung. Alle standen bebend, weinend und schluchzend umher — und der Herzog und die Herzogin saßen bleich vor Freudenschrecken da, und wußten fast selbst nicht, wie ihnen geschah.

Endlich, da sie nicht mehr zweifeln konnten, und die Männer, die mit Wolf gekommen waren, jedes seiner Worte bestätigten, und Wolf ihnen noch jedes Wort sagte, das Genovesa und der Graf ihm aufgegeben hatten — da war es ihnen, als erwachten sie aus einem schweren Traume. Sie lebten gleichsam von Neuem wieder auf, und riefen Beide: „Wir haben genug gelebt! daß unsere Tochter Genovesa noch lebt. Wir wollen hin, und sie sehen, ehe wir sterben!“ Nachdem sie Gott noch zuvor in Seinem Tempel feierlich gedankt hatten, reisten sie unverzüglich ab, und der fromme Bischof, und der ehrliche Wolf mit seinen Leuten, und ein großes Gefolge von Dienern begleiteten sie.

Genovesa hatte sich indeß durch die zärtlichste Sorgfalt und liebeichste Pflege merklich erholt, und auf ihren Wangen erschien wieder eine sanfte Röthe. Der einzige Wunsch, den sie jetzt noch auf Erde hatte, war der, ihre geliebten Eltern zu

sehen. Da kamen sie plötzlich, und viel früher, als man sie erwartet hatte, in Siegfriedsburg an. Sie grüßten Genovefa mit heißen Thränen. Der ehrwürdige Vater sagte mit einer Empfindung, wie einst Simeon, indem er sie umarmte: „Nun, Herr, läßt Du Deinen Diener im Frieden dahinscheiden, da meine Augen dieses Heil noch gesehen haben.“ Und die fromme Mutter sprach, sie umarmend, mit einer Nührung wie einst der Patriarch Jakob: „Nun will ich gerne sterben, da du noch lebst — und deine Unschuld an den Tag kam.“ Und beide Eltern weinten die seligsten Thränen, indem sie abwechselnd Genovefa in ihre Arme schlossen.

Hierauf erblickten sie den holden Knaben, und riefen Beide zugleich voll Entzücken: „Du bist also unser Enkel — o komm, komm in unsre Arme!“ „Gott segne dich, mein Kind!“ rief der Großvater, indem er ihn auf die Arme nahm, und ihn küßte. Und: „Gott segne dich, du liebes, süßes Kind!“ wiederholte die Großmutter, als sie den Knaben aus des Großvaters Armen in die ihrigen nahm, und ihn mit Küssen und Thränen der Freude überhäufte. Und Beide sprachen dann fast mit Einer Stimme und voll Anbetung Gottes: „O wunderbar, wunderbar ist Gott! Wir beweinten dich als todt, liebste Tochter, und dachten, dein Angesicht auf Erde nicht mehr zu sehen, und jetzt

läßt uns Gott gar noch deinen Sohn, unsern geliebten Enkel, sehen!“

Jetzt trat der fromme Bischof, den Genovesa und Siegfried in ihrer Freude noch nicht bemerkt hatten, näher. Es war Genovesen, da sie ihn so plötzlich erblickte, als sehe sie einen Boten Gottes vom Himmel. Der apostolische Mann sah erst Genovesa, Siegfried und Schmerzenreich, und dann den Herzog und die Herzogin segnend an, streckte die Hand aus, und sprach dann: „Nun hat der Herr erfüllt, was mich Sein Geist vorhersehen ließ! Er hat Dir, meine Tochter, und Euch allen hier ein größeres Glück bereitet, als alle Güter, Freuden und Ehren dieser Welt, aber ein Glück, das mit großen Leiden anfang, wie alles wahre Heil auf Erden anfangen muß. Das Leiden ist der Weg zur christlichen Vollkommenheit, der einzig wahren Bildung des Menschen, gegen die alles Irdische Staub ist, und die allein uns der Seligkeit des Himmels fähig macht. Diesen Weg hat Gott Euch alle geführt. Genovesa wurde in dem Vertrauen auf Gott, der Geduld im Leiden, der Versöhnlichkeit gegen Feinde, und in andern schönen, liebenswürdigen Eigenschaften wahrer Christen geübt; ja, ihre Tugend wurde durch die Blut des Leidens zum reinsten Golde geläutert. Graf Siegfried kam durch bittere Erfahrung zur Erkenntniß, welchen unermesslichen Jammer heftige Leidenschaft-

ten aufrichten können; das Elend, das er sich selbst und denjenigen bereitet hat, die er vor allen Menschen auf Erden liebte und ehrte, überzeugte ihn von der Nothwendigkeit, sich selbst zu überwinden, und die Leidenschaften der Herrschaft der Vernunft zu unterwerfen. Auch der kleine Schmerzenreich lernte in der Wüste Gott mehr erkennen, als es bei den mancherlei Zerstreuungen in einem gräflichen Schlosse oder herzoglichen Pallaste hätte geschehen können; hätte Gott ihn vom Hofe, wo es nie an Schmeichlern fehlt, nicht in jene Wüste versetzt, so würden wir die lieblichen Blüthen künftiger Tugenden, die uns mit so schönen Hoffnungen erfüllen — diese holde Demuth, diese Unschuld, diese Aufrichtigkeit, diese Folgsamkeit, diese Genügsamkeit — vielleicht nicht an ihm erblicken. Genovefa's ehrwürdige Eltern, denen durch die Nachricht von dem Tode ihrer geliebten Tochter alle Freuden und aller Trost auf Erden genommen ward, richteten ihre Blicke mehr himmelwärts; sie sahen es immer mehr ein, wie Alles hier auf Erden so gar eitel und nichtig, und wahre, ungetrübte Seligkeit nur in jener bessern Welt, in dem Himmel, zu finden sey, wo kein böser Mensch unsre Ruhe stören kann, wo keine Thräne mehr geweint wird, wo kein Tod und keine Trennung mehr ist. Die innigste Sehnsucht nach jenem bessern Leben erfüllte ihr Herz, und machte ihnen den Tod, den die Men-

sehen so sehr fürchten und scheuen, nunmehr so wünschenswerth, daß sie ihn als einen Engel Gottes betrachten, der uns sanft heimbringt in unser wahres Vaterland, zu unserm lieben Vater im Himmel. Und nun, nachdem Alle so an Erkenntniß und Tugend gewonnen und das schöne Ziel ihrer Leiden erreicht hatten, hat Gott uns Alle, so wie wir damals, als wir uns das letzte Mal sahen, beisammen standen, wunderbar und gegen alle Erwartung jetzt wieder zusammen geführt, und heute ist der Tag erschienen, da wir Alle Ihm für seine väterliche Führungen mit Freudenthränen danken; und keines von uns Allen fehlt, nur ist unsre Zahl noch um dieses liebe Kind hier vermehrt worden. Selig Derjenige, der in der Prüfung aushält! Denn, nachdem er bewährt erfunden worden, wird er die Krone des Lebens empfangen, die Gott allen Denjenigen verheißen hat, die Ihn lieb haben. Diese Krone ist Euch jetzt auch hinterlegt."

---

## **Achtzehntes Kapitel.**

**Genovesas Leiden werden ein Segen für das ganze Land.**

Sobald es bekannt wurde, daß Genovesa sich viel besser befinde, und sich von ihren Leiden sehr erholt habe, kamen alle Tage Leute, die sie sehen wollten. Wolf mußte es Genovesa auf Ritterehre versprechen, auch die Geringsten nicht abzuweisen. Da ward denn der Zulauf sehr groß, und immer wurden Mehrere zugleich in das Zimmer gelassen. Die Leute waren aber so stille und eingezogen, daß sie sich kaum zu athmen, und nicht vorwärts zu gehen getrauten, sondern an der Thür stehen blieben. Die Männer standen mit ihren Mägen unter dem Arme, so ehrerbietig da, wie in der Kirche, und sogar die kleinen Kinder auf den Armen der Mütter hoben andächtig die Händchen auf.

Genovesa lag meistens auf ihrem Ruhebette, oder saß weißgekleidet in ihrem Lehnstuhl, und ihr schönes, blaßes Gesicht sah so fromm und himmlisch, so sanft und mild, so liebevoll und freundlich aus, daß es den Leuten nicht anders vorkam, als sey es von hellen Strahlen umgeben. Sie hieß die Leute etwas näher kommen, und sagte ihnen dann immer einige Worte, die ihnen zeitlebens unvergeßlich blieben.



„Ihr lieben, guten Leute!“ sagte sie unter Anderm, mit sanfter lieblicher Stimme. „Es freut mich, daß ihr mich heimsucht, und ich danke euch für Eure Liebe, mit der ihr an meinen Leiden und Freuden Theil nehmet. Ach, ich kann es mir wohl denken, daß ihr auch mancherlei Leiden habt, und ich weiß es, daß Manches von euch sich in der Welt viel plagen muß! Aber liebet nur Gott, vertrauet auf Ihn, und verzagt nie. Er errettet diejenigen, die Ihn lieben, aus allen Nöthen. Wo Alles verloren scheint, kann Er noch helfen. Wo die Noth am höchsten, ist Seine Hülfe am nächsten. Er macht am Ende Alles recht. Ist's nicht wahr? Seht ihr das nicht selbst deutlich an meiner Geschichte?“

„Seyd zufrieden mit dem, was ihr habt, und begnügt euch mit Wenigem. Auch bei Wenigem kann man vergnügt leben. Das erfuhr ich in der Wildniß. So arm ihr seyd, so habt ihr doch mehr, als ich in der Wüste draußen hatte. Ihr habt doch eine Hütte, ein Kleid, ein Bett, und im Winter eine warme Stube und eine warme Suppe. Und mehr braucht ja der Mensch nicht. Hängt daher euer Herz nicht an das Zeitliche! Verlaßt euch nicht auf das todte Geld, sondern auf den lebendigen Gott. Gott kann den Reichsten schnell ärmer als den Ärmsten, und den Ärmsten wieder reich machen. Das seht ihr ja an mir!“

„Haltet euch immer fest an Gott, betet gerne, und bewahrt euer Gewissen rein. Wer mit Gott Eins ist, und Ihn im Herzen trägt, der hat den Himmel im Herzen. Das Gebet gibt Kraft zum Gutesethun, und Stärke im Leiden. Es durchdringt die Wolken, und bleibt nie unerhört. Ein gutes Gewissen ist in allen Leiden — im Gefängnisse, in Krankheit und bei dem Herannahen des Todes ein sanftes Ruhefissen. Das werdet ihr erfahren, wie ich's erfahren habe.“

„Wenn euch euer Gewissen Vorwürfe macht — und wem macht es keine, wenn er auch gleich keine solche Verbrechen begangen hat, deren man mich beschuldigte? — wenn euch euer Gewissen also Vorwürfe macht, so suchet vor Allem euch mit Gott auszusöhnen, und nehmt deshalb eure Zuflucht zu Christus, Seinem lieben Sohne. Ihn hat der Vater zum Heile der sündigen Welt dahingegeben. Er ist die Versöhnung unserer Sünden. Er vergoß Sein Blut zur Vergebung der Sünden. So wir sagen, wir haben keine Sünde, so betrügen wir uns selbst. So wir aber unsere Sünden bekennen, so ist Er treu und gerecht, und vergibt uns die Sünde, und reiniget uns von Allem, was nicht recht ist.“

„Höret nur das Evangelium gerne — da werdet ihr Alles noch besser inne werden, als ich es euch sagen kann! Mit einem Evangelienbuch in der einen, und einem Kreuze in der andern Hand la:

men die ersten Verkünder des Evangeliums zu euch. Noch einmal! Höret das Evangelium — bewahrt es im Herzen — befolgt es! Denn es ist Gottes Wort, und hat eine Kraft in sich, Alle selig zu machen, die daran glauben. Und dann noch einmal, denkt stets: „Im Kreuze ist Heil!“ Durch das Kreuz — durch Leiden und Tod — ging Christus in Seine Herrlichkeit ein! Durch Kreuz und Leiden und viele Trübsale müssen auch wir in das Reich Gottes eingehen. Nicht wahr, diesen Weg wollen wir mit einander gehen?“ sagte sie, und bot nun noch allen die Hand, und Eines nach dem Andern mußte ihr das auf die Hand versprechen.

Den Eheleuten und Eltern redete sie noch besonders zu. Die Eheleute ermahnte sie zur Eintracht und Liebe, und warnte sie vor Eifersucht. „Seht doch nie falschen Zungen Gehör, die eure Eintracht und Liebe stören wollen!“ sagte sie, die es selbst erfahren hatte, was solche falsche Zungen für Jammer auch in der besten Ehe anrichten können. Die Eltern ermahnte sie, ihre Kinder fromm und christlich zu erziehen. „Seht,“ sagte sie mancher Mutter, die mit ihrem Kinde auf dem Arme vor ihr stand, „es steht dem lieben Kinde nicht auf der Stirne geschrieben, was in dieser Welt noch alles über dasselbe verhängt sey. Jetzt lächelt es noch freundlich in die Welt herein; aber es wird die Zeit kommen, wo es auch trauern und weinen

wird, wie noch Alle, die in die Welt kamen. Darum erzieht es gut, daß es Kraft in sich habe, sich durch die Welt durchzuschlagen. Als meine Mutter mich so auf dem Arme hielt, dachte sie wohl nicht daran, was für große Leiden über mich kommen würden. Aber wenn sie mich nicht von Jugend auf zur kindlichen Furcht Gottes und zum herzlichen Vertrauen auf Gott angeleitet hätte, so hätte ich meinem Leiden unterliegen, und in der Wildniß verzweifeln müssen, und mir wohl gar das Leben genommen, und ich wäre nicht mehr da! Ohne festen Glauben an Gott, an Christus, und an ein ewiges Leben wäre es ein betrübtes, trostloses Leben auf Erde. Pflanzt euren Kindern diesen Glauben daher frühe ein."

Schmerzenreich mußte nun noch jedem der Kinder etwas Schönes zum Andenken schenken, und unbeschenkt wurde nie ein Kind entlassen. Diese Güte und Freundlichkeit, und die schönen Zusprüche ihrer gnädigen Gräfin gingen den Leuten sehr zu Herzen, und die härtesten Männer weinten gleich Kindern. Genovefa's Frömmigkeit, ihre Leiden, ihre Geduld, ihr Wort und Beispiel waren ein großer Segen für das ganze Land. Weit umher wurden die Menschen viel frommer, und besserten sich augenscheinlich, und in mancher Hütte, in der vorher der Unfriede zu Hause war, wohnte nun Eintracht und Liebe, Ruhe und Zufriedenheit. Der

fromme Bischof sagte oft: „Wenn Gott durch einen Menschen ein großes Heil stiften will, so schickt er ihm große Leiden zu — und ein solches Leiden ist dann gleichsam auch eine der heiligen Beihen, die Gott selbst verleiht. Genovesas Leiden stiften mehr Gutes, als meine Predigten.“

---

## Neunzehntes Kapitel.

### Solos Schicksal.

Wann die Leute aus dem Zimmer der Gräfin herab kamen, wollten sie auch noch den Solo sehen. Ein Blutgericht hatte ihn als einen Verläumder, treulosen Diener, und dreifachen Mörder zum Tode verurtheilt. Er sollte von vier Pferden oder vier Ochsen in vier Stücke zerrissen werden. Allein der Graf hatte auf die herzliche Fürbitte seiner frommen Gemahlin ihm die Todesstrafe geschenkt. Ihn aber von dem ewigen Gefängnisse zu befreien, stand nicht in des Grafen Gewalt. Der Kerkermeister, der den Leuten den Solo zeigen mußte, hatte sehr viel zu thun, und fast den ganzen Tag keine Ruhe. Er that es aber doch gerne. „Kommt nur!“ sagte er zu den Leuten. „Da droben im Zimmer der Gräfin habe ihr ein Bild der Unschuld und der

Zugend gesehen. Da drunten in Solo's Gefängnisse könnt ihr nun das Bild der Sünde und des Lasters sehen."

Er ging mit der Laterne und einem Bunde Schlüssel voraus, die enge steinerne Stiege hinab. Als er die schwere, eiserne Thür aufmachte, da wurde es den Leuten ganz schauerlich, und als er mit der Laterne in das Gefängniß hineinleuchtete, und sie den Solo sahen, erschrafen sie noch mehr. Denn Solo war fürchterlich anzusehen. Das Haar hing ihm wild und zerstreut über die Stirne, und er hatte einen langen Bart. Sein Gesicht war bleich wie eine Wand, und er blickte mit seinen schwarzen Augen scheu und gräßlich umher. Sein böses Gewissen peinigte ihn so, daß er oft ganz wahnsinnig war, fürchterlich brüllte, mit seinen Ketten rasselte, und den Kopf an die Wände stieß. Auch wenn er mehr bei sich selbst war, führte er allerlei seltsame Reden, die einem durch Mark und Bein gingen.

"O Thor! Thor! siebenfacher Thor, der ich war!" schrie er oft. "O wehe dem, der von Gott abweicht, sein Herz bösen Begierden öffnet, und die Stimme seines Gewissens nicht mehr hört! Anfangs mag er einige falsche, eitle, betrügerische Freuden genießen — aber sein Ende ist Jammer und Elend! Er wandelt auf Blumen; aber plötzlich stürzt er in einen Abgrund, den die Blumen

vor seinen Augen verbargen! Wehe, wehe dem, der nach verbotenen Freuden trachtet! Er glaubt sich einem blühenden Rosenstrauche zu nähern, streckt die Hand nach einer Rose aus — aber plötzlich fährt eine zischende, giftgeschwollene Schlange aus dem Strauche hervor, umschlingt ihn mit siebenfachen Ringen, und würgt und droffelt und zerfleischt ihn ohne Aufhören mit giftigen Bissen!" —

Manchmal fragte er, obwohl man ihm das schon oft gesagt hatte: „Ihr Leute! Ist's wahr, hat man die Gräfin und ihr Kind wieder gefunden? Ist's so, oder hat mir's nur so geträumt? Nein, nein! Es hat mir nicht geträumt. Es ist so, es ist wirklich so. Ich glaub's. Denn hört," fuhr er dann mit wehklagender Stimme fort, „Gott ist ein furchtbarer Rächer! Er hat sie aus diesem Gefängnisse da errettet, und mich in eben dieses Gefängniß hinunter geworfen. Ja, ja, da saß sie," sagte er, und schlug mit der Hand auf das rothe Steinpflaster — „da, auf diesem Boden, wo ich jetzt sitze. Glaubt ihr nun, daß Gott gerecht ist?"

Ein anderes Mal rief er: „Gottlob! Kommt ihr nun einmal, mich abzuholen? Nun, so führt mich denn hinaus zur Richtstätte. Ich gehe gern!" sagte er, und stand auf. „Ich habe eine unschuldige Mutter und ein armes Kind umgebracht — darum muß man mir den Kopf auch abschlagen. Ich habe unschuldiges Blut vergossen — seht ihrs

da, meine Hände sind noch voll Blut — seht ihrs, über und über sind sie blutroth! Seht, die Wäche voll Thränen, die mir aus den Augen fließen, waschen sie nicht mehr weiß. Drum muß ich mein Blut auf der Richtstatt auch verspritzen. Ich thu' es aber gern! Besser unter dem Schwerte des Scharfrichters sterben, als diese Qual da — da — da drinnen," er zeigte auf die Brust — „noch länger erdulden!"

Zu Zeiten, wann Gewissensangst und Verzweiflung ihn noch mächtiger ergriffen, und ihn ganz außer sich brachten, sah er die Leute, sobald man die Thür geöffnet hatte, starr an, lachte dann fürchterlich, und schrie: „So! bringt man euch einmal! Nicht wahr, ihr habt euch auch von der bösen Lust betrügen lassen, und ihr habt die Unschuld auch verführt? Wie, laßt mir eure Hände sehen, ob keine Thränen einer unglücklichen Mutter daran hängen, oder kein Blut eines armen Kindes daran klebt? Ihr bietet sie mir nicht her — ihr getraut euch nicht, sie mir zu zeigen? — Jetzt weiß ich's," schrie er dann fürchterlich, „es ist so! Eure Hände sind voll Blut und Thränen, wie die meinigen. Ihr seyd Verbrecher, wie ich. Kommt nur herein zu mir! Seht," fuhr er fort, und rückte auf die Seite, „seht, da, da ist künftig euer Platz. Alle diese Verbrecher gehören zu mir herein." — —

Da singen die erschrockenen Kinder an, laut zu



schreien, und verbargen das Gesicht in die Kleider ihrer Mütter; jeder Jüngling und jede Jungfrau nahmen sich heilig vor, das Herz vor solchen Sünden rein zu bewahren, die den Menschen in ein solches Elend stürzen können; und mancher Mann und manche Frau sagten laut: „Lieber wollte ich in der Wildniß mich von Wurzeln und Kräutern nähren, und unschuldig seyn, wie Genovefa — als so wie Solo in einem gräflichen Schlosse im Ueberfluß leben, und ein böses Gewissen haben, und ein solches Ende nehmen.“

„Da habt Ihr Recht!“ sagte der Kerkermeister, indem er die eiserne Thüre zuschloß; „und wenn das Lasterleben auf dieser Welt auch nicht immer ein so schlimmes Ende nimmt, so ist es doch gewiß der Anfang unendlich größerer Leiden in jener Welt.“

In diesem verzweiflungsvollen Zustande lebte Solo viele Jahre, und ob sein Tod tröstlicher war, weiß man nicht. Man sagt, er habe keine Ruhe gehabt, bis man ihm sein Recht endlich noch angethan habe.

---

## **Zwanzigstes Kapitel.**

### **Audenten an Genovesa.**

Nachdem die Kinder Genovesen, Schmerzenreich und Solo gesehen hatten, wollten sie — wie nun die Kinder einmal sind! — auch noch die Hirschkuh sehen. Der Graf hatte ihr einen eigenen schönen Stall bauen lassen. Sie lief frei in dem Schloßhofe herum; ja sie kam wohl auch in das Schloß, und die Stiege herauf, bis vor Genovesas Zimmer, und war da nicht wegzubringen, bis man sie auf einige Augenblicke hineingelassen hatte. Sie war sehr zutraulich gegen alle Leute, und fraß ihnen aus der Hand, und auch die Jagdhunde auf dem Schloßhofe thaten ihr nichts zu Leid. Die Kinder hatten eine große Freude an dem schönen Thiere, gaben ihm Brod, und streichelten es, und die Mütter sagten: „Mein Gott! wenn dieses Thier nicht gewesen wäre, so wären unsre liebe Gräfin und unser lieber junger Graf in der Wildniß umgekommen!“ — „Darum soll man kein Thier plagen!“ sagte die Magd, die das treue Thier zu versorgen hatte. „Wenn wir den Ochsen nicht hätten, den wir vor den Pflug spannen, und keine Kuh, die uns Milch gäbe, so ging es uns wohl eben so schlimm, als es der lieben Gräfin ohne Hirschkuh in der Wildniß gegangen wäre. Ja die

Welt wäre ohne die Thiere eine rechte Wüdnis für uns! Man sähe da wenig gebaute Aecker, und die schönsten Wiesen würden uns nichts helfen. Darum plagt euer Vieh nicht, und laßt uns Gott auch für diese Wohlthat danken."

Wie lange Genovesa noch lebte, ist nicht genau bekannt, wohl aber das: So lange sie noch lebte, lebte sie in Freude, und that noch unaussprechlich viel Gutes, und sanft und selig war ihr Ende. Ihr übriges Leben glich einem schönen, stillen Frühlings-Abende nach einem schweren Gewitter, das glücklich vorüberzog; und ihr Tod war wie der schöne, liebliche Untergang der Sonne, die noch leuchtet und Segen verbreitet, bis auch ihr letzter Strahl — nicht erlischt — sondern nur sich unsern Augen entzieht, um herrlicher in einer andern Welt aufzugehen.

Bei ihrem Leichenbegängnisse fanden sich unzählige Menschen ein, und alle vergossen an ihrem Grabe heiße Zähren, die heißesten aber Siegfried und Schmerzenreich. Die treue Hirschkuh legte sich auf ihr Grab, und wich nicht mehr davon. Von dem Futter, das man ihr vorlegte, rührte sie gar nichts an, bis man sie eines Morgens auf dem Grabe todt fand. Der Graf ließ Genovesen ein prächtiges Grabmahl aus weißem Marmor errichten, an dem ganz unten auch die Hirschkuh in Stein ausgehauen war.

In der Wildniß hatte der Graf auf Genovefas Bitte eine Einsiedelei anlegen lassen. Rechts neben Genovefas Höhle stand die Kapelle. Der fromme Bischof Hildolf weihte sie ein, und das Volk nannte sie Frauenkirchen. Genovefas Geschichte war zierlich und schön an den Wänden abgemalt, und das kleine hölzerne Kreuz, an dem so viele theure Erinnerungen hafteten, wurde — doch erst nach Schmerzenreichs Tode — in Gold gefaßt, und auf den Altar gestellt. Zur andern Seite der Höhle war die Zelle des Einsiedlers, nebst einem zierlichen Gärtchen, durch das die Quelle floß. Sehr viele Menschen kamen immer dahin, und der freundliche Einsiedler zeigte ihnen dann das kleine Kreuz, die Gemälde, die Höhle, den Stein, auf dem Genovefa gekniet, und die Quelle, aus der sie getrunken hatte, erzählte ihre Geschichte, und ermahnte Groß und Klein, ihrem schönen Beispiele zu folgen.

Das Volk verehrte Genovefa als eine Heilige, und nach beinahe hundert Jahren rühmten sich noch alte, eisgraue Männer: „Da ich noch ein Kind war, habe ich Genovefa gesehen!“ und sie erzählten nun den horchenden Enkeln und Ur-enkeln, was Genovefa ihnen gesagt habe.

Das Schloß Siegfriedsburg oder Siegfriedsheim, im gemeinen Leben bloß Siegmern oder Simmern genannt, wo Siegfried und Genovefa

gewohnt hatten, ward indeß zerstört, und es sind, unter dem Namen Altsimmern nur noch, nicht weit von Koblenz, einige Trümmer davon zu sehen; allein die Ehrfurcht und Liebe gegen Genovefa war dauerhafter und unzerstörbarer, als jene feste Mauern. Keine Macht der Zeit konnte ihr Gedächtniß von der Erde vertilgen, und manche Frau und Jungfrau führt zum Andenken an sie bis auf den heutigen Tag noch den Namen — Genovefa!



**U n f e l m o.**



## Erstes Kapitel.

### Der Jüngling in der Fremde.

Un einem schönen Frühlingsmorgen wanderte Anselmo, ein adeliger Jüngling von sechzehn Jahren, am Gestade des Meeres hin. Er kam von Salerno, wo sich damals die berühmteste hohe Schule Italiens befand, und wollte die Osterfeiertage auf seinem väterlichen Stammschlosse zubringen. Die Erde prangte im vollen Schmucke des Frühlings, der sich in dem herrlichen Italien um einen Monat früher einstellt, als bei uns; das Meer schimmerte im Purpurglanze der aufgehenden Sonne. Anselmo's Herz glühte von Andacht; er konnte sich nicht enthalten, nieder zu knien, und den Schöpfer aller dieser Wunder — der Sonne, des Himmels, der Erde, und des Meeres anzubeten.

Anselmo blieb lange so knien, stand dann plötzlich auf und eilte mit schnellen Schritten weiter. Er gedachte der Freude, seine geliebten Eltern wieder zu sehen. Seine Eltern waren von altem Adel; allein ihre schönen, ansehnlichen Güter hatten durch den Krieg sehr gelitten, und ihre Vermögensumstände waren daher gegenwärtig ziemlich be-



schränkt. Was sie aber ihrem Sohne geben konnten, und was mehr ist, als alle Reichthümer der Welt, das gaben sie ihm — eine vortreffliche Erziehung. Von seiner zartesten Kindheit an lehrten sie ihn Gott kennen und lieben, auf Ihn vertrauen und seine ganze Seligkeit in Ihm suchen. Sie ließen den talentreichen Jüngling Alles lernen, was sie für seinen Stand als nöthig oder auch nur als zur Erde reichend erachteten. Sie hatten ihn auf die hohe Schule geschickt, und sich gar Manches versagt, damit er dort seinem Stande gemäß leben könne. Er vermied deshalb jeden unnöthigen Aufwand, lebte sehr sparsam und zurückgezogen, und nahm an den mancherlei kostspieligen Vergnügungen, wozu ihn die studirenden Jünglinge von Adel einluden, keinen Theil. Er machte auch kein Geheimniß daraus, daß seine Kasse nicht so gut bestellt sey, wie die übrige, und es war ihm sehr lieb, eine so gütige Entschuldigung zu haben, und seine Zeit einzig seinen Studien widmen zu können. Um seinen Eltern eine Ausgabe zu ersparen, machte er auch diese seine Reise nach Hause nicht zu Pferd oder zu Wagen, sondern zu Fuß, und fand eine solche Fußreise für einen rüstigen Jüngling sehr angenehm.

Der Weg führte ihn jetzt durch laubreiche Lorbeer-Gebüsch, und bog um eine Felsenacke. Da sah er ganz unerwartet ein Schiff, das hier vor

Anker lag. Einige Männer, mit schwärzgelben Gesichtern und in fremder, seltsamer Tracht, schöpften an einer Quelle, die aus dem Felsen hervorbrach, Wasser. Sie waren Seeräuber aus Algier. Kaum hatten diese rohen Menschen den zarten Jüngling erblickt, so sprangen sie auf ihn zu, wie grimmige Tiger auf ein schuldloses Lamm, ergriffen ihn, schleppten ihn auf das Schiff, beraubten ihn seiner schönen Kleider, zogen ihm Sklavenkleider von grobem Sacktuche an, setzten ihm einen flachen Hut von Binsen auf, fesselten ihm Hände und Füße mit Ketten, und gesellten ihn den übrigen gefangenen Christen im Schiffe bei, die von ihnen bereits zu Wasser und zu Land geraubt worden. Diese Christen begrüßten den edlen, lieblichen Jüngling mit lautem Jammer, und Einige aus ihnen vergossen über sein und ihr eigenes trauriges Schicksal reichliche Thränen.

Nachdem Anselmo sich von dem ersten Schrecken erholt hatte, faltete er seine gefesselten Hände, und richtete seine Blicke zum Himmel. Seine Empfindungen waren so mächtig, daß er laut betete: „O Du guter, Du großer allmächtiger Gott, der Du den Himmel, die Erde und das Meer erschaffen hast! Du hast dieses Leiden über mich kommen lassen! Gib mir Deine Gnade, daß ich, in Deinen Willen ergeben bleibe, in dieser Prüfung bestehe, und von Dir bewährt erfunden werde. Tröste Du

meine lieben Eltern und Geschwister! Ach, die guten Eltern erwarten mich morgen Abends; sie werden mir mit meinem kleinen Bruder und meiner noch jüngern Schwester entgegen kommen. O wie bekümmert werden sie seyn, da ich nicht eintreffe, da sie nicht wissen können, was mir begegnete, und vielleicht all ihr Nachforschen, was aus mir geworden sey, vergebens seyn wird! Doch, ich traue es Dir zu, liebster Vater im Himmel, Du werdest mich wieder zurückführen in ihre Arme; Du werdest meinen und ihren Schmerz wieder in Freude verwandeln! Du verlässest Diejenigen nicht, die auf Dich vertrauen! Felsen mögen wohl wanken, und Gebirge in das Meer versinken; aber Deine Liebe und Treue wanket ewig nicht."

Den übrigen Gefangenen, die meistens Italiener waren, ihn verstanden und ihn so beten hörten, ging sein frommes Vertrauen auf Gott sehr zu Herzen. Sie gewannen Zutrauen zu dem frommen Jünglinge, fragten ihn, wer er sey, woher er komme und wohin er reisen wollte, und erzählten ihm auch ihre Geschichte. Ein junger Rechtsgelehrter, groß und ansehnlich von Gestalt, dem Anselmo's Familie bekannt war, erwies ihm viele Achtung. Der edle, sehr gebildete Mann erzählte ihm mit Thränen in den Augen, daß er, als arm und Waise, seine Studien unter vielen Entbehrungen vollendet, erst kürzlich eine Beamtenstelle erhalten habe, und eben

jezt zu Schiffe seine Braut abholen wollte. „Allein,“ sprach er, „anstatt des sanften Bandes, das mich für immer mit ihr verbinden sollte, muß ich nun diese Ketten tragen!“ Ein junger Schiffer beklagte nur seine alten hülflosen Eltern, die er mit seinem gefahrvollen, mühsamen Verufe bisher ernährt hatte. „Ach,“ seufzte er, „nun sind sie dem äußersten Mangel, dem Hunger und Kummer preisgegeben!“ Ein Fischer, ein schon etwas älthcher Mann, war der Traurigste aus Allen. Er saß, stillschweigend und in sich versunken, am äußersten Ende des Schiffes. Er stützte den Kopf in die Hand, und stille Thränen flossen über seine Wangen. Er war Vater von fünf unerzogenen Kindern, und war höchst bekümmert, wie es ihnen und ihrer frommen, tugendhaften Mutter nun gehen werde. Anselmo näherte sich ihm, nahm ihn liebe reich bei der Hand, sprach mit ihm von Gottes heiliger Vorsehung, und wie Gott uns alle Dinge zum Besten lenke, und daß Gott Sich nicht vergebens den Vater der Wittwen und Waisen nenne. Der Mann und alle Gefangene hörten ihm in ihrem Elende mit großer Andacht zu. Der Anblick des schönen adeligen Jünglings, seine weisen Reden, die Freundlichkeit, mit der er Allen begegnete, seine Heiterkeit in seinen Ketten, erheiterte nach und nach Alle, und machte ihnen frischen Muth. Der trauernde Fischer stand auf und sagte: „Der liebe Gott hat

meine lieben Eltern und Geschwister! Ach, die guten Eltern erwarten mich morgen Abends; sie werden mir mit meinem kleinen Bruder und meiner noch jüngern Schwester entgegen kommen. O wie bekümmert werden sie seyn, da ich nicht eintreffe, da sie nicht wissen können, was mir begegnete, und vielleicht all ihr Nachforschen, was aus mir geworden sey, vergebens seyn wird! Doch, ich traue es Dir zu, liebster Vater im Himmel, Du werdest mich wieder zurückführen in ihre Arme; Du werdest meinen und ihren Schmerz wieder in Freude verwandeln! Du verlässest Diejenigen nicht, die auf Dich vertrauen! Felsen mögen wohl wanken, und Gebirge in das Meer versinken; aber Deine Liebe und Treue wanket ewig nicht."

Den übrigen Gefangenen, die meistens Italiener waren, ihn verstanden und ihn so beten hörten, ging sein frommes Vertrauen auf Gott sehr zu Herzen. Sie gewannen Zutrauen zu dem frommen Jünglinge, fragten ihn, wer er sey, woher er komme und wohin er reisen wollte, und erzählten ihm auch ihre Geschichte. Ein junger Rechtsgelehrter, groß und ansehnlich von Gestalt, dem Anselmo's Familie bekannt war, erwies ihm viele Achtung. Der edle, sehr gebildete Mann erzählte ihm mit Thränen in den Augen, daß er, als arm und Waise, seine Studien unter vielen Entbehrungen vollendet, erst kürzlich eine Beamtenstelle erhalten habe, und eben

jezt zu Schiffe seine Braut abholen wollte. „Allein,“ sprach er, „anstatt des sanften Bandes, das mich für immer mit ihr verbinden sollte, muß ich nun diese Ketten tragen!“ Ein junger Schiffer beklagte nur seine alten hilflosen Eltern, die er mit seinem gefährvollen, mühsamen Berufe bisher ernährt hatte. „Ach,“ seufzte er, „nun sind sie dem äußersten Mangel, dem Hunger und Kummer preisgegeben!“ Ein Fischer, ein schon etwas älthcher Mann, war der Traurigste aus Allen. Er saß, stillschweigend und in sich versunken, am äußersten Ende des Schiffes. Er stützte den Kopf in die Hand, und stille Thränen flossen über seine Wangen. Er war Vater von fünf unerzogenen Kindern, und war höchst bekümmert, wie es ihnen und ihrer frommen, tugendhaften Mutter nun gehen werde. Anselmo näherte sich ihm, nahm ihn liebeich bei der Hand, sprach mit ihm von Gottes heiliger Vorsehung, und wie Gott uns alle Dinge zum Besten lenke, und daß Gott Sich nicht vergebens den Vater der Wittwen und Waisen nenne. Der Mann und alle Gefangene hörten ihm in ihrem Elende mit großer Andacht zu. Der Anblick des schönen adeligen Jünglings, seine weisen Reden, die Freundlichkeit, mit der er Allen begegnete, seine Heiterkeit in seinen Ketten, erheiterte nach und nach Alle, und machte ihnen frischen Muth. Der trauernde Fischer stand auf und sagte: „Der liebe Gott hat

uns diesen Jüngling hergesendet, uns zu trösten. Wir wollen, wie er, unser Vertrauen auf Gott setzen! Ich hoffe nun auch, Gott werde unsere Ketten uns zum Segen reichen lassen!"

Der junge Schiffer stimmte das schöne sicilianische Schifferlied an, das wegen seiner einfachen, sanften Melodie so berühmt ist; und da alle Gefangene auf dem Schiffe Christen waren, so stimmten sie in den Gesang mit ein, und wählten aus dem Liede vorzüglich jene Strophen, die ihnen in ihrem gegenwärtigen Leiden Trost gewährten. Sie sangen:

O Du Heilige,  
Hochbegnadigte,  
Süße Mutter der Liebe!  
Trösterin im Leiden,  
Reinster Quell der Freuden,  
O, bitt für uns, Maria!

O Geduldige,  
Gottesgebene,  
Auf dem Nachtpfad des Lebens;  
Daß wir ohne Klagen  
Still die Leiden tragen  
O, bitt für uns, Maria!

O Barmherzige,  
O Mitleidige,  
Mutter unsers Erlösers!  
Tröstend uns begleite —  
In dem letzten Streite  
O, bitt für uns, Maria!

---

# An die heiligste Jungfrau.

*Sing-  
stimme.*

*O Du Heilige, Hochbe-gnadigte,*

*Clav-  
vier.*

*p*

*süße Mutter der Lie-be! Trösterin im*

*Lei-den, reinster Quell der Freu-den,*

*o, bitt für uns, Ma-ri-a!*

*2 mal D. Quo.*





## **Zweites Kapitel.**

### **Der Sklave.**

Indeß sah Anselmo mit Schmerzen sein Vaterland, das freundliche Italien, so wie das Schiff fortsegelte, sich immer weiter entfernen; Berge und Hügel, Tempel und Palläste schienen immer niedriger zu werden und verschwanden endlich ganz. Man erblickte nichts mehr, als Himmel und Meer.

Die Seeräuber fuhren noch einige Tage auf dem Meere hin und her, um christliche Schiffe aufzufinden und sie zu erobern. Sie trafen keines mehr an; zu ihrem Schrecken erblickten sie aber in weiter Ferne die weißen Segel eines großen Kriegsschiffes, das sie verfolgte. Die christlichen Gefangenen freuten sich im Stillen und schöpften Hoffnung, befreit zu werden. Allein die Seeräuber nöthigten sie mit Peitschenhieben, zu den Rudern zu greifen, ruderten selbst mit Macht, und zogen alle Segel auf. Das Kriegsschiff kam ihnen zwar näher, segelte aber doch zu langsam, sie einzuholen. Die Nacht brach ein, die Christen seufzten, ihre Hoffnung vereitelt zu sehen. Die Räuberhorde frohlockte, in der Hoffnung sicher zu entkommen.

Als die Morgenröthe anbrach, und Himmel und Meer von ihrem Glanze zu glühen schienen,

sah man nichts mehr von dem Kriegsschiffe. Anselmo, der schon gemeint hatte, sein Gebet um Befreiung sey erhört, war sehr bestürzt und konnte die Thränen nicht mehr zurückhalten. Allein er faßte sich wieder und sprach zu seinen Mitgefangenen: „Wenn Gott unsere vertrauenden Gebete auch nicht sogleich erhört, so läßt Er sie doch nicht unerhört. Er allein weiß dazu die rechte Zeit zu bestimmen; die Stunde kommt gewiß, da Er mich und Euch, meine Unglücksgefährten! aus den Händen dieser Ungläubigen erretten wird.“

Ehe eine Stunde vergangen war, sahen sie die große Stadt Algier von dem Glanze der Morgensonne beleuchtet, gleichsam aus dem Meere emporsteigen. Da die Stadt an dem Abhange eines Berges, Straße über Straße erbaut ist, so kam nach und nach eine Reihe von Häusern nach der andern zum Vorschein. Die Tempel der Türken, Moscheen genannt, auf denen nicht das Zeichen des Kreuzes, sondern der Halbmond, das Zeichen der Türken, im Sonnenglanze blinkte, waren für den frommen Anselmo ein trauriger Anblick.

Das Schiff landete, die Gefangenen wurden ausgeschifft, und nach einer kurzen Rast dur<sup>ch</sup> die engen, schmutzigen Straßen der Stadt auf ~~den~~ großen Marktplatz geführt. Hier wurden sie, wie das Vieh auf einem Viehmarkte, zur Schau ausgestellt und verkauft. Zuerst lief bloß eine Schaar

vom niedrigsten Volke, lauter lumpiges Gefindel, zusammen, begaffte die gefangenen Christen, und verhöhnte und verspottete sie mit lautem Gelächter und allen erdenklichen Schimpfnamen. Nach und nach fanden sich mehrere wohlhabende Einwohner der Stadt ein. Sie durchgingen die Reihe der Gefangenen, und beschauten einen nach dem andern, wie Pferde, die man kaufen will. Auf dem Platze lagen große Steine und Balken in Bereitschaft, an denen man die Stärke der Sklaven, die man zum Verkauf ausbot, zu prüfen pflegte. Die Türken befahlen ihnen, sie aufzuheben und in der Straße auf und ab zu tragen, und handelten dann sehr eifrig um den Kaufpreis. Mancher Kauf wurde geschlossen. Der Rechtsgelehrte, der junge Schiffer und noch Andere wurden zu hohen Preisen verkauft. Anselmo, der keinen der schweren Steine aufzuheben vermochte, wurde verlacht. Die Käufer fanden den zarten Jüngling zur Sklavenarbeit zu schwach, und gingen verächtlich an ihm vorüber.

In einiger Entfernung stand ein alter Jude, mit einem Gesichte voll Runzeln, und sah dem Verkehrse, wie es schien, sehr gleichgültig zu. Er war ganz schwarz gekleidet, hatte einen schneeweißen Bart, und trug auf dem Kopfe einen dreispitzigen Hut. Nachdem Alle, bis auf Anselmo verkauft waren, trat er näher, setzte seine Brille

auf, betrachtete ihn kopfschüttelnd, ließ sich seine Hände zeigen, und tadelte, daß sie so weich und der Arbeit ungewohnt seyen. „Aber etwas,“ sagte der Jude in italienischer Sprache, „wirst du doch gelernt haben? Sag' einmal an, worauf hast du dich verlegt?“ Anselmo glaubte in der Lage, in der er sich nun einmal befand, und die er sich zu erleichtern wünschte, seine Talente nicht verheimlichen zu müssen. Er sagte, daß er sich vorzüglich in schriftlichen Arbeiten geübt habe, und sowohl italienische als französische Briefe zu schreiben wisse. „Hum, hum,“ sagte der Jude; „das wäre etwas; aber was verstehst du weiter?“ Anselmo sagte, er verstehe lateinisch und griechisch. „D weh,“ sagte der Jude, „das ist nichts für die Türken; dergleichen Waare können wir hier zu Lande nicht brauchen. Kannst du sonst nichts mehr?“ Anselmo sagte, er könne singen und die Laute spielen. „Schade,“ sagte der Jude, „daß wir nicht sogleich eine Laute bei der Hand haben. Singe aber einmal ein hübsches Liedchen. Laß dich einmal hören!“ Anselmo, der eine ganz ungemein liebliche Stimme und einen vortrefflichen, meisterhaften Vortrag im Gesange hatte, zwang sich zu singen. „Je nun,“ sagte der Jude, „das wäre eben nicht so übel.“ Er bot drei Goldstücke für Anselmo, und stieg nach langem Handeln bis auf zehn. Da die Verkäufer noch mehr forderten, und

noch immer nicht einschlugen, zückte er die Aehseln, wendete sich und ging. Sie riefen ihn aber zurück, und überließen ihm den edlen Jüngling für die zehn Goldstücke. Es schmerzte Anselmo, in Vergleich mit den übrigen Sklaven, so wohlfeilen Preises verkauft zu werden. Allein er tröstete sich mit dem Gedanken: „Für einige Silberstücke von geringem Werthe wurde der ägyptische Joseph, ja Christus selbst verkauft; Josephs Verkauf diente aber am Ende doch ihm und vielen Menschen zum Segen. Christi schmähhcher Verkauf gereichte zum Heile der Welt. Vielleicht wird, unter Gottes Leitung, auch aus meinem Verkaufe noch etwas Gutes erfolgen.“

Der Jude, Namens Jussuph, war ein Kaufmann, und trieb den Sklavenhandel nur so nebenher. Sklaven, die nur zu gemeinen, rohen Arbeiten taugten, zu kaufen, damit gab er sich gar nicht ab. Er verstand es, geschickte junge Leute auszusuchen, die sich zu bessern Diensten, wozu mehr Einsicht und Gewandtheit gehört, verwenden ließen. Auch kaufte er fast immer sehr wohlfeil ein, und wußte sehr theuer zu verkaufen. An Anselmo hoffte er wohl etwas zu gewinnen.

Als er mit Anselmo nach Hause kam, sprach er zu seinem Buchhalter: „Die edle, feine adelige Gestalt des hübschen Jünglings, der Verstand, den ich in seinen Augen zu bemerken glaube, der An-

stand, der, trotz seines Sklavenkittels, eine edle Abkunft verräth, geben mir Hoffnung, ihn als Diener oder Aufwärter, als eine Art von Edelknaben bei einer vornehmen Herrschaft anzubringen."

Zussuph befahl, den Anselmo zu einem Lautenhändler zu führen. „Suche dir dort," sprach er zu ihm, „die zierlichste und wohlklingendste Laute aus." „Du aber," schärfte er dem Diener ein, der Anselmo begleiten mußte, „du handle auf das Allergenaueste um den Preis." Anselmo brachte eine treffliche Laute, und Zussuph befahl ihm: „Nun spiele und singe."

Anselmo fand es für gut, eine Stelle aus den Psalmen zu wählen, von denen er viele auswendig wußte. Er sang und spielte:

„An den Flüssen Babylons  
Säßen wir und weinten,  
Wenn wir an Sion dachten;  
Unsre Harfen hingen  
Dort an Trauerweiden.  
Ach, Die uns gefangen hielten,  
Forderten von uns Gesang,  
Sprachen: „Singet uns Gesänge Sions!"  
Ach, wie könnten wir das Lied des Herrn  
In dem fremden Lande singen?  
O Jerusalem, vergeß ich dein,  
So möge meine Rechte  
Des Saitenspiels vergessen,  
So flebe, statt daß ich singe,  
Die Zunge mir am Gaumen."

Zussuph ward sehr gerührt und hatte Thränen in den Augen. „O das ist schön,“ rief er, „das ist sehr schön! Das geht zu Herzen. Ach, wir Israeliten alle leben auch, wie einst unsre Väter unter den Trauerweiden Babylons, fern von unserm Vaterlande, ja wir sind gar in die weite Welt zerstreut!“

„Wir Menschen alle,“ sprach Anselmo, „leben hier auf Erden wie in einem fremden Lande; unser einziges, rechtes Vaterland ist der Himmel.“

„Da hast du Recht,“ sagte Zussuph; „das ist wahr, ganz wahr. Du führest sehr weise Reden. Ich hätte nicht gedacht, daß du in unsern heiligen Gefängen so bewandert seiest, und ihren tiefen Sinn so gut verstehest. Nun ist es mir noch einmal so lieb, daß ich dich gekauft habe. — Auch deine Manier zu singen ist, so viel ich davon verstehe, sehr gut. Sie wird dich rekommandiren; sie wird dir eine gute Stelle verschaffen!“ — „Und,“ dachte er, „mir Vieles einbringen!“

Zussuph verkaufte aber Anselmo nicht sogleich. Er wollte, wie er es schon mit vielen Sklaven gemacht hatte, ihn erst etwas an die Sitten und Lebensart der Türken gewöhnen, und besonders ihn mit der Landessprache bekannt machen, damit er mit seiner künftigen Herrschaft reden könne, ihre Befehle verstehe und dieselben genau vollziehen möge. Er selbst gab ihm Unterricht in der tür-



kischen Sprache und erstaunte über dessen Fortschritte.

Wer mit Jussuph bloß Handelsgeschäfte abzumachen hatte, hielt ihn für einen sehr genauen, kargen Mann, der Alles bis auf einen Heller austüpfelte. Sonst aber war er gar nicht knickerig, sondern vielmehr freigebig und wohlthätig. Die Speisen, die er dem jungen Anselmo reichen ließ, waren nach Landesart gut; sie bestanden aus Reis mit Lammfleisch, Datteln und Oliven, und hie und da gab er ihm auch ein Stück von einer gemästeten Gans. Freilich war auch einiger Eigennutz dabei. „Denn,“ sagte Jussuph, „der Bursche soll sein feines, gedeihliches Aussehen nicht verlieren, um desto verkäuflicher zu seyn.“ Die Kammer, die Jussuph ihm zum Aufenthalte einräumte, war eine der besten im Hause; allein da sie bloß für Sklaven bestimmt war, so hatte sie dennoch ein düstereß, unfreundliches Aussehen. Es kam den adeligen Jüngling hart an, sich daran zu gewöhnen, indem er bisher immer nur helle, freundliche, zierlich eingerichtete Zimmer bewohnt hatte. Er mußte, weil er sehr schön schrieb, eine Menge Conto und Rechnungen abschreiben, und bedauerte die Zeit, die er auf der hohen Schule besser zum Studiren hätte verwenden können. Manchmal mußte er Tage lang bei dem Aus- und Einpacken der Waaren helfen, wobei er manchen Schweißtropfen

vergoß. Und so war noch Vieles, das ihm schwer fiel. Er nahm aber alle diese Leiden von Gott an, und trug sie mit Geduld. Er war immer heiter und fröhlich, wie ein Engel Gottes.

---

### Drittes Kapitel.

#### Die türkische Familie.

Nachdem ein Jahr verfloßen war, kam Jussuph eines Tages sehr vergnügt nach Hause, schmunzelte, rieb sich die Hände und sprach zu Anselmo: „Ich denke, dir Glück wünschen zu dürfen; ich habe einen ganz vortrefflichen Platz für dich ausfindig gemacht. Ich zweifle nicht, du werdest dich glücklich schätzen, und man werde auch mit dir höchlich zufrieden seyn.“

Er versah ihn mit sehr feinen Kleidern von solchen Farben, die gut in die Augen fielen, befahl ihm, seine Laute mitzunehmen, und führte ihn in ein Haus der Stadt, das einem Pallaste glich. Ein zierlich gekleideter Diener meldete beide, kam bald wieder zurück, und wies sie in ein prächtiges Zimmer.

Der Herr des Hauses, ein Türke von ansehnlicher Gestalt und lebhafter, blühender Gesichts-

farbe, in prachtvoller türkischer Kleidung, saß auf einem reich gestickten Sopha, vor dem ein bunter Teppich ausgebreitet lag. Er rauchte aus einer schönen, mit einem zwei Ellen langen Rohre versehenen Pfeife lieblich duftenden Tabak; auf einem niedrigen Tischchen neben ihm stand, in herrlichen Porzellangeschirren, Kaffee.

„Man hat mir gesagt,“ sprach der Türke zu Anselmo, „du seiest ein guter Sänger und Lautenspieler. Laß deine Kunst einmal hören!“ Anselmo sagte bescheiden: „In der Sprache dieses Landes weiß ich nicht zu singen. Ich kann nur italienische Lieder.“ „Auch gut,“ sagte der Türke, „singe und spiele, was du am besten verstehst.“ Anselmo, der sich aus dem milden Italien in das heiße Afrika versetzt sah, und unter den Gefangenen in Algier auch Menschen aus dem kalten Erdstriche kennen gelernt hatte, sang:

Gott, aller Menschen Vater, hält  
In Seiner Vaterhand die Welt,  
Gibt auf dem ganzen Erdenrund  
Den Menschen Seine Liebe kund!  
Der Mohr bei heißer Sonnenglut  
Begnügt im Palmenschatten ruht;  
Dem Mann' am Schnee=bedeckten Pol  
Ist's bei dem Feuerherde wohl.

O möchten Alle hier und dort,  
Im heißen Süd, im kalten Nord,  
Des Einen Vaters Liebe kennen!

D möchten Alle nah und fern,  
Doch ihren Schöpfer, Gott und Herrn  
Voll Liebe ihren Vater nennen!

Der Türke hörte aufmerksam zu, rauchte mit großem Wohlbehagen seine Pfeife, nickte öfter wohlgefällig mit dem Kopfe, und sprach zu Ende des Gesanges: „Bravo! Du übertriffst meine Erwartung. Ich denke, mit deinen übrigen Kenntnissen, die mir Jussuph gerühmt hat, werde es eben so gut bestellt seyn.“ Er that mehrere Fragen an ihn, und war mit Anselmo's Antworten zufrieden. „Gut,“ sagte er; „ich glaube dir! Ich zweifle nicht, daß du die Geschicklichkeiten, die ich fordere, wirklich besitzt.“

Er stand auf, und ging in ein Nebenzimmer, dessen Thüre halb geöffnet war. Man hörte, daß er mit Jemandem rede, konnte jedoch nicht verstehen, wovon. Nach einer Weile trat er wieder heraus, und zählte dem erfreuten Jussuph hundert Goldstücke auf den Tisch. Jussuph strich sich, während des Zählens beständig schmunzelnd, den Bart, und strich dann das Gold höchst entzückt in den mitgebrachten ledernen Sackel. „Eure Herrlichkeit,“ sagte er zu dem Türken, „werden mit dem Handel zufrieden seyn; und du, Anselmo, wirst durch deine Aufführung sicher beweisen, daß du des Goldes werth seiest! Lebet wohl! Der Gott meiner Väter behüte euch!“

Der Türke, bei dem nun Anselmo in Diensten

stand, hieß Achmed, und war ein überaus reicher Kaufherr, der sehr weit ausgebreitete Handelsgeschäfte machte, auch in der Stadt eine ansehnliche Würde bekleidete. Er sagte, daß er Anselmo vorzüglich bei seinem Briefwechsel mit Italien und Frankreich benützen werde, und nannte ihm die übrigen Geschäfte, die er künftig im Hause zu besorgen habe. Unter andern mußte er bei Tische den Aufwärter machen. Da es bald Zeit zum Mittagessen war, so befahl ihm Achmed, sogleich die Tafel zu decken, welches Geschäft er sehr nett und zierlich verrichtete.

Bei der Tafel erschienen nur vier Personen, Achmed, seine Frau Fatime, und seine zwei Kinder, ein Knabe von neun und ein Mädchen von sechs Jahren. Die Frau, die jetzt den Schleier, der ihr Angesicht verhüllte, zurück schlug, war von ausnehmender Schönheit. Die Kinder, die sehr artig und liebenswürdig schienen, grüßten den fremden Jüngling sehr freundlich und betrachteten ihn mit großer Aufmerksamkeit. Anselmo versah den Dienst eines Aufwärters mit vielem Anstand; er verstand jeden Wink, ja Manches hatte er, bevor man es ihm befahl, schon gethan. Gegen Ende der Mahlzeit sprach Achmed: „So gut, so schnell und flink wurden wir bei Tische noch nie bedient.“

Die Frau hatte vorhin in dem Nebenzimmer dem Gesange und Lautenspiele Anselmo's zugehört.

„Du singest und spielst sehr schön,“ sprach sie zu ihm; „ich möchte noch eines deiner schönen Lieder hören.“ Anselmo holte seine Laute, und da er die Liebe dieser Eltern zu ihren Kindern, und die Liebe der zwei Kinder zu ihren Eltern mit Rührung bemerkt hatte, so sang er italienisch:

Wo je ein gutes Elternpaar  
Die Kinder herzlich liebt,  
Wo der liebvollen Kinder Schaar  
Die Eltern froh umgibt;  
Da segnet sie des Höchsten Blick,  
Und schenket ihnen Heil und Glück.

Kein Vater, keine Mutter hat  
Je so geliebt, wie Er;  
Der liebe Gott liebt in der That  
Uns noch unendlich mehr!  
Die Liebe, die ihr Herz erfüllt,  
Aus Gottes Vaterherzen quillt.

Mehr noch, als es die Eltern sind,  
Ist Gott der Liebe werth;  
D liebt Ihn, wie ein gutes Kind  
Die Eltern liebt und ehrt!  
Dann wird die Welt ein Himmelreich —  
Die Menschen werden Engeln gleich.

Herr und Frau hörten mit Vergnügen zu. Die Kinder waren ganz entzückt. „Das Liedchen ist wunderschön,“ sagte der Knabe; „nur Schade, daß man kein Wort davon versteht!“ „Ich möchte auch so schön singen lernen!“ sagte das Mädchen. „Und ich,“ rief der Knabe, „will die Laute dazu

spielen lernen.“ „O,“ rief das Mädchen, „das mag wohl sehr schwer seyn! Das Singen ist leichter; ich kann schon ein wenig singen.“ Sie fing an mit ihrem zarten Stimmchen ein türkisches Liedchen zu singen. „Gut, gut,“ sprach der Vater; „Anselmo soll euch Unterricht geben.“ Die Kinder freuten sich, und Anselmo versicherte, daß er es mit Vergnügen thun werde. Beide Kinder gewannen ihn bald sehr lieb. Das gefiel den Eltern sehr wohl, und erwarb dem guten Anselmo ihre volle Zufriedenheit und ihr vorzügliches Vertrauen.

---

## **Viertes Kapitel.**

### **Der Löwe.**

Nach einigen Wochen reiste Achmed mit seiner Familie auf sein Landgut. Anselmo mußte sie begleiten. Das schöne Gut lag weit hinein im Lande, nahe an dem Gebirge. Achmed hatte hier ein großes Haus mit einem Garten, der einem Paradiese glich. Reiche Blumenbeete von allen Farben gewährten einen entzückenden Anblick; lange Reihen von Bäumen prangten mit Pomeranzen, -Granatäpfeln, Feigen und andern köstlichen Früchten. Aus dem Garten kam man in schöne Maulbeerpflanzun-

gen, worauf sich die Seidenraupen ohne Menschenpflege nährten, und ihre Gespinnte, gleich goldenen Früchten, an den Baumzweigen aufhängten. Man sah da Weinstöcke, die an Ulmen und ähnlichen Bäumen hoch empor wuchsen, sich von Baum zu Baum schlangen, und die Bäume mit den herrlichsten Trauben schmückten, als hätten diese Waldbäume so köstliche Früchte hervorgebracht. Weiterhin befand sich ein ganzer Wald von Olivenbäumen, der zu dem Landgute gehörte. Mehrere Sklaven waren eben eifrig beschäftigt, die Oliven zu sammeln, aus denen das beste Baumöl gepreßt wurde.

Achmed ging Abends, da sich die Tageshitze etwas abgekühlt hatte, mit seiner Frau, den zwei Kindern und Anselmo hinaus, um die Arbeiter zu besuchen. Die Sonne war bereits untergegangen. Die müden Arbeiter saßen in einiger Entfernung vom Olivenwalde bei ihrem Abendessen. Einige Schritte weiterhin hatten sie ein Feuer aufgeschürt, bei dem sie gekocht hatten, das aber jetzt in Asche gesunken war, und kaum mehr ein wenig rauchte. Achmed und Fatime gingen noch eine kleine Strecke weiter, um das Gebirge zu betrachten, dessen hohe Gipfel und Fiebernbäume, obwohl es im Thale bereits dunkel wurde, noch im Abendrothe glühten. Die zwei Kinder liefen auf der grünen Ebene umher. Der Knabe belauschte einen Vogel, der aus



einem Busche sein Abendlied ertönen ließ. Das Mädchen hatte sich einem Strauche genähert, um welchen einige Insekten flogen, die viel schöner und heller als Johanniskäferchen glänzten, und dem Kinde fliegende Diamanten schienen. Da kam plötzlich ein furchtbarer Löwe, mit sträubender Mähne und weit aufgesperrtem Rachen von dem Gebirge her. Alle flohen entsetzt und todtenblaß dem Landhause zu. Die kleine Almire konnte nicht so schnell laufen, blieb zurück, und das grimmige Raubthier war ihr schon sehr nahe. Allein Anselmo ergriff, schnell entschlossen, ein noch glühendes Scheit von der Feuerstätte, schwang es im Kreise, daß es aufs Neue anfang heller zu glühen, Funken zu sprühen, und mit heftig lodernden Flammen zu brennen. So ging er, indem er ein feuriges Rad vor sich herschlug, dem furchtbaren Raubthiere kühn entgegen. Er wußte, daß dergleichen Thiere das Feuer scheuen. Der Löwe stupte, blieb stehen, schüttelte drohend die Mähne, stieß ein Gebrüll aus, das gleich einem Donner von den Bergen wiederhallte; ging aber dennoch, den kühnen Jüngling immer mit funkelnden Augen anblickend, einige Schritte rückwärts. Der ergrimimte Löwe blieb noch einmal stehen, brüllte noch furchtbarer, und stand wie zum Sprunge bereit. Anselmo ließ sich nicht schrecken, und ging mit seiner feurigen Waffe auf ihn zu. Der Löwe wich, blieb zum

dritten Male stehen, wandte sich endlich, trabte dem Gebirge zu, und verschwand in dem Dunkel der einbrechenden Nacht.

Almire hatte indeß ihre Mutter erreicht, die auf das Jammergeschrei des Kindes sich wieder umgewandt, aber, von Schrecken wie gelähmt, vergebens versucht hatte, dem Kinde zu Hülfe zu kommen, obwohl sie ihm nicht hätte helfen können. Almire sank der Mutter ohnmächtig in die Arme. Die Mutter schloß sie an die Brust, und benetzte das blasse Angesicht des Kindes mit heißen Mutterthränen. Der Vater blickte dankend zum Himmel auf, und umarmte voll der innigsten Rührung Anselmo. Der kleine Mabin streichelte seiner kleinen Schwester liebevoll die Wangen, und sagte: „Gott sey Dank, daß du lebendig davon gekommen bist. Wenn Anselmo nicht gewesen wäre, so hätte der Löwe dich gefressen und ich hätte mich zu Tode geweint!“ Vater und Mutter bewunderten und lobten Anselmo's Heldenmuth. Er aber schätzte sich höchst glücklich, dem guten Kinde das Leben gerettet zu haben. Sobald er auf sein kleines Schlafkämmerlein kam, dankte er Gott auf den Knien, daß Er ihm Muth und Kraft gegeben habe, ein Menschenleben zu retten.

---

## Fünftes Kapitel.

### Die angebotene Belohnung.

In seinem Leben schlief Anselmo noch nie so gut, wie diese Nacht; noch nie stand er so heiter auf als am folgenden Morgen, weil ihm am Tage zuvor eine so edle That gelungen war. Er begab sich in den Garten, und sah die Sonne aufgehen. Es war ihm, die Sonne sey ihm noch nie so schön aufgegangen. Der Himmel erschien ihm noch nie so schön blau. Die Farben der Blumen kamen ihm frischer und lebhafter vor, jeder Thautropfen schien heller zu funkeln. Alles umher verkündete ihm freundlicher als je die Freundlichkeit und Güte Gottes. Noch nie konnte er so aus dem Herzen beten. Sein Gebet erhob sich mit den Düften der Blumen zum Himmel.

Er ging nunmehr an sein Tagewerk und pflückte Blumen in einen Korb, mit denen er die Blumen-geschirre in dem Speisesaale zu füllen hatte. Da kam Achmed, sein Herr, in den Garten, und wünschte ihm aufs freundlichste guten Morgen. „Komm mit mir junger Held!“ sagte er; „ich habe Wichtiges mit dir zu reden!“

Er nahm ihn liebeich bei der Hand, führte ihn in eine Allee von Bäumen, und ging da mit ihm auf und ab. Nachdem er eine Weile geschwiegen, sprach er: „Ich bin dir großen Dank schul-

dig, liebster Anselmo! Du hast meinem Kinde das Leben gerettet. Ohne deinen Muth, deine schnelle Entschlossenheit, wäre es von den Zähnen des Löwen gräßlich zermalmt worden. Du sollst von nun an nicht mehr mein Sklave seyn; ich betrachte dich als meinen Sohn. Dein Herz gibt dir Kindesrechte. Du sollst nun nicht mehr bei Tische aufwarten; du sollst, gleich meinen Kindern, mit mir zu Tische sitzen, und mit mir aus Einer Schüssel essen. Nicht mehr in der Kleidung eines Dieners, sondern wie ich gekleidet sollst du einhergehen. Du gehörst nun ganz zu meiner Familie. Ich werde alle meine Geschäfte und Vergnügungen mit dir theilen, und ich denke, einen großen angesehenen Mann aus dir zu machen. Da ist aber vor Allem Eines nothwendig — du mußt dich zu Mahomed's Lehre bekennen!"

Der fromme christliche Jüngling entsetzte sich über diesen Antrag. „Achmed!" rief er, „fordere Alles, fordere mein Leben von mir; ich bin bereit, es für dich zu geben. Nur verlange nicht, daß ich von meinem Glauben abfalle, und von Christo, meinem Herrn, abtrünnig werde. Ewig werde ich das nicht thun; nicht um alle Reichthümer der Welt. Er ist mein Heil, meine ganze Seligkeit. Ihm will ich treu bleiben bis in den Tod."

Achmed drang mit vielen Worten in ihn, und zwar, zu Anselmo's Verwunderung, in italienischer

**Sprache.** Bisher hatte er nur einzelne italienische Ausdrücke von sich hören lassen; jetzt aber sprach er in zusammenhängender Rede, sehr schön und fließend und mit hinreißender Beredsamkeit. Er schilderte mit den lebhaftesten Farben die Glückseligkeit, zu der Anselmo gelangen werde, wenn er sich bequeme, den Turban anzunehmen, das heißt, aus einem Christen ein Türke zu werden.

Alein Anselmo rief mit Abscheu und großem Nachdrucke: „Nein, nein! Ewig soll das nicht geschehen! — Laß dir,“ sprach er nun auch in seiner Muttersprache, die ihm doch am geläufigsten war, „anstatt Vielem nur Eins sagen. Du glaubst mir Dank schuldig zu seyn, daß ich mein Leben wagte, dein Kind den Klauen des Löwen zu entziehen. Allein sieh, Christus hat für mich, für alle Menschen nicht bloß Sein Leben gewagt; Er hat es wirklich dahin gegeben. Er hat auch für mich Sein Blut vergossen; Er duldete für mich den schauerlichsten Tod. Er hat mich nicht bloß dem Rachen eines wilden Thieres, eines Ungeheuers entrisen. Er hat mich von einem viel schrecklicheren Tode, von dem ewigen Verderben errettet. Er hat nicht bloß mein zeitliches Leben auf eine Zeit gefristet; Er hat mir ein ewig seliges Leben bereitet. Wie könnte ich nun von Ihm abfallen? Welch ein schwarzer Undank, welche schreckliche Treulosigkeit wäre dieses?“

Mahomed war, was Anselmo nicht wußte, und was auch in Algier ein Geheimniß war, ein Renegat — das heißt, er hatte den christlichen Glauben verläugnet, und sich zu Mahomed's Lehre bekannt. Er war von frommen, christlichen Eltern erzogen worden, hatte als Handlungsdiener eine Seereise gemacht, wurde von Seeräubern gefangen und als Sklave nach Constantinopel verkauft, hatte dort das Zutrauen seines Herrn, eines vornehmen Türken, und die Neigung von dessen Tochter gewonnen — und um der Erbe des reichen Mannes und der Gatte der schönen Tochter zu werden, hatte er die christliche Religion verlassen und die Religion Mahomed's angenommen.

Die Rede des frommen Anselmo ging ihm deshalb tief zu Herzen, und er wurde davon mächtig ergriffen. Er sprach daher zu Anselmo: „Ich verlange nicht von dir, daß du deinen Glauben an Christus aufgebest. Innerlich magst du immerhin an Ihn glauben; ich fordere nicht mehr, als daß du dich äußerlich an Mahomed zu halten scheinest. Ohne diese bloß anscheinende Glaubensänderung kannst du hier zu Lande dein Glück nicht machen, und nie zu Ehre und Reichthum gelangen. Wer in diesem Lande sich den Meinungen der Bewohner widersetzt und ihre Sitten und Gebräuche nicht mitmacht, hat dahier nichts als Verachtung und Verfolgung zu erwarten. Werde also bloß dem Anscheine nach ein Mahomedaner.“

„O nein, nein,“ rief Anselmo wiederholt. „Eine solche Heuchelei wäre meiner unwürdig. Auch wäre sie nichts Anderes, als eine öffentliche, höchst strafbare Verläugnung. Und sage selbst, wäre es auch nur möglich, daß wir Denjenigen, den wir aufrichtig und von Herzen lieben, vor den Menschen verläugnen? Ach, wenn ich der Liebe Unseres Herrn und Heilands gedenke, mit der Er, schon bevor ich geboren ward, Sein Leben für mich gegeben hat, so glüht mein Herz von Liebe zu Ihm! Ihm ward ich, schon als ein neugebornes Kindlein, in der Taufe geweiht und geheiligt. Meine geliebten Eltern haben mich schon von meiner zartesten Kindheit an im Glauben an Ihn unterrichtet. Ich wußte keine größere Freude, als Ihn zu kennen und zu lieben! — Mit himmlischem Entzücken gedenke ich jener seligen Augenblicke, da ich das erste Mal in der heiligen Communion, der heiligsten Handlung der christlichen Religion, mit Ihm vereinigt wurde. — O wie könnte ich mich auch nur so stellen, als wüßte ich nichts von Ihm, als wollte ich nichts von Ihm wissen? Wie könnte ich in den Augen der Menschen mich von Ihm lossagen und Ihn abschwören? Welches Uergerniß, welches böse Beispiel würde ich dadurch meinen gefangenen Mitchristen geben? Ach, ich würde, wenn ich das thäte, in meinem Leben keine ruhige Stunde mehr haben! Ein sol-

cher Treubruch bleibe ewig fern von mir. Einen Türken, der Christum nie kennen gelernt, dem Er nie verkündet worden, der Ihn nur immer lästern hörte, kann ich es nicht übel nehmen, daß er nicht an Ihn glaube; ich kann ihn nur bedauern und bedauere ihn aufrichtig. Aber ein Christ, der seinen Herrn und Meister treulos verläugnete, wäre ein verworfener, nichtswürdiger Mensch. Christus sagte von jenem abtrünnigen Jünger, der Ihn für eine elende Summe Geldes verrathen hat: „Einem solchen Menschen wäre es besser, wenn er gar nicht geboren wäre.“ Deine Mühe, mich zu einem so elenden Menschen zu machen, ist vergebens. Versuch es einmal! Lege hieher all deine Schätze, all dein Gold und Silber und biete mir dazu dieses ganze herrliche Landgut an — stelle dorthin den Scharfrichter mit entblößtem Schwerte, der schon manchen schuldlosen Christen hingerichtet hat, und laß mich wählen? Du wirst sehen, ob ich, anstatt von meinem Glauben abzufallen, nicht lieber mein Haupt dem Todesstreiche muthig und freudig darbiete.“

Jedes Wort Anselmo's drang gleich einem zweischneidigen Schwerte in Achmed's Herz. „Sei ruhig,“ sprach er, „ich ehre deinen Glauben. Ich werde dich nie mehr mit solchen Anträgen beunruhigen!“ Er wandte sich mit bleichem Angesichte und ging nachdenkend und mit langsamen Schritten hinaus in das Feld.

---



## **Sechstes Kapitel.**

### **Die dankbare Mutter.**

Anselmo füllte seinen Korb vollends mit Blumen und trat damit in den Speisesaal, in dem man gewöhnlich frühstückte. Fatime saß, in blendend weißer Morgenkleidung, ihren Mann erwartend, mit ihren zwei Kindern auf dem Sopha, das mit Purpur bedeckt war. „Guter Anselmo,“ rief sie ihm entgegen, „du hast gestern eine edle That vollbracht! Du hast meine liebe Mutter hier dem Tode entrissen. Du hast es mit Gefahr deines eigenen Lebens gethan. Das war groß und schön!“ Anselmo, dem das Herz noch voll war von seinem Gespräche mit Achmed, sagte: „Es war nicht mehr als meine Christenpflicht! Christus, der Sein Leben für uns Menschen gegeben hat, gebot uns: „Wie Ich euch geliebt habe, so sollt auch ihr einander lieben.

„Das ist ein schönes Gebot!“ sagte Fatime. „Ich möchte diese deine Religion kennen lernen. Erzähle mir davon, und überhaupt deine ganze Geschichte.“ Anselmo erzählte mit großer Störung, wie seine Eltern, Vater und Mutter, ihn von Kindheit an, in der christlichen Religion unterrichtet, wie sie ihn Gott, als den Vater aller Menschen kennen gelehrt und Jesus Christus als

Gottes geliebten Sohn; wie Christus geboten habe, den Vater im Himmel über Alles, und alle Menschen auf Erden, als Gottes Kinder, als unsere Brüder und Schwestern, so wie uns selbst zu lieben. Mit Thränen in den Augen erzählte er, was in dem Leben, dem Leiden und Sterben Jesu ihn immer am meisten gerührt hatte. Anselmo erinnerte sich noch vieler Worte, die ihm seine liebevolle Mutter, aus ihrem frommen Herzen, über die Geschichte Jesu gesagt hatte, und die ihm unvergesslich geblieben. Er wiederholte viele dieser mütterlichen Reden Wort für Wort. Er sprach mit Begeisterung von der Schönheit und Vortrefflichkeit der christlichen Religion. Alles, was er sagte, besonders aber die Worte seiner Mutter, machten auf Fatimens mütterliches Herz und auf das Herz ihrer Kinder den tiefsten Eindruck. Die kleine Amire weinte vor Mitleid, daß Jesus, der so gut war, umgebracht worden. Und der kleine Aladin rief: „Ei, wenn ich seine Macht gehabt hätte, ich hätte alle diese Bösewichter mit Einem Blicke zerschmettert.“ Anselmo sagte, daß Jesus ganz freiwillig gelitten, aus Liebe zu den Menschen; daß Er sich tödten lassen, um uns von dem ewigen Tode, von der Verdammnis zu befreien; daß Er noch sterbend für seine Mörder zum Himmel gefleht habe: „Vater, verzeih ihnen, sie wissen nicht, was sie thun.“

Diese Liebe des sterbenden Erlösers ging den beiden Kindern und auch der Mutter so zu Herzen, daß alle drei Thränen in den Augen hatten.

„Das ist eine wahrhaft göttliche Liebe,“ sagte Fatime; „dieser Jesus war in Allem, was Er gethan und gelitten hat, die lautere Liebe und Erbarmung!“

Fatime wollte noch wissen, wie Anselmo nach Algier gekommen sey. Anselmo erzählte, wie er seine lieben Eltern besuchen wollte, wie die Seeräuber ihn überfallen, ihn auf ihr Schiff gebracht, ihn sehr hart behandelt, und ihn für Geld als einen Sklaven verkauft hatten. „Was mich dabei am meisten betrübt,“ sagte er, in Thränen ausbrechend, „ist der Kummer meiner geliebten Eltern, auch meines kleinen Bruders und meines Schwesterchens, die nicht viel älter sind, als diese zwei lieben Kinder hier. Ach, wie schmerzlich werden Eltern und Geschwister auf meine Ankunft gewartet, und über mein Ausbleiben gejammt haben! Wie werden sie noch jetzt trauern, gar nichts mehr von ihrem Anselmo zu vernehmen!“

„Ich bedauere deine guten Eltern,“ sprach Fatime. „Es war grausam von den Seeräubern, dich ihnen zu rauben. Ihr Christen müßt ja die Türken als eure größten Feinde betrachten und sie hassen!“

„O nein,“ sprach Anselmo, „hassen dürfen wir

Christen keinen Menschen; wir müssen alle Menschen, Türken und Juden, lieben. Sonst wären wir keine wahren Christen."

"Deine Religion gefällt mir," sprach Fatime; „ich finde sie sehr gut.“ Sie schwieg nachdenkend eine Zeit lang still. „Wahrhaftig," dachte sie, „die Religion der Christen ist besser, als die Religion der Türken. Mahomed, unser Prophet, predigte Haß gegen alle Anders-Glaubende; Christus, der Stifter der christlichen Religion, lehrte nichts als Liebe. Mahomed vergoß das Blut vieler tausend Menschen, um ihnen seine Religion aufzudringen; Christus vergoß Sein Blut aus Liebe zu den Menschen, und verbot Seine Religion mit dem Schwerte zu verbreiten! Ich muß bekennen, daß Christus unendlich über Mahomed erhaben sey.“ Sie getraute sich aber zur Zeit noch nicht, dieses Alles laut zu sagen.

Was von Herzen kommt, geht wieder zu Herzen. Deswegen hatten Anselmo's Worte auf Fatime einen solchen tiefen Eindruck gemacht. Ueberdies war ihr ganzes Herz von Freude über die Errettung ihres geliebten Kindes, von Dank gegen dessen edelmüthigen Erretter durchdrungen. „Komm, liebe Almire," sagte sie zu dem Kinde, „danke auch du dem edlen Jünglinge, der dir das Leben gerettet!“

Das Kind ging zu ihm hin, blickte mit Thrä-

nen in den Augen zu ihm empor, bot ihm das Händchen, und sagte: „Ich danke dir, lieber Anselmo. Gott ist groß und mächtig! Er vergelte es dir.“

„Sieh, du guter Anselmo,“ sprach die Mutter, „als ich noch ein solches Kind war, hatte ich eine christliche Sklavin zum Kindermädchen. Sie war ganz ungemein sanft und die lautere Liebe gegen mich. Sie erzählte mir Vieles von einem göttlichen Kinde, über dessen Geburt die Engel frohlackten, Gott lobten, und den Menschen Glück wünschten. Diese und ähnliche Erzählungen gehören unter die süßesten Erinnerungen aus meiner Kindheit. Sie sang mir auch von ihren frommen Liedern vor, die mir noch immer im Sinne schweben, und die auch die Veranlassung waren, daß du als ein solcher lieblicher Sängler in unser Haus aufgenommen wurdest. Es regte sich schon frühe in meinem Herzen eine Vorliebe für die Religion der Christen. Als aber meine Eltern dieses merkten, wurde die fromme Sklavin Christine von mir entfernt. Ich liebte sie fast mehr als meine Mutter, weinte, und wollte mich nicht von ihr trennen lassen. Auf meine flehentlichen Bitten schenkten meine Eltern ihr jedoch die Freiheit, und schickten sie in ihr Vaterland zurück, wo sie, wie man mir sagte, auch glücklich angekommen ist. Noch jetzt schwebt mir ihr sanftes, blaßes Angesicht vor

Augen. Auch sie weinte schmerzlich, als sie von mir schied. Ihr letztes Wort war: „Denke an mich, Fatime, du wirst doch noch einmal eine Christin.“

---

## Siebentes Kapitel.

### Eine große Entschließung und deren Ausführung.

Ueber diese Gespräche waren Fatimen beinahe zwei Stunden wie Augenblicke verschwunden. Jetzt regte sich aber bei ihren Kindern der Hunger; denn das Frühstück stand noch immer unberührt auf der Tafel. Die Mutter wurde besorgt, warum der Vater nicht zum Frühstücke komme. Sie konnte nicht begreifen, wo er so lange bleibe. Da er fast jeden Morgen einen weiten Spaziergang machte, so kam ihr der schreckliche Gedanke, er könne wohl gar ein Raub des Lebens geworden seyn.

Achmed war indeß in dem Delwalde mit verschlungenen Armen auf und ab gegangen. Seine Abtrännigkeit von der christlichen Religion war ihm noch nie so schwer aufs Herz gefallen. „Dieser fromme Jüngling,“ sprach er, „hat mit seinen

einfachen Reden, wie mit scharfen Pfeilen, ohne zu zielen, mich in das Innerste meines Herzens getroffen. Ich bin zwar nie ruhig gewesen; aber jetzt ist mir mein Zustand unerträglich! Ich will mich aufmachen, und in mein Vaterland und in den Schooß der Kirche zurückkehren. Mit Fatime werde ich vielleicht einen harten Stand haben! Ach, daß ich sie überreden könnte, mit mir zu reisen und die christliche Religion anzunehmen! Ich könnte zwar allein entfliehen. Es wäre mir aber doch zu schmerzlich, sie zu verlassen, unbekümmert, daß mein Sohn zu einem Türken und meine Tochter zu einer Türkin erzogen werde. Ich will ihr meinen Entschluß nun einmal entdecken — und zwar sogleich! Vielleicht daß Anselmo's edle Handlung sie bereitwilliger macht, darauf einzugehen."

Mit ernster, schwermüthiger Miene trat er in den Saal, ihr sein Vorhaben zu entdecken. Er wußte nicht, wie sehr Anselmo ihm schon vorgearbeitet hatte. „O mein lieber Achmed," rief sie ihm entgegen, „daß du doch hier gewesen wärest! Wahrhaftig, Anselmo hat mir in wenig Zeit so viel von der Vortrefflichkeit der christlichen Religion gesagt, daß ich herzlich wünschte, eine Christin werden zu können. Ich bekenne, wenn ich an deiner Stelle gewesen wäre, so hätte mich nichts von der Welt bewegen können, einer so herrlichen Religion zu entsagen."

Achmeds ganzes Angesicht erheiterte sich, als er diese Worte vernahm. „Gott Lob!“ sprach er, „daß du so gesinnt bist. Ich denke wie du, und komme eben jetzt, über diese Angelegenheit mit dir ausführlicher zu sprechen.“

Fatime sagte zu Anselmo, er solle die Kinder in ein anderes Zimmer führen, dort ihr Frühstück zu verzehren, und sprach dann zu Achmed: „Wozu eine lange Unterredung? Ich bin entschlossen, dich mit unsern Kindern in dein Vaterland zu begleiten.“ Achmed war darüber hoch erfreut, fand aber noch viele Schwierigkeiten, wie das auszuführen seyn möge.

Alein Fatime mußte sogleich Rath. „Du hast,“ sagte sie, „erst vor einigen Tagen gegen mehrere Haus- und Handelsfreunde geäußert, eine dringende Handelsangelegenheit werde dich wohl nöthigen, dich persönlich nach Venedig zu begeben. Diese schon mehrmals besprochene Reise künde ihnen jetzt als nahe an. Sie werden, so wie Jedermann, leicht begreifen, daß du meinen Wunsch, meine Bitten, dich auf dieser Reise begleiten zu dürfen, mir nicht verweigern könnest. Auch versteht es sich von selbst, daß ich meine Kinder nicht zurück lassen wolle. Unsere Schätze an Gold und Silber, Perlen und Edelsteinen und andern Kostbarkeiten können wir ohne Bedenken mit uns nehmen. Die Türken werden es loben, daß wir



dort mit Glanz und Pracht auftreten wollen. Auch können wir noch Vieles, was uns werth ist, unter die Kaufmannswaaren packen, und ohne Aufsehen zu erregen, mit uns nehmen. Was unser Landgut dahier betrifft, so habe ich gestern Abends vor allen unsern Leuten dich laut aufgefodert, du sollest es verkaufen, weil unsere Kinder dahier kaum mehr einen Schritt sich in das Freie wagen dürfen, und weil sie wegen der bösen Nachbarschaft der Löwen des Lebens nicht mehr sicher sind. Kein Mensch wird diese Besorgnisse einer zärtlichen Mutter tadeln. Verkaufe also das Gut, ziehe unsere Kapitalien ein, und mache alle erforderliche Anstalten, sobald möglich, Algier auf immer zu verlassen.“

Achmed lobte die Klugheit seiner Frau, verkaufte das Landgut, miethete ein Schiff, ließ seine beweglichen Güter darauf bringen, und fuhr mit Frau und Kindern, mit Anselmo und einigen christlichen Sklaven hinaus in das weite Meer. Es war ihm viel leichter um das Herz, als das feindselige Algier aus seinen Augen verschwand. Er landete zu Salerno. Dort ließ er Frau und Kinder einstweilen zurück, damit sie von der beschwerlichen Seereise ausruhen könnten, und begab sich unverzüglich nach Rom.

Er wurde, nachdem er die türkische Kleidung abgelegt und sich wieder als Christ gekleidet hatte,

nebst Anselmo, dem heiligen Vater vorgestellt, und väterlich liebevoll von ihm wieder in die Kirche aufgenommen. Dem edlen Jünglinge Anselmo bezeugte der Vater der Gläubigen sein besonderes Wohlgefallen, und gab ihm mit großer Nahrung seinen Segen. „Du wirst noch,“ sprach er zu ihm, „in der Hand Gottes ein Werkzeug werden zum Heile vieler Menschen.“

In Salerno, wohin Achmed eilig zurück reiste, hatte noch eine große Feierlichkeit statt. Fatime und ihre Kinder wurden dort in der Kathedral-Kirche getauft. Sie erschienen noch in türkischer Kleidung, mit großer Pracht. Der Erzbischof, in dessen Kirchensprengel Achmed gehört hatte, nahm die heilige Handlung selbst vor. Eine unermessliche Menge Volkes versammelte sich in dem herrlichen Tempel. Aller Augen waren auf die schöne, ansehnliche Frau gerichtet, die bei aller Pracht, mit der sie erschien, sich mit so tiefer Demuth dem Erzbischofe nahte. Fast noch mehr Freude hatte das Volk an ihren zwei liebenswürdigen Kindern, die mit gefalteten Händen und sichtbarer Andacht die heilige Taufe empfingen. Als sie aus der Kirche kamen, ja so oft, auch an den folgenden Tagen, Mutter und Kinder sich in der Stadt sehen ließen, wurden sie von den lebhaften Italienern mit lautem Jubel begrüßt. Jedermann wünschte ihnen Heil und Segen.

---

## Achtes Kapitel.

### Zwei glückliche Familien.

Anselmo hatte, sogleich von Salerno aus, einen vertrauten Freund, den er noch von seinen Studienjahren her kannte, an seine Eltern abgeschickt, der sie auf Anselmo's Ankunft vorbereitete, ihnen Briefe von ihm brachte, und ihnen das Vorzüglichste von dem, was ihrem geliebten Sohne begegnet war, erzählte. Allein den Tag, wann Anselmo von Rom oder Salerno in sein väterliches Haus zurückkommen werde, konnte er ihnen zur Zeit noch nicht bestimmen.

Eines Abends, da die Sonne sich zum Untergange neigte, saßen die liebevollen Eltern mit ihren zwei Kindern unter den Pinienbäumen vor dem Thore ihres alterthümlichen Schlosses. Ihr einziges Gespräch war der geliebte Anselmo. Da kam ein junger Mann in Pilgertracht mit eiligen Schritten auf sie zu. Es war Anselmo; sie erkannten ihn aber nicht sogleich. Er war viel größer, und seine Gesichtsfarbe war bräunlicher geworden. Auch hatte die Mutter gedacht, ihr Sohn werde, nach der Beschreibung seines Jugendfreundes, in einem prächtigen Wagen und in Gesellschaft der reichen Familie zurückkehren. Als sie und der Vater ihn aber erkannten, war die Freude

der Eltern und Geschwister so groß, daß sie mit Worten sich nicht ausdrücken läßt. Vater, Mutter, Bruder und Schwester führten ihn wie im Triumphe in das Schloß. Er legte Pilgerstab, Muschelhut und Pilgerkleid ab, und stand nun, seinem Stande gemäß gekleidet, vor ihnen. Er hatte das Pilgerkleid nur übergeworfen, um ungestörter und nach seiner Art angenehmer reisen zu können. Die Mutter ließ eine Freudenmahlzeit bereiten. Eltern und Kinder blieben bis Mitternacht bei einander auf. Anselmo erzählte ihnen seine ganze Geschichte ausführlich. Die Eltern konnten nicht aufhören, ihm ihren, nun Gottlob überstandenen, Jammer und ihre gegenwärtige Freude zu schildern.

Nach drei Tagen kam Achmed, nun nicht mehr Achmed, sondern wie früherhin Guido genannt, mit seiner Frau und seinen zwei Kindern, um Anselmo's Eltern zu besuchen. Der gemeinschaftliche Glaube an Christus und die christliche Liebe machten bald alle zu Einer Familie. Guido ehrte Anselmo's Vater, den ehrwürdigen, bereits etwas bejahrten Mann, wie seinen Vater. Fatime, nun Marie genannt, und Anselmo's Mutter wurden bald innige Freundinnen. Anselmo's Bruder und Schwester unterhielten sich mit Almire und Aladin, die nun Klara und Ignaz hießen, auf das lebhafteste und freundlichste. Die Kinder waren unerschöpflich, einander von Italien und Afrika zu er-

zählen, wobei besonders des furchtbaren Löwen Erwähnung geschah.

Anselmo's Vater, der sich jetzt von so vielen glücklichen Menschen umgeben sah, konnte sich nicht enthalten, Gottes heilige Vorsicht mit lauter Stimme zu loben und zu preisen. „Du guter Vater im Himmel,“ sprach er, „wie weisst Du doch Alles so weise und gut zu machen! Es war für mich und meine geliebte Ehegattin ein harter Schlag, daß unser lieber Sohn uns genommen worden, und wir waren tief betrübt. Auch für ihn war es ein großes Leiden. Aber dieses kurze Leiden gereicht Vielen zum Heile, und uns Allen zur unaussprechlichen Freude. Wer sollte Dich nicht dankbar anbeten, Du unendlich weiser, gütiger Gott!“

Guido wußte, daß Anselmo's Eltern durch den Krieg Vieles verloren hatten — daß ihr Schloß mehrmal ausgeplündert, sie all' ihrer Kostbarkeiten beraubt, und um alle ihre angelegten Kapitalien gebracht worden. Er überreichte ihnen daher eines Tages eine Schrift, in der ihnen die Hälfte seines ganzen großen Vermögens gerichtlich zugesichert war. „Denn,“ sagte er, „da wir durch Euch und Euren Sohn, den Ihr so gut erzogen habt, ewiger Güter theilhaftig geworden sind, so ist es nicht mehr als billig, daß wir auch unsere zeitlichen Güter mit Euch theilen.“

Alein Anselmo's Vater sprach: „Nein, das

sey fern von mir, daß ich von Euch auch nur einen Heller annehme. Es ist wahr, wir besitzen keine Reichthümer, wir müssen, wie noch viele Familien, die reicher gewesen, als wir, desjenigen Glanzes, und mancher Vergnügungen entbehren, worauf der Adel Anspruch macht. Allein das hat nichts zu sagen; es hat vielmehr auch sein Gutes. Ah, der Reichthum verleitet uns Menschen so leicht, äußerlichen Glanz höher zu schätzen, als den wahren innerlichen Werth des Menschen, und mehr nach den Vergnügungen der Sinne zu streben, als nach den höhern, einzig wahren Freuden des Geistes. Obwohl wir aber nicht reich sind, so sind wir doch auch nicht arm. Wir haben, Gott sey Dank, gerade so unser hinreichendes Auskommen — und das ist genug. Ich habe immer mit Salomon gebetet und meine Kinder beten gelehrt: „Aruth und Reichthum gieb mir nicht, o Herr! Laß mich mein bescheiden Brod genießen, so lang ich leb' auf Erden; ich möchte sonst, zu satt, ein eitler Prahler werden und sagen: Wer ist der Herr! Oder zu arm, möchte ich nach fremdem Gute greifen, und mich an meines Gottes Namen verfländigen durch falschen Schwur.“

„Ich finde diese Denkungsart allerdings weise, schön und edel,“ sprach Guido. „Ich weiß aus Erfahrung, wie gefährlich die Begierde nach Reichthum sey. Allein Anselmo ist zu wohl geprägt,

als daß Reichthum ihm Gefahr bringen könnte. Da Ihr mein Anerbieten zurück weist, so soll mich dieses nicht abhalten, meine Schuld an Euren edlen Sohn Anselmo abzutragen. Er hat nicht nur meiner Tochter das Leben gerettet; ihm habe ich es zu danken, daß ich auf den Weg zum Himmel, von dem ich abgewichen war, wieder zurück geführt worden, und daß nun auch meine Kinder und ihre Mutter darauf wandeln. Nimm daher, liebster Anselmo, du hiemit mein halbes Vermögen."

"Ich," sprach Anselmo, "kann dieses großmüthige Geschenk noch weniger annehmen als mein Vater; denn ich habe zu Rom den festen Entschluß gefaßt, in einen geistlichen Orden zu treten, wo ich bei dem Eintritt das Gelübde der Armuth ablegen werde, um einzig den ewigen Gütern nachzutrachten, und auch andere Menschen durch Unterricht, Wort und Beispiel darnach trachten zu lehren. Indesß erlaube ich mir dennoch, deine Großmuth in Anspruch zu nehmen, und dir einige Bitten vorzutragen. Ich habe dir von den Gefangenen erzählt, die sich mit mir auf jenem Raubschiffe befunden haben, besonders von einem jungen Rechtsgelehrten, einem armen Schiffer, und einem sehr bemitleidenswerthen Fischer."

"Ich habe mich in Algier öfters nach ihnen erkundigt, allein nie mehr etwas von ihnen erfah-

ren können. In Italien vernahm ich aber, daß sie noch in der Gefangenschaft schmachten. Auf meiner Reise von Salerno hieher besuchte ich ein Kloster von dem Orden zu Erlösung armer Christen aus der Sklaverei der Türken. Ich bat, mir die Liste der Gefangenen vorzulegen, auf deren Befreiung die frommen Männer eben jetzt bedacht waren. Zu meinem Troste fand ich meine Mitgefangenen darauf; allein die ehrwürdigen Väter hatten durch Sammeln milder Beiträge noch nicht so viel Geld zusammen bringen können, als gefordert wird. Ich bitte dich, liebster Guido, wende einen Theil des Geldes, das du mir zugesandt hattest, daran, diese Unglücklichen loszukaufen! Der menschenfreundliche Orden wird die Befreiung derselben gewiß bald bewirken. Thue es doch! Ein größeres Werk der Barmherzigkeit kannst du kaum thun."

Guido sprach: „Nicht nur einen Theil, sondern die ganze Summe werde ich zum Lösegeld für die drei genannten und deine übrigen Unglücksgefährten und auch noch für viele andere Sklaven verwenden. Sie sollen frei werden, so wie ich auch den christlichen Sklaven, die ich aus Algier mitbrachte, die Freiheit geschenkt habe."

Anselmo war darüber höchst erfreut, und sagte: „Dafür wird dich der Herr reichlich belohnen. Er wird dich an jenem Tage unter Die-



jenigen zu Seiner Rechten stellen, zu denen Er sagen wird: „Ich war gefangen, und ihr habt Mich erlöst! Denn wahrlich, Ich sage euch, was ihr Einem unter diesen Meinen geringsten Brüdern gethan habt, das habt ihr Mir gethan.“

---

## Neuntes Kapitel.

### Noch ein rührender Besuch.

Guido kaufte sich, wenige Meilen von Asfelmo's väterlichem Schlosse entfernt, einen schönen Landsitz. Beide Familien lebten in der seligsten Eintracht, und besuchten sich sehr oft. Asfelmo setzte, von Guido unterstützt, seine Studien zu Salerno und zu Rom wieder fort, brachte aber die Ferien allemal bei seinen Eltern zu.

Eines Tages, um die Osterzeit, war er nun wieder auf Besuch gekommen; da fand sich auch Guido mit seiner Familie ein, ihn zu sehen. Guido brachte einen Brief mit, in dem jener gefangene Rechtsgelehrte ihm den innigsten Dank für seine Loskaufung bezeugte, und zugleich den edlen Jüngling Asfelmo, seinen ehemaligen Mitgefangenen, auf's freundlichste grüßte.

Am folgenden Tage saßen eben Alle fröhlich

bei Tische. Da ließen sich der alte Fischer und der junge Schiffer melden, die sich mit Anselmo auf dem Raubschiffe befunden hatten, aber nunmehr auch befreit waren, und jetzt kamen, dem edlen Guido zu danken. Sie waren in der Gegend zu Hause, und der Schiffer hatte seine alten Eltern, und der Fischer seine fünf Kinder und ihre Mutter mitgebracht. Es war höchst rührend anzusehen, wie alle weinten, und reichliche Theänen der Freude und des herzlichsten Dankes vergossen.

Guido sprach zu ihnen: „Nicht mir, sondern diesem Jünglinge danket! Ihm habt ihr eure Freiheit, ich aber und meine Frau und meine Kinder hier haben ihm noch viel mehr zu danken. Dieser edle Jüngling, der euer Mitgefangene gewesen, ist euer Befreier!“

Die zwei Männer hatten Anselmo nicht sogleich wieder erkannt, erinnerten sich jetzt seiner, und der alte Fischer rief: „Ja, dieß ist jener Jüngling, der uns in unsrer tiefen Betrübnis auf dem Raubschiffe wie ein Engel erschien und uns liebreich tröstete. O meine Kinder, o liebes Weib, und du Nachbar mit deinen alten Eltern, bringt ihm euren Dank dar.“

Alle umringten Anselmo und wollten ihm Hände und Kleider küssen. Allein Anselmo wehrte ihnen ab und sprach: „Meinen lieben Eltern danket! Sie haben mir durch Wort und Beispiel solche

Besinnungen eingeflößt, und mich so handeln gelehrt. Alles, was ich bin, kommt nächst Gott, von der guten Erziehung, die sie mir gegeben haben."

Anselmo's Vater trat in ihre Mitte, nahm die Mütze ab, erhob die Augen zum Himmel und sprach: „Alle Ehre und aller Dank gebühret Gott allein! Er hat, wie Er immer thut, Alles wohl gemacht. Er, der es geschehen ließ, daß mein Sohn jenen Räubern in die Hände fiel, hat den Jammer, den wir hier im Hause, und ihr dort auf dem Schiffe hattet, uns Allen zum Besten geleitet. Durch diese Leiden sind, wie ich denke, wir alle frömmere, weiser und besser geworden. Gott bereitete uns große Leiden, aber auch große Freuden. — Wenn ein Sohn die gute Erziehung, die Eltern und Lehrer ihm geben, sich zu Nutzen macht, wenn er die Talente, die Gott ihm verlieh, gut anwendet, wenn er dabei demüthig bleibt, nicht seine eigene, sondern nur Gottes Ehre sucht, sich von Gottes Geist regieren läßt, so kann Gott große Dinge durch ihn ausführen und ihn vielen Menschen zum Segen werden lassen — nicht nur für diese kurze Lebenszeit auf Erden, sondern noch vielmehr für die Ewigkeit. Ihm sey Lob und Preis und Dank — jetzt und in alle Ewigkeit, Amen."

Anselmo widmete sich der Gottesgelehrtheit,

und entschloß sich, nach Vollendung seiner Studien in den geistlichen Orden zu treten, der sich vorzüglich damit beschäftigte, christliche Gefangene aus der Sklaverei der Türken zu erlösen, und deshalb der Orden der Erlösung genannt wurde; seine väterlichen Güter wollte er seinem jüngern Bruder überlassen. Er meldete dieses in einem Briefe seinen geliebten Eltern, und bat sie um ihre Genehmigung.

„Für diesen Orden,“ schrieb er, „habe ich eine große Vorliebe gefaßt, da ich in Algier das Elend der gefangenen Christen mit Augen gesehen habe. Ein Geistlicher von Adel, gleich ausgezeichnet an Wissenschaft, an Frömmigkeit gegen Gott und Liebe zu den Menschen, der heilige Johannes von Natta, ist, wie ihr wißt, der Stifter desselben. Wie schön und edel ist die Bestimmung dieses Ordens, die Unwissenden zu unterrichten, die Kranken zu verpflegen, und noch ganz besonders die Loskaufung der Gefangenen zu bewirken! Ich habe mich überzeugt, daß diese Ordensmänner gegen sich selbst sehr strenge, und gegen Andere sehr mild und wohlthätig sind. Sie begnügen sich mit den geringsten Lebensmitteln, und sind nur darauf bedacht, Alles, was sie haben und erwerben können, ja selbst ihr Leben mit freudigem Herzen für ihre Mitmenschen dahin zu geben.“

Anselmo's fromme Eltern genehmigten seinen

**Entschluß.** Beide, besonders die Mutter, waren hoch erfreut, als sie ihren geliebten Anselmo das erste Mal in dem weißen Ordenskleide mit dem rothen Kreuze auf der Brust erblickten. „Das Kreuz,“ sprach Anselmo, „erinnert uns, daß wir im Glauben an Den, der für uns am Kreuze starb, unsere eigenen Leiden geduldig ertragen und die Leiden Anderer liebevoll mildern sollen. Die weiße und die rothe Farbe bedeuten, daß die Ordensbrüder sich eines reinen Lebens befleißigen, und daß sie gegen die Menschen, besonders gegen Leidende, von Liebe glühen sollen.“

„Das sollen im Grunde alle Menschen,“ sprach der Vater, „das wollen auch wir. Es stimmt genau mit dem überein, was der heilige Jakobus sagt: Ein reiner und unbefleckter Gottesdienst vor Gott, unserm Vater, ist dieser: die Waisen und Wittwen in ihrer Trübsal besuchen, und sich von der Welt unbefleckt bewahren.“



# Inhalt.

---

	Seite
Genovefa . . . . .	3
Anselmo . . . . .	167











Dahling scul.

F. Wagner gest.

**EUSTACHIUS.**

THE

LIBRARY

OF THE

UNIVERSITY

OF

CHICAGO



**Gesammelte**  
**Sch r i f t e n**

des

**Verfassers der Oesterreicher,**

**Christoph von Schmid.**

---

**Originalausgabe von letzter Hand.**

---

**Vierzehntes Bändchen.**

---

**M u n c h e n ,**  
**Verlag der J. Wolffischen Buchhandlung.**  
**1843.**



**Gesammelte**  
**Sch r i f t e n**

des

**Verfassers der Ostereier,**

**Christoph von Schmid.**

---

**Originalausgabe von letzter Hand.**

---

**Vierzehntes Bändchen.**

---

**Augsburg,**  
**Verlag der J. Wolffischen Buchhandlung.**  
**1843.**



**E u f a c h i u s.**

**1\***





## Erstes Kapitel.

Im Kreuze ist Heil.

Hundert Jahre nachdem Christus geboren war, unter der Regierung des Römischen Kaisers Trajan, lebte der Feldherr Plazidus, der unter dem Namen Eustachius in der ganzen christlichen Welt bekannt worden. Er hatte die Parther, die Feinde Roms, in mehreren Schlachten besiegt und sich großen Ruhm erworben. Nachdem der Friede hergestellt war, begab er sich, fern von dem kaiserlichen Hofe, auf sein abgelegenes Landgut. Hier, in seinem väterlichen Hause, das in der edlen Römischen Bauart aufgeführt und von Gärten und Weinbergen, Wiesen und Kornfeldern umgeben war, fühlte er sich glücklicher, als in Rom, der damaligen Hauptstadt der Welt. Die unermessliche Pracht und Verschwendung, die damals in Rom herrschten und dieser Stadt in der Folge den Untergang zuzogen, waren ihm zuwider. Er blieb den einfachen Sitten seiner Väter, der alten

Römer, getreu. Obwohl er große Reichthümer besaß, so erblickte man in seiner Wohnung dennoch nichts von unnöthigen und kostbaren Geräthschaften, und auf seine Tafel kamen keine überflüssigen Gerichte. Nur Ordnung, Reinlichkeit und eine sehr einfache, jedoch seinem Stande gemäße Einrichtung gaben seiner Wohnung einen eigenthümlichen Glanz. Er war von altem Römischen Adel; allein seine edlen Gesinnungen adelten ihn noch mehr. Seine Gemahlin, eine Frau von großer Schönheit und ungemeiner Mannuth, war ihm sowohl an Adel der Geburt — als der Gesinnungen vollkommen gleich. Man konnte wohl in dem ganzen weiten Römerreiche kaum ein vortheilhafteres und glücklicheres Ehepaar finden — und was ihre Glückseligkeit auf Erden vollendete, waren zwei liebendwürdige, hoffnungsvolle Knaben. Der Ältere Knabe war an edler Gesichtsbildung dem Vater ähnlich; in dem lieblichen Gesichte des jüngeren erkannte man sogleich die sanften Züge der Mutter; das Betragen beider Knaben aber zeigte, daß sie einst beide an Edelthum und Tugend ihren Eltern gleichen würden. Der Morgen ihres Lebens versprach den schönsten Tag.

Einen so großen Ruhm sich Cestachius zur Zeit des Krieges durch seine Tapferkeit als Feldherr erwerben hatte, so rühmlich zeichnete er sich jetzt zur Zeit des Friedens durch seine Menschen-

freundlichkeit gegen seine Untergebenen, und seine Wohlthätigkeit gegen die Dürftigen aus. Er hielt zur Bestellung seiner vielen Feldgüter und zur Besorgung seiner zahlreichen Herden eine Menge Knechte und Mägde, die nach damaliger Verfassung seine Sklaven und Sklavinnen waren. Allein er war ihnen ein milder Herr; er ehrte in ihnen die menschliche Natur und that alles Erdenkliche, sie zu guten Menschen zu bilden, ihnen das Loos der Dienstbarkeit zu erleichtern, und sie glücklich zu machen. Dester im Jahre, zu Anfang des Frühlings, zur Aernthezeit, zur Zeit der Weinlese, und im Spätherbste, wann alle Feldarbeiten geendet waren und das Jahr sich zur Ruhe des Winters neigte, gab er ihnen ländliche Feste; und man sah ihn nie vergnügter, als wenn er alle seine Untergebenen um sich her recht froh und fröhlich sah. Er betrachtete alle als Eine ihm angehörige Familie und fühlte sich in ihrer Mitte so glücklich, wie ein liebevoller Vater in der Mitte seiner Kinder. Mit wohlvollenden Blicken schaute er umher, ob nicht diesem oder jenem etwas abgehe, und ermunterte alle mit freundlichen Worten zur Freude. Mehreren seiner Sklaven und Sklavinnen schenkte er die Freiheit, sobald er sie für fähig hielt, ein solches Glück zu ertragen, und er gab ihnen überdies noch ein kleines Gütchen dazu, das sie nun auf ihre eigne Rechnung bauen konnten

und wovon sie ihm nur geringe Abgaben zu leisten hatten. Manchem tapferen Krieger, der unter ihm gedient hatte, wies er ein Stück Ackerfeld an und ließ ihm ein Haus bauen, damit derselbe nach blutigen Schlachten nun am eignen Heerde das Glück des Friedens genießen möge. Viele auswärtige Unglückliche nahmen ihre Zuflucht zu ihm; und er ließ, so viel es an ihm lag, keinen Einzelnen ohne Trost und Hülfe zurückkehren. Seine Reichthümer freuten ihn bloß, weil er Andere damit beglücken konnte, und er rechnete es sich zur Ehre, mit eben der Hand, die das Schwert so rühmlich geführt hatte, nun Wohlthaten unter die Dürftigen auszutheilen. Als einst bei dem Feste des wiederkehrenden Frühlings einige dankbare Landleute, die er aus großer Noth errettet hatte, bis zu Thränen gerührt, ihm und seiner Gemahlin einen Blumenkranz darbrachten, sprach er zu seiner Gemahlin: „Der blutbesprigte Lorbeerkranz mag immerhin für ruhmvoller gehalten werden; allein ein solcher Blumenkranz dünkt mich doch lieblicher und erfreulicher; denn sieh — er glänzt nur von Thränen des Dankes!“

Die weit ausgedehnten Besitzungen des edlen Feldherrn waren zwischen den alten Städten Tibur und Praeneste gelegen, und von einer Seite mit einem waldigen Gebirge begränzt, in dem sich eine Menge Gewild aufhielt. Eustachius fand Vergnü-

gen daran, hier zu jagen, indem er die Jagd mit ihren Gefahren und Beschwerden als eine Art von Krieg ansah, die ihn in Uebung erhielt, damit er, wenn er wieder zu Felde ziehen müßte, zum Kriege nicht untauglich seyn möchte. Seit einiger Zeit schien er diesem Vergnügen mehr nachzuhängen, als sonst. Er brachte manchmal zwei bis drei Tage in den waldigen Bergen zu, und übernachtete sogar dort unter dichten Bäumen oder in einer Felsenhöhle. Allein ihm war es gerade jetzt am wenigsten um das Vergnügen der Jagd zu thun. Ihn beschäftigten ganz andere Angelegenheiten; in seinem Innersten ging eine große Veränderung vor. Eustachius fing an, jetzt da der Friede ihm mehr Zeit dazu ließ, über die Bedeutung des menschlichen Lebens, über die Bestimmung, das Ziel und Ende des Menschen ernstlicher nachzudenken. Die Finsterniß und tiefe Stille der Wälder, wo ihn Niemand, selbst nicht die zärtliche Gattin und die fröhlichen Kinder in seinen Betrachtungen störten, fand er dazu am meisten geeignet. Oft meinten seine Jagdgenossen, er habe sich bloß in Verfolgung eines Stück Wildes von ihnen entfernt; er aber saß irgend im Schatten dichter Bäume auf einem umgestürzten Baumstamme und sann über wichtigere Dinge nach. Der große Kampf zwischen Heidenthum und Christenthum hatte damals längst begonnen und bewegte überall die Welt. Die Hei-

den bedienten sich all ihrer Macht, des Feuers und des Schwertes, um die Christen auszurotten. Die Christen hatten ihnen nichts entgegen zu setzen, als ruhige Vernunft und anspruchslose Weisheit, als Glauben an Gott und ihren Erlöser, Hoffnung eines bessern Lebens und Liebe gegen alle Menschen, selbst gegen ihre Verfolger. Unzählige wurden hingerichtet, ja mit den grausamsten Peinen zu Tode gefoltert. Und dennoch vermehrte sich die Zahl der Christen auf eine wunderbare Weise. Das Christenthum verbreitete sich nicht nur in alle Städte, sondern auch in die Dörfer und einzelne Landhäuser. In vielen Gegenden standen die heidnischen Tempel beinahe verlassen, auf ihren Altären wurde nicht mehr geopfert, und die Opferthiere fanden keine Käufer mehr. Selbst am Hofe des Kaisers und unter dem Kriegsheere waren viele dem christlichen Glauben ergeben.

Eustachius sah die Thorheit des heidnischen Götzendienstes immer mehr ein. Er verabscheute die Grausamkeit, mit der man die Christen verfolgte; er hatte manche Christen in Schutz genommen und ihnen durch sein Ansehen das Leben gerettet; er wußte, daß selbst unter seinen Untergebenen sich Christen befanden, und er bezeugte sich gegen sie sehr gütig. Allein er selbst war zur Zeit noch kein Christ. Er kannte das Christenthum noch zu wenig, um es nach Verdienst zu schätzen und lieb zu gewinnen.

Eines Tages nun hatte er, von vielen Jagdliebhabern und einem zahlreichen Gefolge begleitet, sich wieder auf die Jagd begeben. Die Jagdgesellschaft zerstreute sich in kleineren Schaa ren durch das Gebirg. Eine Menge Wild wurde erlegt. Gegen Abend jagte Eustachius noch einen ungemein großen Hirsch auf, verfolgte ihn sehr eifrig zu Pferd, und entfernte sich weit von seinen Gefährten. Allein herabhängende Baumzweige und vorgestreckte Baumwurzeln erschwerten ihm das Nachsehen, und eine hoch emporragende Felsenwand machte es ihm zuletzt gar unmöglich. Ermüdet stieg er ab, und band sein Pferd an einen Baum. Der Ort schien ihm ganz besonders angenehm und sehr geschickt zum Nachdenken. Der tiefe blane Himmel strahlte nur sparsam zwischen hohen, blätterreichen Pappelbäumen und den dichten, schwarzgrünen Nichten hindurch; von der nahen Felsenwand, aus der mehrere Lorbeerbäume empor sproßten, fiel ein klarer Bach mit sanftem Geräusche von Stufe zu Stufe, und arbeitete sich schäumend zwischen bemoosten Steinen hindurch. Nur einzelne Sonnenstrahlen drangen in das grüne Dunkel und beleuchteten mit kräftigem Lichte hier einige purpurne Waldblumen, da die graue, mit grünem Moose bewachsene Rinde eines Baumes, dort den zarten Silberschaum des Wasserfalls. Eustachius setzte sich auf ein herabgestürztes Fel-



senstück, stützte den Kopf auf die Hand und sann aufs Neue den Gedanken nach, mit denen er sich schon längere Zeit her so ernstlich beschäftigt hatte.

„Es ist unwidersprechlich,“ sagte er bei sich selbst, „ein weiser Schöpfer hat diese Welt hervorgebracht. Seine unermessliche Macht und Herrlichkeit, die uns unsichtbar ist, zeigt sich augenscheinlich in allen sichtbaren Geschöpfen. Die leuchtende Sonne am Himmel und die Blume hier zu meinen Füßen, der starre Fels dort und die bewegliche Wasserwelle, die von ihm herabstürzt, der ungeheure Fichtenbaum da und jedes Moosfäschen an seinem Stamme sind lauter Zeugen Seiner Weisheit, Güte und Macht; die unzähligen Blätter der Bäume sind eben so viele Zungen, die uns davon erzählen. Jedes Geschöpf ist in seiner Art vollendet, und verherrlicht seinen Schöpfer.“

„Allein warum ist der Mensch, den seine schöne aufrechte Gestalt, Vernunft und Sprache über alle Geschöpfe der Erde erheben, in so mancher Hinsicht das allerunvollkommenste Geschöpf? Wie kommt es doch, daß der Mensch, der mit seinem großen Verstande so viele Künste und Wissenschaften erfindet, gerade im Allerwichtigsten, in der Erkenntniß seines Schöpfers so unwissend ist? Welche Thorheit hat sich ganzer Völker, ja sogar des mächtigsten aller Völker, der Römer, bemächtigt, daß sie Metalle, Steine und Holz der Gottheit

gleich achten und sie anbeten? Allein warum sind wir jenem großen Geiste, der Alles schuf, so entfremdet, daß wir uns keine richtige Vorstellung von Ihm machen können? Warum wissen wir so wenig von Ihm? Warum gibt Er sich uns nicht näher zu erkennen? Ach mich dünkt, irgend eine traurige Begebenheit muß den menschlichen Verstand so zerrüttet haben, daß er sich von der rechten Erkenntniß so weit verirren und in so schrecklichen Unsinn verfallen konnte!“

„Mit der menschlichen Tugend steht es um nichts besser, als mit der mangelhaften Erkenntniß des Menschen. Warum schwebt mir ein Bild menschlicher Vollkommenheit vor, das ich nicht zu erreichen vermag? Warum sehen wir ein, was schön und gut und recht ist — haben wohl auch Freude daran — und thun dennoch dasjenige, was schlecht ist und was wir verabscheuen? Woher kommt dieser Zwiespalt im Menschen? Warum ist der größte Theil der Menschen so ausgeartet, so in Sünde und Laster versunken, daß er ganz das Gegenteil von dem ist, was ein ächter Mensch seyn sollte? Ach, wenn ich unsre Geschichtsbücher aufschlage, wie graut es mir oft über alle die Gräuelp, die schon von Menschen verübt worden! — Doch was habe ich nöthig, in der Weltgeschichte zu forschen? Ich darf nur in mein Inneres blicken. Ich wurde zwar immer den vor-

trefflichsten Männern beigezählt; allein wie vieles habe ich mir vorzuwerfen! Wie oft ließ ich mich von Leidenschaft hinreißen! Wie so manches Gute, das ich hätte zu Stande bringen sollen, ward versäumt! Wie manche meiner gepriesensten Handlungen waren von heimlicher Ruhmsucht besleckt? Und woher nehme ich nun Beruhigung über das Vergangene — woher Kraft, jene Stufe von Vollkommenheit zu erreichen, nach der Etwas in mir mich streben heißt! Wahrhaftig, der Mensch ist ein gebrechliches, sündiges Geschöpf, das sich selbst nicht zu helfen weiß."

„Und ach, wie groß ist das Elend des Menschen auf Erden! Unter Dinseln und Schmerzen wird der Mensch zur Welt geboren; unter Angstschweiß und hartem Nötheln geht er wieder hinaus. Und sein ganzer Lebenslauf — wie vielen Arbeiten, Mühseligkeiten, Sorgen ist er nicht ausgesetzt? Welch ein unübersehbares Heer von Krankheiten bedrohet ihn? Und wenn er auch sein ganzes Leben in Gesundheit, Fröhlichkeit und Ueberfluß zubrächte — wie bald nimmt das alles ein Ende? Wie verbittert ihm die Furcht des Todes den gegenwärtigen Genuß? Wie viel glücklicher ist der Vogel, der auf dem Baume dort fröhlich singt und von seinem bevorstehenden Tode nichts weiß? Und wie ist's nach dem Tode mit uns bestellt? Was bleibt nach dem Tode von dem Menschen-

noch übrig? — Was wir mit Augen sehen, ist nichts weiter, als eine Hand voll Staub und Asche — die Leiche mag nun nach der Sitte der Römer verbrannt oder nach dem Gebrauche anderer Völker in die Erde verscharrt werden. Allein wer sagt uns sicher, was es mit dem abgeschiedenen Geiste, den wir Römer bloß einen Schatten nennen, für eine weitere Beschaffenheit habe? — Ach wir können an jenes unbekannte Land, wo wir alle hin müssen und von wo keiner zurückkommt, nicht anders als mit Schauern denken!”

„Wahr die Christen glauben, ihnen habe sich der unsichtbare Schöpfer der sichtbaren Welt näher geoffenbart. Sie rühmen sich einer helleren Erkenntniß göttlicher Dinge. Sie glauben, die Kräfte gefunden zu haben, die dem Menschen fehlen, um das zu werden, was er seyn sollte. Sie halten sich, so verachtet und verfolgt sie sind, für die glücklichsten Menschen unter der Sonne. Wirklich scheinen sie auch Menschen besserer Art. Sie lieben einander, sie sind ohne Falsch und Verstellung, und von Herzen demüthig; sie sind uneigennützig, gütig, barmherzig, sanftmüthig, ohne alle Rachgier; sie sind standhaft, getrost und heiter, selbst in den größten Peinen. Sie scheuen den Tod nicht, sie freuen sich vielmehr desselben; sie umarmen ihn gleichsam als einen Freund, als einen Boten Gottes, der sie hinüber bringt in ein besseres

Land. — Allein wie vieles von dem, was ich von ihrer Lehre hörte, scheint mir höchst thöricht! Sie glauben, ein Sohn des allerhöchsten Gottes sey vom Himmel gekommen, ihnen zu helfen — aber selbst hilflos am Kreuze gestorben. Dieses Einzige allein wäre schon zurückschreckend genug. Denn das Kreuz, an dem bei uns die größten Uebelthäter die Todesstrafe ausstehen müssen, ist einem rechtlichen Römer ein Gegenstand des Abscheues, ehrlos und entehrend, von allem Verächtlichen das Verächtlichste und ein Zeichen des Fluches!"

Er sann weiter nach und versank in Gedanken, aus denen er keinen Ausweg sah. „O Gott," rief er endlich, indem er die Hände faltete und durch die Baumzweige zum Himmel aufblickte, „Du mir unbekanntes Wesen, der Du das Menschenherz schufst, ihm Erbarmung einhauchtest und also gewiß nicht ohne Barmherzigkeit auf die Menschen, Deine Geschöpfe, herabblickest, sieh meine Unwissenheit, meine Sündhaftigkeit und meinen Jammer, und erbarme Dich meiner! Der Hirsch sehnt sich ja nicht vergebens nach einer Wasserquelle! Für jedes Bedürfnis Deiner Geschöpfe hast Du weise und liebevoll gesorgt. Sollte denn der Mensch mit seinem Durste nach Wahrheit, Tugend und Seligkeit allein leer ausgehen? Ach gieb mir zu erkennen, wohin ich mich wenden soll, da ich der Thorheiten des Heidenthumes überdrüssig bin,

und mir der Glaube an einen Helfer, den unfre Krieger hilflos am Kreuze sterben sahen, das Widerstänigste von der Welt scheint!"

Indem er diese Worte sagte, hörte er in den Gesträuchen auf dem nahen Felsen ein Geräusch. Er sah auf und erblickte oben auf dem Felsen den großen Hirsch, den er so lange vergebens verfolgt hatte. Er stand auf und wollte schon nach Pfeil und Bogen greifen — da erschien ihm plötzlich über dem ausgebreiteten Geweihe des Hirschens ein helles glänzendes Kreuz, das von Strahlen umgeben war und rings umher das tiefe Dunkel des Waldes gleich einer Sonne erleuchtete. Zu gleicher Zeit hörte er eine Stimme vom Himmel, die ihn mit unaussprechlicher Amuth und Lieblichkeit bei dem Namen nannte, den er bisher geführt hatte, und ihm zurief: „Plazidus, Plazidus!" Er fiel auf die Knie und rief erschrocken: „Herr, wer bist Du?" Die Stimme antwortete: „Ich bin Christus, der am Kreuze gestorben ist, dich und alle Menschen selig zu machen." Eustachius sprach: „Ach Herr, was willst Du, daß ich thun soll, damit ich selig werde?" Die Stimme sprach: „Geh hin in die nächste Stadt zu dem Bischofe der Christen; dort wirst du inne werden, was du thun sollest."

Die Erscheinung verschwand hierauf, gleich einem leuchtenden Blitz in der Finsterniß, und Eu-

flachius sah sich wie vorhin von dem Dunkel des Waldes umgeben. Er wußte nicht, ob das, was er gesehen und gehört hatte, außer ihm oder bloß in seinem Gemüthe vorgegangen sey. Aber im Innersten seiner Seele war es Licht geworden. Es war ihm eine unbeschreibliche Seligkeit, zu denken, daß Gott Sich der Menschen so liebreich annehme, und auch ihn nicht vergessen habe. Es wäre ihm unmöglich gewesen, diesen Abend noch zu seinen Jagdgefährten zurück zu kehren. Sein ganzes Herz war Erstaunen, Freude, Jubel, Dank und Anbetung. Er brannte vor Begierde, den Bischof der Christen aufzusuchen und zu sprechen. Da es aber für heute zu spät war, so blieb er an der abgelegenen Stelle des Waldes, die ihm nun eine geheiligte Stelle war und ihm der Vorhof des Himmels dünkte — wie einst dem Jakob jener Ort, wo derselbe im Traume eine ähnliche Erscheinung gehabt und jene Reiter erblickt hatte, auf der die Engel auf und abstiegen.

---

## Zweites Kapitel.

### Die Taufe.

Sobald die ersten Strahlen der Morgenröthe hinter den düstern Lorbeergebüsch des nahen Felsen emporglänzten, bestieg Eustachius sein Pferd und machte sich auf den Weg nach Hause. Indem er so fortritt, hörte er die Jagdhörner und den Ruf seiner Jagdgenossen. Sie hatten ihn die Nacht hindurch nicht vermisst; denn eine jede Schaar glaubte, er befände sich bei einer andern. Als sie aber am Morgen alle zusammen kamen und ihn nicht erblickten, waren sie sehr besorgt, ob ihm nicht etwa ein Unfall begegnet sey. Sie begrüßten ihn daher, als sie ihn kommen sahen, mit freudigem Zuruf, und begleiteten ihn frohlockend nach Hause.

Als er in seine Wohnung trat, kam ihm seine Gemahlin Trajana voll Freuden entgegen. Ihr Angesicht war wie verklärt. „Komm doch einen Augenblick mit mir,“ sagte sie; „ich habe dir etwas zu sagen.“ Sie führte ihn in das nächste Zimmer. „Was ist dir?“ sprach er. „Dir scheint etwas Außerordentliches begegnet zu seyn. Du bist so gerührt und erfreut, als hättest du mir etwas besonders Erfreuliches und Wichtiges zu verkünden.“

„So ist es auch, mein Herr und Gemahl!“



sagte sie. „Es scheint zwar, auch dir sey ein größeres Glück begegnet, als das Maidwerk dir gewähren konnte. Allein höre zuerst mich an; das Herz ist mir zu voll, als daß ich nur einen Augenblick zögern könnte, dir meine Freude zu verkünden. Denn sieh, in der verfloffenen Nacht lag ich schlaflos auf meinem Lager und dachte den Keden nach, die du eine Zeit her öfter mit mir geführt hast. Die Vorstellungen, die sich unser Volk von dem höchsten Wesen macht, beleidigten schon lange her mein sittliches Gefühl und schienen mir eitel und thöricht; allein ich fürchtete mich doch, den Glauben, in dem ich aufgewachsen bin, sogleich aufzugeben und den Altären zu entsagen, an denen noch immer unser Kaiser und die angesehensten Männer opfern. Und dann — wohin sollte ich mich wenden? „Ach,“ rief ich, „wer gibt mir Licht in diesem Dunkel; wer führt mich zur Wahrheit, in der allein Heil ist!“ Unter diesen Gedanken schlief ich ein. Da sah ich im Traume einen Unbekannten voll göttlicher Hobeit und himmlischer Anmuth aus einer lichten Wolke hervortreten, der freundlich zu mir sagte: „Du, dein Mann und deine Kinder werden morgen inne werden, Ich sey es, der diejenigen, die Mich lieben, zum Heile führt.“ So sprach er — und ich erwachte. Was hältst du nun von diesem Traume, liebster Gemahl?“

Eustachius rief hocherfreut: „Der Gott der

Christen, der einzig wahre Gott, der Himmel und Erde erschaffen hat, sey gepriesen, daß Er sich auch dir nicht unbezeugt ließ! Der Unbekannte, den du im Traume erblicktest, ist kein Anderer, als Christus der Herr. Er hat sich auch meiner erbarmt und sich auch mir geoffenbart." Eustachius erzählte ihr die Erscheinung, die er im Walde gehabt hatte, und während er redete, war es ihr nicht anders, als glänzte auf seinem Angesicht noch ein Widerschein von jenem himmlischen Lichte, das jenes glänzende Kreuz umgeben hatte.

Trajana hing an seinen Blicken, und hörte ihm mit frommer Andacht und gefalteten Händen zu. „O wie schön," sagte sie, „treffen die himmlische Erscheinung, die du sahest, und der Traum, den ich hatte, zusammen! Sie bestätigen sich so wechselseitig als wahr. Ja, Er, der Göttliche, den die Christen den Erlöser der Welt nennen, will uns und unsern Kindern ein höheres Heil bereiten, als diese Welt uns geben kann. Deswegen, liebster Gemahl, wird es, wie du auch finden wirst, das Beste seyn, es nicht zu verschieben, uns des angebotenen Heiles theilhaftig zu machen. Wir wollen uns nicht träg und saumselig finden lassen, das verheißene Kleinod zu erlangen. Heute noch wollen wir uns zu dem Bischöfe begeben und vernehmen, was Christus der Herr durch den Mund dieses Seines Dieners uns befehlen wird."

„So sey es,“ sprach Eustachius; „wir wollen unser Haus, das wir in der Stadt haben, beziehen, und werden dann leicht Gelegenheit finden, den Bischof mehr als einmal zu sprechen.“ Er ließ nun zwei vertraute Männer rufen, die als tapfere Krieger unter ihm den Parthischen Krieg mitgemacht hatten, und die er, wegen ihrer besondern Anhänglichkeit an ihn, als seine Diener in sein Haus aufgenommen hatte. Der Eine hieß Afazius, der Andere Antiochus. Sie waren Beide die redlichsten Seelen, und, was Eustachius gar wohl wußte, dem Christenthume von ganzem Herzen ergeben. Eustachius erzählte ihnen wie Christus sich ihm dort im Walde so wunderbar geoffenbaret habe.

Afazius schlug vor Freude die Hände zusammen und rief laut aus: „Gepriesen sey Gott, unser Vater im Himmel, und unser Herr und Heiland, Jesus Christus, daß nun auch du, lieber Feldherr, zur Erkenntniß der Wahrheit berufen wirst. Du warst, wie ich oft zu Antiochus und zu andern Christen sagte, bisher immer, besonders an Barmherzigkeit gegen die Armen, jenem Hauptmanne Kornelius ähnlich, der sich durch seine Wohlthätigkeit das Wohlgefallen Gottes erworben, und durch einen heiligen Engel an den Apostel Petrus gewiesen worden. Auf ähnliche Art weist dich nun Christus selbst an unsern frommen Bischof Johan-

nes. Gott sey gelobt und Sein lieber Sohn, Jesus Christus!"

„Wohl," sprach Eustachius, „so wollen wir uns denn in die Stadt begeben. Wählet von meinen Leuten solche zu meinem Gefolge aus, die entweder schon Christen sind, oder verdienen, es zu werden. In der Stadt müßet ihr aber dann sogleich zu dem Bischofe gehen, ihm bezeugen, daß ich nie ein Feind der Christen war, ihm erzählen, daß eine himmlische Erscheinung mich an ihn gewiesen habe, und ihn bitten, mir die Stunde zu bestimmen, in der ich, meine Gemahlin und meine zwei Söhne vor ihm erscheinen dürfen." Es wurden nun sogleich Anstalten zur Abreise gemacht, und nach einigen Stunden waren Eustachius, seine Gemahlin und Kinder und mehrere getreue Diener und Dienerinnen auf dem Wege zur Stadt.

Magias und Antiochus gingen sogleich zu dem Bischofe, den sie längst von Angesicht kannten, und dem auch sie als treue Jünger des Herrn längst bekannt waren. Sie sagten ihm ihren Auftrag. Der Bischof freute sich sehr, lobte Gott und Jesus Christus, und sprach dann: „Wir Christen werden in dieser Stadt sehr verfolgt. Leicht könnte ich euch, eurem Herrn, seiner Gemahlin und seinen Kindern Tod und Verderben zuziehen. Bei aller Einfalt der Lauben müssen wir nach dem Aussprache unsers Herrn Flug seyn, wie die Schlau-

gen. Heute Abends, sobald es dunkel geworden, werde ich mich in dem Hause eures Herrn einfinden."

Die beiden Krieger brachten diese Nachricht ihrem Feldherrn. Er ward von der Willfährigkeit des frommen Bischofs sehr gerührt. Sobald die Sonne untergegangen und die Nacht angebrochen war, versammelte er alle die Seinigen in dem großen Saale des Hauses, den er mit vielen Lichtern erleuchten ließ. Der Bischof kam mit zwei Diakonen. Eustachius eilte ihm entgegen und fiel ihm zu Füßen. Allein der Bischof hob ihn auf und sprach, wie einst Petrus zu Kornelius: „Steh auf, ich bin auch nur ein Mensch, wie du!“ Der Bischof trat in den Saal. Aller Augen waren auf ihn gerichtet. Er war ein ehrwürdiger Greis, Namens Johannes, voll Weisheit, Liebe und Demuth. Er war noch ein Jünger der Apostel, ja vielleicht gar ein Jünger Desjenigen unter den Aposteln, dessen Namen er trug, und den der Herr vorzüglich lieb hatte. Der Anblick des ehrwürdigen schönen Greises erfüllte alle im Saale mit Ehrfurcht; seine Milde und Freundlichkeit aber mit Liebe und dem herzlichsten Vertrauen.

Eustachius öffnete ihm nun sein ganzes Herz. Er erzählte von seinen Zweifeln, und von der Unruhe seines Gewissens — und wie Christus der Herr ihn, nebst seiner Gemahlin und seinen Kin-

dem, an den Bischof gewiesen habe. „Ach," sagte er am Ende seiner Erzählung, „du siehst nun, wie Irrthum, Sünde und Elend bisher mein Erbtheil waren; sag nun an, wie mir könne geholfen werden!"

Der Bischof sprach: „Irrthum, Sünde und Elend sind das Erbtheil aller Sterblichen. Jeder Mensch, der in sich geht und sich selbst näher kennen lernt, fühlt einen Mangel, ein Gebrechen in sich, dem er selbst nicht abhelfen kann. Er ahnet es, daß mit dem ganzen Menschengeschlechte etwas vorgegangen seyn müsse, das sein Inneres verfinsterte und zerrüttete, es von Gott entfernte, und der Unwissenheit, der Sünde und dem Elende preis gab. Eben dieses ist nun das Erbgebrechen der menschlichen Natur. Jeder Mensch, der zur Besinnung gekommen, fühlt, daß es so sey, und gelangt bald zu der Ueberzeugung, dasjenige, was ihm fehle und abgehe, könne nur anderswoher ersetzt und ergänzt werden."

„Diesem Erbgebrechen der Menschen abzuheffen, ist nun der Sohn Gottes in die Welt gekommen. Er ist das Licht, das unsre Finsterniß erleuchtet, und uns sichere Erkenntniß verschafft, nach der wir dürsten. Er ist das Heil, und hat die Macht, uns unsre Sünden zu vergeben, die Bande, die uns an sie fesseln, zu zerbrechen, und die Folgen der Sünden, die uns elend machen, zu tilgen.

Er ist das Leben; Er allein kann uns zu allem Guten beleben; Er allein uns auf Erden schon etwas von jener Seligkeit kosten lassen, die Er den Seinen im Himmel bereitet hat; Er allein kann uns Muth verleihen, nicht nur die Leiden der Welt männlich zu dulden, sondern selbst den Tod nicht zu scheuen, der dem Christen nichts ist als der Eingang in das ewige Leben. Gerade was uns fehlt, gibt Er uns. Die Religion der Christen ist den Bedürfnissen der menschlichen Natur und den edleren Wünschen unsers Herzens genau angemessen. Das wird dir immer deutlicher werden, so wie du die göttliche Lehre Jesu Christi näher kennen lernen und befolgen wirst. Denn ein jeder, der Seine Lehre kennt und befolgt, wird inne, daß sie von Gott sey."

"Ich weiß wohl," sprach der Bischof weiter, "wie barmherzig du gegen die Armen warst, und wie du dich besonders der verfolgten Christen angenommen und viele dem angedrohten Tode entziffen hast. So hast du Christus dem Herrn gedient, ohne Ihn zu kennen; jetzt sollst du erfahren, wem du gedient hast."

"Fretlich mußte dir, als einem gebornen Römer, das Kreuz bisher ein Zeichen des Fluches seyn; du sahst in ihm nichts, als das furchtbare Werkzeug, woran Uebelthäter und Verbrecher die schmachvollste und schmerzlichste Todesstrafe leiden

mußten. Allein seit Christus, der Unschuldigste und Heiligste, aus freier Liebe, um uns Menschen zu retten, die Schmach und die Schmerzen des Todes am Kreuze duldete, ist uns das Kreuz ein Sinnbild des Höchsten und Besten, das wir uns denken können, der aufopfernden Liebe; denn Gott selbst ist ja die lautere Liebe. Das Kreuz ist uns ein heiliges Zeichen unserer Erlösung; es fordert uns auf, unsern Erlöser, Ihn den Liebevollsten, wieder zu lieben — und Ihm an aufopfernder Liebe, an Demuth und Sanftmuth zu gleichen. Er, der sich bis zum Tod' am Kreuze erniedrigte, ward über alle Himmel erhoben, und für alle Menschen, die Ihm gehorchen, der Urheber des ewigen Heiles. Und deshalb ward auch dir, dem das Kreuz in himmlischem Glanze erschien, eben dadurch sehr schön und sinnvoll angedeutet: „Im Kreuze sey Heil!“

Der Bischof kam, eingedenk der Worte des Herrn: „Erst lehret, dann taufet sie!“ nunmehr an jedem Abende in das Haus des Eustachius. Alle im Hause freuten sich auf diese Stunde, und versammelten sich in dem Saale um ihn. Er fing den Unterricht jedesmal mit einem lauten innigen Gebete an, das alle seine Zuhörer in die Gegenwart Gottes versetzte. Er lehrte sie dann mit ruhiger Weisheit, voll Milde und Anmuth. Er beschloß den Unterricht mit Gebet — und ermahnnte



alle, täglich, ja stündlich zu beten, und mit dem Gebet auch Fasten und Almosengeben zu vereinen. Sie thaten es; sie warteten mit Sehnsucht auf den Tag, an dem sie durch die Taufe zu Christen sollten eingeweiht, von Sünden gereinigt und mit dem heiligen Geiste erfüllt werden. Der Tag kam; mehrere Christen versammelten sich als Taufzeugen. Es war eine rührende, feierliche Handlung, da Eustachius, seine Gemahlin, und auch die zwei kleinen Söhne ihren Glauben an Jesus Christus bekannten, allen Irrthümern und Sünden entsagten, und rein und heilig zu leben angelobten. Der Bischof taufte sie im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Auch jene Sklaven und Sklavinnen, die Eustachius mit in die Stadt gebracht hatte, und die bisher noch keine Christen gewesen, ließen sich taufen. Der Bischof gab ihnen in der Taufe auch neue Namen. Eustachius, der bisher unter dem Namen Plazidus weit berühmt war, erhielt erst jetzt bei seiner Taufe den Namen Eustachius; seine Gemahlin Trajana den Namen Theopista; der ältere Knabe wurde Agapius, der jüngere Theopistus genannt.

Der Bischof führte an dem folgenden Sonntage den Eustachius und dessen Gemahlin Theopista in die Versammlung der Christen ein, und stellte sie der christlichen Gemeinde vor. Alle freuten sich, den edlen Mann und die fromme Frau,

von denen sie schon vieles gehört hatten, zu sehen, und begrüßten sie mit liebevollen Blicken. Sie stimmten einen Lobgesang an, und dankten Gott und Seinem Sohne Jesus Christus, daß die Gemeinde der Christen abermals mit solchen vermehrt worden, die zur Erkenntniß der Wahrheit gekommen und dem Verderben entrißen worden. Mit tiefer Anbetung und freudiger Nährung wurde das heilige Abendmahl gefeiert. Alle gelobten, indem sie sich so mit ihrem göttlichen Erlöser auf das innigste vereinigten, heilig an, Dem zu leben, der für sie gestorben war. Heilige, ehrfurchtsvolle Stille herrschte in dem Saale, bis endlich die heilige Handlung mit lautem Gebete und einem Lobgesange beschlossen wurde.

Da Eustachius am Tage darauf wegen dringender Geschäfte wieder auf sein Landgut abreisen mußte, so sprach der Bischof noch: „Wir leben in den Zeiten der Verfolgung; wir sind keine Stunde sicher, ergriffen, enthauptet, den wilden Thieren vorgeworfen oder verbrannt zu werden. Wir können es nicht wissen, ob wir uns in dieser Welt noch einmal von Angesicht sehen werden. Und so empfehle ich euch denn, wie einst Paulus die Aeltesten und die Gemeinde von Ephesus, Gott und Seiner Gnade!“ Der Bischof kniete hierauf innigst gekröhrt nieder, und die ganze Versammlung in Thränen ausbrechend mit ihm. „O Gott,“ betete er, „er-

barne Dich unser und verleihe, daß alle hier Versammelte mit Dir und mit Dem, den Du gesandt hast, und auch unter einander Eines bleiben mögen; daß alle im Glauben und in der Liebe standhaft verharren und sich durch keine Verfolgung von dem guten Wege abwendig machen lassen; daß keines von allen verloren gehe, sondern daß wir alle nach den kurzen Leiden und Trübsalen dieser Zeit uns dort in dem Reiche Deiner Herrlichkeit finden mögen. Ja, liebster Vater, dieses verleihe uns, durch Jesum Christum, Deinen Sohn, unsern Herrn, Amen."

Der Bischof stand auf und sagte im Geiste der Weissagung dem Eustachius noch besonders: „Bisher hattest du Alles, was die Menschen gewöhnlich das größte Glück des Lebens nennen — Reichthum, Rang, Ruhm, eine liebenswürdige Gemahlin, hoffnungsvolle, wohlgestaltete Kinder; allein du wirst es auch erfahren müssen, was das menschliche Leben Bitteres habe. Verzage aber nicht im Leiden. Gott prüft Alle, die Er lieb hat. Die Leiden, mit denen Gott dich heimsuchen wird, werden zwar auf Erden schon herrlich enden; allein größere werden folgen. Es wird an dir der Spruch erfüllt werden: Selig ist der Mann, der in der Prüfung aushält; denn wenn er bewährt gefunden worden, wird er die Krone des Lebens erlangen, die Gott denen verheißen hat, die Ihn lieben."

Der Bischof entließ hierauf Eustachius und dessen Gemahlin, und alle, die mit ihnen gekommen waren und sprach: „Geht hin und der Friede sey mit euch!“

---

### Drittes Kapitel.

#### Die Auswanderer.

Eustachius und seine Gemahlin Theopista lebten nun wieder auf ihrem Landgute. Sie waren gleichsam in ein neues Leben versetzt; sie fühlten sich wie neugeboren. Die ganze Schöpfung umher schien ihnen verschönert; denn Alles, was sie erblickten, die Sonne und der Thautropfen, jede Baums Frucht und jede Blume, war ja Gabe eines liebenden Vaters! Sie freuten sich, mit Gott durch Jesus Christus ausgesöhnt zu seyn, und Gott mit kindlichem Herzen Vater nennen zu können. Sie achteten sich jenen Menschen ähnlich, die heimatlos lange umher geirrt und nunmehr ein Vaterland gefunden. Sie lasen täglich in dem Evangelium. Die Weisheit und Liebe Jesu, jedes Seiner Worte, jede Seiner Thaten, erfüllte sie mit Entzücken. Sie konnten nicht aufhören, Gott zu danken; jeder Morgen begann mit Freude, jeder Abend

schloß sich mit Dank und Seligkeit in Gott. Sie sagten es sich oft: „Der Mensch ohne Erkenntniß Gottes, ohne Liebe und Andacht zu Gott gleicht dem Fische auf dem Trocknen; Erkenntniß und Liebe Gottes ist das Element, in dem der Mensch erst wahrhaft lebt. Alle Vergnügungen, die uns der Reichthum verschaffen kann, und die nur zu oft gereuen, sind nichts, gar nichts gegen die Seligkeit in Gott. Die Erkenntniß Gottes und Seines Sohnes Jesus Christus ist die Quelle aller wahren Seligkeit und wird von Jesus Christus nicht umsonst das ewige Leben genannt.“

Indeß blieb es nicht immer so; es ging ihnen wie dem entzückten Petrus auf dem Berge der Verklärung. Dort war es wohl gut wohnen; allein er mußte wieder herab in das Thal des Jammers, wo bittere Leiden seiner warteten. So blieben die Tage der Prüfung auch für Eustachius und Theopista nicht aus. Ihre Leiden fingen mit zeitlichem Verluste an. In der Gegend umher wüthete eine Viehseuche, die auch unter den Herden des Eustachius bald große Verheerungen anrichtete. Pferde, Stinder und Schafe fielen in Menge und zuletzt blieb ihm nicht ein einziges Stück übrig. Allein Eustachius sprach, wie einst Job: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, gelobt sey der Name des Herrn!“ Theopista sagte: „Es ist ja nur ein zeitlicher Verlust! Die geringste

Sünde ist ein größeres Uebel, als der Verlust der zahlreichsten Heerden, ja aller irdischen Güter."

Allein bald kamen noch größere Leiden und Trübsale über sie. Eine ansteckende Krankheit riß unter den Menschen ein; auch in dem Landhause des Eustachius und in den dazu gehörigen Häusern wurden an Einem Tage mehrere seiner Hausgenossen und Dienstleute krank. Akazius und Antiochus kamen eilig und erschrocken in das Zimmer. „Flieh, geliebter Herr," rief Akazius, „flieh augenblicklich mit Frau und Kindern. Es ist die Pest!" „Die Pest!" rief Theopista erbleichend; „o Gott! so erbarme Du Dich unser! Ach, mein Gemahl, was sollen wir thun? Sollen wir gehen oder bleiben?" „Wenn ihr bleibt," sprach Antiochus, „seyd ihr alle des Todes. Erbarmt euch wenigstens eurer Kinder und flieht!" Eustachius sprach: „Ich habe alle meine Angehörigen bisher immer als meine Kinder betrachtet. Wie könnte ich sie jetzt in der größten Noth verlassen? Laß uns bleiben, liebste Gemahlin; eine solche Gelegenheit Gutes zu thun, dürfen wir nicht ungenützt vorbei gehen lassen. Nun ist die Stunde gekommen, da wir zeigen können, ob wir wahre Jünger Jesu seyen. Er, Der für uns Sein Leben dahin gegeben hat, sagte ja selbst: „Liebet einander, wie Ich euch geliebt habe; daran wird Jedermann erkennen, daß ihr Meine Jünger seyd, wenn ihr einander liebt."

Und was wäre dies für eine Liebe, wenn wir unsern Angehörigen in ihrem Elende nicht beistehen wollten? Laß uns denn thun, liebste Theopista, was die Liebe von uns fordert, und alles Uebrige Gott anheim stellen. Er kann uns und unsre Kinder auch hier schützen; Er würde aber, wohin wir auch fliehen wollten, uns überall finden. Wir wollen also bleiben, und Er mache es mit uns nach Seinem heiligen Wohlgefallen.“ Sie blieben. Sehr viele ihrer Untergebenen entflohen — allein Akazius, Antiochus und diejenigen, die Christen waren, dachten an keine Flucht. „Wir verlassen euch nicht,“ sagten sie; „wir bleiben euch getreu bis in den Tod!“

Die ansteckende Krankheit griff indessen immer mehr um sich; auch die zwei treuen Krieger und die übrigen Angehörigen wurden nach und nach krank. Das schöne Landhaus und alle umliegenden Häuser waren zuletzt nichts mehr, als ein allgemeines großes Spital, in dem sich lauter Kranke, aber keine Krankenwärter befanden. Allein Eustachius und seine Gemahlin nahmen sich der Kranken voll des zärtlichsten Mitleides an. Er verpflegte die Männer und Jünglinge; sie die Weiber und Jungfrauen. Von Morgens bis Abends, ja ganze Nächte hindurch wandelten sie zwischen Kranken, Sterbenden und Leichen. Mit vielen Kosten, weil es nicht leicht war, Todtengräber aufzutrei-

ben, ließen sie die Todten begraben. Allein weder Eustachius, noch seine Gemahlin, noch seine zwei kleinen Söhne wurden von der Seuche ergriffen. Sie blieben vollkommen gesund und wiederholten sich öfter die Worte der heiligen Schrift: „Wer unter dem Schutze des Höchsten wohnt und unter dem Schatten Seiner Allmacht ruht, der darf nicht zittern vor dem Dese (der Pest), der am Montag regt, noch vor der Seuche, die im Dunkel der Mitternacht schleicht. Es mögen Tausende zu seiner Rechten und zehn Tausende zu seiner Linken fallen — an ihn gelanget's nicht.“

Die ansteckende Seuche war endlich vorüber. Sehr viele Menschen waren gestorben, die Gensenden wankten kraftlos wie Schatten, und bleich wie die Todten umher. Eustachius und Theopista dankten indeß Gott, daß Er sie und ihre Kinder wunderbar gesund erhalten, und den Mazias, den Antiochus und so manche andere treue Diener und Dienstrinnen vom Tode errettet habe.

Sie hofften nun auf bessere Zeiten, allein ihre Leiden waren noch nicht zu Ende. Das rohe Heidenvolk in der umliegenden Gegend, das durch den allgemeinen Jammer anstatt besser, nur noch schlimmer wurde, indem es sich mit den zurückgebliebenen Glitern ausgestorbener Häuser bereichert hatte, rottete sich zusammen, und machte den Anschlag, das Landgut des Eustachius zu überfallen und aus-



zuplündern. Diese raubgierigen Menschen suchten ihrer Raubgier noch den Anstrich von Religions-Eifer zu geben. Sie fluchten über Eustachius und sagten: „Er allein ist die einzige Ursache an allem Unglücke, das uns betroffen hat. Die erzürnten Götter ließen solche Plagen, Seuchen und Pest, über uns kommen, seine Abtrünnigkeit zu bestrafen. Wäre er kein Christ geworden, so wären wir alle davon verschont geblieben. Auf, und laßt uns Rache an ihm nehmen! Seine tapfern Krieger, die er immer um sich hatte, und seine vielen Sklaven sind entweder entflohen, oder todt, oder von der Krankheit noch zu entkräftet, um Widerstand zu leisten. Er hat unermessliche Schätze; wir werden eine reiche Beute machen.“ Sie kamen am hellen Tage in großen, wüthenden Haufen, überfielen sein Landgut, raubten Gold, Silber, schöne Kleider, und alle Arten von Lebensmitteln, luden alles auf die mitgebrachten Wagen, und was sie von Wein und Getreide, von Hauseinrichtung und Ackergeräthen nicht mitnehmen konnten, das verdarben, zerstörten und zerschlugen sie. Unter wildem Geschrei und lautem Jauchzen zogen sie ab. Eustachius behielt beinahe nichts übrig, als das Leben. Allein er ertrug diesen Verlust mit Gelassenheit. „Sey es,“ sprach er, „es sind ja nur vergängliche Güter; sie entbehren können ist rühmlicher, als sie zu besitzen. Wohl dem, der

nach Schätzen trachtet, die ihm kein Dieb rauben kann!"

Eustachius und seine Gemahlin fühlten indeß das Traurige ihrer Lage immer mehr. Die Zeit nahte heran, wo man die Felder wieder hätte bestellen sollen. Allein da war kein Pflug und keine Hand, die ihn hätte führen können, kein Samengetreide und kein Zugvieh. Eustachius beschloß in dieser Noth, sich an einen oder den andern der benachbarten vornehmen Römer zu wenden, deren Landgüter von den verheerenden Seuchen nicht so hart mitgenommen worden, und die keine Plünderung erlitten hatten. Diese reichen, adeligen Römer waren früherhin seine guten Freunde gewesen; und hatten ihn öfter besucht und auf die Jagd begleitet; allein sobald sie vernommen, er sey ein Christ geworden, hatten sie allen Umgang mit ihm aufgegeben. Dem menschenfreundlichen Eustachius that dieses nun wohl sehr leid, und er hätte gewünscht, daß sie alle des nämlichen Heiles, wie er, theilhaftig werden möchten; allein da sie dieses nun einmal nicht wollten, so leistete er auf ihre Gesellschaft willig Verzicht, indem er nun manchem langweiligen Zeitvertreibe und leerem Gespräche entging, und die edle Zeit besser anwenden konnte. Weil er indessen einigen derselben während seines Wohlstandes große Gefälligkeiten erwiesen hatte, so hoffte er, sie würden ihm mit dem Nöthigsten

gern auf so lange ausbilden, bis er im Stande seyn würde, ihnen alles wieder zu ersetzen. Allein der Eine, der von dem Ausspruche Jesu: „Seliger ist geben, als nehmen“ nichts wissen wollte; sondern sich vielmehr an den heidnischen Grundsatz hielt: „Seliger ist nehmen, als geben,“ entschuldigte sich, daß er zu seinem Leidwesen selbst nichts erbeuten könne, und bethenerte sein falsches Vorgehen mit hohen Schwüren. Ein Anderer, der ihn schon längst wegen seines großen Heldenruhmes gehaßt und beneidet, aus Weltklugheit aber Haß und Meid verhehlt, und ihm bei allen Gelegenheiten übermäßig geschmeichelt hatte, begagnete ihm nun mit offener Verachtung, und wies ihm unter lautem Spott und Hohn die Thüre. Der Dritte, redlicher und wohlmeinender, als die vorigen, gab ihm den Rath, dieses Land ganz zu verlassen. „Denn,“ sagte er, „ich weiß es gewiß, deine Feinde suchen es dahin zu bringen, daß du wegen deines Glaubens vor Gericht gefordert und hingerichtet werdest; ja auch deiner Gemahlin wollen sie ein solches schreckliches Schicksal bereiten.“

Eustachius dachte nun, den Kaiser um Schutz und Hülfe anzusuchen. Er hatte in Rom einen treuen Freund und Kriegersgenossen, der bei dem Kaiser Vieles galt. An diesen schrieb er und bat ihn, sich bei dem Kaiser für ihn zu verwenden. Allein der Kaiser, der ein Heide war, sprach:

„Ich habe den Feldherrn Plazidus immer sehr geschätzt; allein der Christ — Eustachius, wie er sich jetzt nennt, ist mir fremd. Ich bedaure sehr, daß ein Mann von solchem Ansehen eine Religion ergriffen hat, gegen deren Anhänger das Gesetz die Todesstrafe ausspricht. Ihm in seiner gegenwärtigen dürftigen Lage, die er größtentheils sich selbst zuschreiben muß, Hülfe und Unterstützung zu gewähren, hieße den Ungehorsam belohnen. Gegen die Gesetze kann ich ihn eben so wenig in Schutz nehmen. Da indeß der Mann doch sonst Verdienste hat, und es mir leid wäre, das Gesetz an ihm vollstrecken zu sehen, so würde er wohl daran thun, Italien zu räumen und irgendwo an den Grängen des Reiches einen verborgenen Aufenthalt zu suchen. Wollte er aber, was ich sehr wünsche, seiner neuen Religion entsagen, so würde er an mir einen sehr gnädigen Kaiser finden.“

Als Eustachius diese Antwort gelesen hatte, sprach er zu seiner Gemahlin: „Liebste Theopista! In diesem Lande können wir nicht mehr bleiben, laß uns nach Aegypten ziehen. Dort hoffe ich eine Stätte zu finden, wo wir Gott in Ruhe und Frieden dienen können. Wir wollen mit unsern geliebten Kindern heute noch abreisen; jedoch erst mit einbrechender Nacht, um uns nicht dem Gespötte und den Mißhandlungen des Heidenvolkes in der Gegend auszusetzen.“ Theopista sagte: „Es

fällt mir zwar schwer, diese herrlichen Gegenden zu verlassen, wo ich das Licht der Sonne zuerst erblickt, und die glücklichen Tage meiner Kindheit und Jugend verlebt habe. Indes bin ich dazu bereit; denn ich denke, es ist der Wille Gottes so! Sein heiliger Engel begleite uns!"

Die zwei ehrlichen Krieger, Mazius und Antiochus, vernahmen diesen Entschluß mit Schrecken. „Gott im Himmel!" rief Mazius, „so ohne alle Bedienung wolltet ihr fortreisen in ein fremdes Land? Noch sind wir zu schwach, nur eine halbe Meile weit zu gehen; o bleibt doch noch so lange, bis wir uns von unsrer Krankheit erholt haben! Dann wollen wir mit euch ziehen, und wäre es auch bis ans Ende der Welt." „Ach Gott," sagte Antiochus, „ist es nicht schon hart genug, daß ihr euer schönes Landgut gleichsam als landflüchtig verlassen müßet? Wollet ihr auch noch eure treuesten Freunde zurücklassen? O verweilet doch, bis wir wieder hergestellt sind. Dann wollen wir euch alle Beschwerlichkeiten der Reise erleichtern; Tag und Nacht wollen wir, wenn es nöthig seyn sollte, in jenem fremden Lande für euch arbeiten, um euch den nöthigen Lebensunterhalt zu verschaffen."

Eustachius sprach gerührt: „Ihr guten Männer! Ich erkenne eure Liebe und Treue mit Dank. Allein ihr dürfet mich nicht begleiten. Ich zwar kann hingehen, wohin ich immer will, denn ich

bin meiner Dienste entlassen; ihr aber seyd dem Kaiser noch kriegspflichtig, ihr müßet in eurem angewiesenen Bezirke bleiben und jede Stunde seiner Befehle gewärtig seyn. Lebet also wohl und der Herr sey mit euch."

Die beiden Krieger sagten es sogleich den übrigen Hausgenossen, ihr lieber Herr wolle mit Frau und Kindern heute Abends noch fortziehen. Die Nachricht verbreitete sich eben so schnell in die umliegenden Gebäude. Alle Bewohner kamen herbei, ihre gute Herrschaft noch einmal zu sehen. Sie waren alle noch blaß und abgezehrt von der kaum überstandenen Krankheit, und viele konnten nur mühsam mit Hülfe eines Stabes herbeiwanken. Alle weinten und schluchzten. Eustachius tröstete sie liebevoll. „Bleibet nur unerschütterlich fest im Glauben, in der Hoffnung und in der Liebe," sagte er unter anderm, „so werden wir, wo nicht auf Erden, doch in dem Himmel uns gewiß wieder sehen."

Als nun der Mond aufgegangen war und die verödeten Felder beschien, sprach Eustachius zu seiner Gemahlin: „So laß uns denn unsre Reise im Namen des Herrn antreten!" Alle Umstehende fingen an laut zu jammern. Er und seine Gemahlin boten noch einem jeden die Hand; auch die zwei Knaben reichten nach dem Beispiele ihrer Eltern allen und jeden die kleinen Hände. Die gu-

ten Leute weinten noch mehr, begleiteten ihre gute Herrschaft vor die Pforte des Landhauses und wollten eine Strecke weit mitgehen. Eustachius, beinahe sprachlos vor Wehmuth, winkte ihnen zu bleiben. Sie gehorchten und schauten ihrem geliebten Herrn, der frommen Frau und den holden Knaben mit heißen Thränen nach.

Als es war ein schmerzlicher Anblick, die edle Familie so fortwandern zu sehen! Ihre Kleidung zeigte von ihrem bisherigen Rang und Wohlstand; allein an dem Reisegepäck, mit dem sie sich beladen mußten, sah man, daß sie nunmehr arme Flüchtlinge waren. Eustachius, der sein Schwert umgegürtet hatte und anstatt des Reisetabes eine Lanze in der Hand führte, trug auf seinem Rücken einen Pack mit allerlei Kleidungsstücken, die der Raubgier der Feinde entgangen, und nun für die weite Reise sehr dienlich waren. Theopista, nach Art vornehmer Römischer Frauen gekleidet, trug einen großen Korb mit Lebensmitteln am Arme, weil sie nicht ohne Grund fürchtete, die Menschen, durch deren Land sie kämen, und die gegen die Christen so feindselig gesinnt waren, würden ihr, ihrem Manne und ihren Kindern kaum ein Stücklein Brod mittheilen. Eustachius schritt mit ruhigem Ernste einher, und führte seine weinende Gemahlin, die solcher Reisen nicht gewohnt war, am Arme. Die zwei Knaben aber eilten, indem sie

sich nicht ohne Stolz ihrer Reiseskizze bedienten, in kurzen schnellen Schritten voran, und lächelten den Wunderdingen, die ihnen auf dieser Reise begegnen würden, muthig entgegen. So wanderten denn alle auf der schon angelegten, zu beiden Seiten mit hohen Fruchtbäumen besetzten Straße hin, auf der sie sonst, in einem stattlichen Wagen mit muthigen Pferden bespannt, dahin führen.

Theopista blickte öfter mit Augen voll Thränen nach ihrem freumblichen Wohnhause zurück, das vom Monde erhellt aus dunkeln Bäumen hervorragte. Allein Eustachius sprach: „Meine nicht, Theopista! Wir hätten diese Wohnung doch einmal verlassen müssen. Wir sind hier auf Erden allzumal Pilger und haben da nirgends eine bleibende Stätte. Indes wird Gott es uns während unsrer kurzen Wanderschaft auf Erden nie an einer Wohnung fehlen lassen, bis Er uns in jene himmlische Wohnungen aufnimmt, die wir dann nie mehr verlassen werden.“

---



## Viertes Kapitel.

### Der Mohr.

Eustachius wanderte mit seiner Gemahlin und seinen Kindern in kurzen Tagreisen, auf wenig besuchten Wegen zwischen Wald und Gebirge hin, und vermied Städte und größere Ortschaften. Endlich gelangten sie an das Ufer des Meeres. Ein großes, wohlgebautes Schiff lag vor Anker, das eben nach Aegypten absegeln wollte. Eine Menge Lastträger und Schiffsknechte waren eifrig beschäftigt, Fässer hinein zu wälzen und Kisten hinein zu tragen. Der Schiffsherr, ein reichgekleideter Mohr, dessen Hals und Ohren mit großen glänzenden Perlen geschmückt waren, ging gebieterisch unter ihnen umher, und wußte alles sehr gut anzuordnen. Eustachius sprach zu ihm: „Wärest du wohl geneigt, für Bezahlung mich, meine Frau und meine Kinder nach Aegypten über zu führen?“ „Warum nicht?“ sagte der Schiffsherr mit großer Freundlichkeit, indem er den Eustachius, dessen Frau und Kinder aufmerksam betrachtete; „recht gern.“ „Wie viel,“ fragte Eustachius weiter, „verlangst du Fährlohn, und wie viel wird die Kost unter Wegs betragen?“ „Nicht viel,“ sagte der Schiffsherr, „eine Kleinigkeit. Doch laßt es indessen gut seyn; wir wollen, wenn es je der Rede werth ist, davon re-

den, wann ihr wieder ans Land steigt." Sie begaben sich auf das Schiff. Die Anker wurden gelichtet, der Wind schwellte die Segel, und das Schiff schwebte über die wogende See leicht dahin. Die Kinder freuten sich über den wunderbaren Anblick, daß Land und Bäume, wie es ihnen schien, zurück wichen und das Schiff still stand; ihre Mutter sah aber nicht ohne Thränen das geliebte Land aus ihren Blicken verschwinden.

Eustachius tröstete sie und sprach: „Gott, der das Meer und das Trockne geschaffen hat, wird für uns sorgen! Er, dessen die ganze Erde ist, wird uns ein neues Vaterland geben, bis Er uns in das rechte Vaterland aufnimmt.“ Sie beruhigte sich, und freute sich der Wunder der göttlichen Allmacht zur See, die sie bisher noch nie gesehen hatte. Morgens betrachtete sie mit ihrem Gemahl und ihren Kindern voll Andacht und Freude den glühenden Morgenhimmel und die aufgehende Sonne, die aus dem unermesslichen Wasserspiegel mit einer Klarheit wiederglänzte, daß die Kinder in der That zwei Sonnen zu sehen glaubten. Den Tag über sahen sie manche emporragende Insel, die mit ihren braunen Felsen und grünen Baummassen an ihnen vorbei zu schwimmen schien. Große Meerfische begleiteten, zur besonderen Freude der Kinder, lange Strecken weit das Schiff, und dichte Schaaren von Seevögeln flogen mit frohem Ge-

schrei über das Meer hin. Der Wind wehte bald sanfter, bald stärker, schien bald nur mit den grünen Wellen zu scherzen, bald regte er sie mächtiger auf, und der Anblick der unzähligen, hochaufliegenden Wogen gewährte eine schauerliche Lust. Mancher schöne Abend mit goldenen und purpurnen Wolken, die sich im Meere abmalten, erfüllte sie mit sanfter Freude. Auch zu Nacht blieben sie noch lange auf, und betrachteten den Mond und die funkelnden Sterne hoch am Himmel, und wiederscheinend an dem zweiten Himmel in der ruhigen Fluth. Ihre Fahrt hätte nicht glücklicher seyn können. Nach wenigen Tagen zeigte sich Land, und sie hofften nun, da eine Hütte und so viel Erde zu finden, als zu ihrer Ernährung, und einst zu ihrem Grabe nöthig wäre.

Allein ein furchtbarer Sturm anderer Art drohte ihnen. Der Schiffsherr hatte eine unerlaubte Neigung zu der Gemahlin des edlen Eustachius gefaßt. Ihre Schönheit, ihr adeliger Anstand hatte ihn sogleich im ersten Augenblicke in Erstaunen gesetzt. Schon damals machte er, ohne sich jedoch das Geringste davon merken zu lassen, den ruhelosen Anschlag, sie ihrem Gemahl zu entreißen. Er segelte deshalb nicht dem bestimmten Seehafen, sondern einer öden, unbewohnten Meeresküste zu, wo man nichts erblickte, als kahle Felsen und dürren Sandboden. Er ließ das Schiff

anlegen. „Das ist das Land, wohin ihr wollt,“ sprach er fälschlich; „hier könnet ihr aussteigen, sobald ihr mich bezahlt habt.“ Eustachius sprach entrüstet: „Was soll das seyn? Das ist nicht das Land, wohin du uns zu führen versprachst.“ „Das werde ich wohl besser wissen, als du,“ sagte der Schiffsherr. „Bezahle und mache daß du weiter kommest!“ Er forderte eine so ungeheure Summe, daß sie das herkömmliche Fahrgeld wohl zehnmal überstieg. Eustachius entsetzte sich über diese abscheuliche Ungerechtigkeit und gestand, daß all seine Baarschaft nicht die Hälfte von dieser übertriebenen Forderung betrage. Der Schiffsherr, den dieses innerlich freute und dem es nur darum zu thun war, Streit anzufangen, stellte sich höchst aufgebracht. „Was!“ schrie er, wie außer sich vor Wuth, „nicht einmal halb so viel Geld! Da seh’ ich mich gräßlich angeführt. Eurer Kleidung nach hielt ich euch für Leute von Stand; nun sehe ich betrogener Mann zu spät, daß ich elendes Bettelvolk in mein Schiff aufgenommen habe. Es war höchst vermessen von Euch, ohne hinreichendes Reisegeld eine solche weite Fahrt mitzumachen, und auf fremde Kosten zu leben. Ihr sollt mich aber um meine Auslagen und meinen wohlverdienten Lohn nicht betrügen. Eines von euch muß den Frevel mit seiner Freiheit büßen; ich erkläre hienit das Weib da für meine Sklavin. Sie bleibt

hier auf dem Schiffe zurück; ihr übrigen möget ans Land steigen. Das Geld, das ich auf dem Sklavenmarkte für das Weib lösen werde, soll mir eure Reisekosten bezahlen."

Als Theopista diese Worte hörte, erblaßte sie vor Schrecken und Entsetzen. Eustachius mußte sich alle Gewalt anthun, seinen aufflammenden Zorn über eine so unerhörte Betrügerei und Gewaltthätigkeit zu mäßigen. Die beiden Knaben fielen dem Schiffsherrn zu Füßen, und baten und flehten weinend, ihnen ihre liebe Mutter nicht zu nehmen. Allein der Schiffsherr stand mit ausgestrecktem Arme und befahl dem Eustachius: „Du mit deinen zwei Knaben räume mein Schiff; du aber," sprach er zu Theopista, „bleibest hier!" Theopista eilte mit weit ausgebreiteten Armen und fliegenden Haaren auf ihren Gemahl zu, umfaßte ihn, und schrie laut: „O Eustachius, ich lasse dich nicht — rette mich — Gott helfe uns!" Eustachius zog sein Schwert, umschlang seine Gemahlin mit der Linken, schwang mit der Rechten das Schwert und rief: „Treibe deine Bosheit nicht zu weit, verwegener Mohr; sonst werde ich mein Weib und meine Kinder gegen dich und all dein Volk blutig zu vertheidigen wissen." Allein plötzlich packten mehrere starke Schiffsknechte, auf den Wink des Schiffsherrn, wie er es heimlich mit ihnen verabredet hatte, den Eustachius rückwärts, hielten ihn

mit großer Gewalt fest und nahmen ihm sein Schwert ab. Der Schiffsherr ergriff Theopista und riß sie von ihrem Gemahl, den sie mit beiden Armen umschlungen hielt, gewaltsam los. Sie sank gleich einer Lilie, die der Sturm abgebrochen, ohnmächtig mit gebeugtem Haupte und herabhängenden Armen zurück, und wäre zu Boden gefallen, wenn der grausame Mohr sie nicht gehalten hätte. Die zwei Knaben, die ihren Vater von einer ganzen Schaar Schiffsknechte überwältigt sahen, und, da sie noch keine Ohnmächtige gesehen hatten, ihre Mutter für todt hielten, erhoben ein so klägliches Jammergeschrei, daß sich Steine darüber hätten erbarmen können. Allein das rohe Heidenvolk war ohne alles Gefühl. Die Schiffsknechte schleppten auf den Befehl ihres Herrn den bedauernswürdigen Vater an das Land, schleuderten ihm seine zwei Kinder zu, wendeten das Schiff, und fuhren frohlockend weiter.

Eustachius, der arglose, redliche Mann, dem dieses alles so höchst unerwartet gekommen war, wie ein Donnerschlag bei klarem Himmel, stand wie versteinert am Ufer des Meeres, hörte kaum das Jammergeschrei seiner Kinder, die seine Knie umfaßten, streckte die Arme gegen das Meer aus, und richtete seine starren Blicke unverwandt auf das Schiff, das im Glanze der untergehenden Sonne leicht und flüchtig dahin segelte, und endlich in Nacht und Nebel verschwand.

## Fünftes Kapitel.

### Die wilden Thiere.

Nachdem das Schiff, auf dem sich Theopista, das Liebste und Aeuerste befand, was Eustachius und seine Kinder in dieser Welt hatten, verschwunden war, setzte Eustachius sich unter einen überhangenden Felsen, um da zu übernachten. Seine zwei Söhnchen lagerten sich zu seinen beiden Seiten, und schlummerten, nachdem sie sich ausgeweint hatten, endlich ein. Die Augen des tiefbetrübten Vaters aber konnten keinen Schlaf finden. Den Verlust seiner zeitlichen Güter hatte er mit Gleichmuth übertragen; er achtete ihrer kaum. Allein der Jammer, daß seine Theopista, mit der er durch die heiligsten Bande verbunden, mit der er nur Ein Herz und Eine Seele war, ihm entrisen worden; daß sie, die liebenswürdigste der Frauen, sich in der Gewalt eines rohen Heiden ohne Gottesfurcht und menschliche Sitten befand, das zerriß ihm das Herz.

Doch faßte er sich, blickte zu den Sternen empor, die jetzt nach und nach sichtbar wurden, und sein starrer Schmerz thaute zu Thränen auf. „Gott,“ sprach er, „Du liebevoller Vater der Menschen! Alles, was Du thust, ist gut, so schrecklich es uns auch vorkommen mag. Ohne Dein

Wissen und gegen Deinen Willen hätte mir auch mein liebes Weib, meine Theopista, nicht können geraubt werden. Obwohl sie in der Gewalt eines Räubers ist, so ist sie doch in Deiner Hand. Du wirst sie beschützen und bewahren. Ja diese Prüfung wird ihre Tugend erhöhen, wie jetzt die finstere Nacht den Glanz der Sterne. Und so weit sie jetzt von mir und ihren lieben Kindern entfernt ist, und so lange diese Trennung auch dauern mag — ein Tag muß doch kommen, der uns hier auf Erden oder dort über den Sternen wieder vereinigt."

Es wurde nunmehr vollkommen Nacht. Ein heftiger Wind erhob sich, und von Zeit zu Zeit schlugen die brausenden Meereswogen am Ufer hoch empor. Auf den Felsen umher erschallte das Gefreische nächtlicher Raubvögel. Aus der Ferne vernahm Eustachius das donnernde Gebrüll der Löwen, und nicht weit von ihm wälzte sich eine ungeheurer große Schlange dem Meere zu. Allein Eustachius entsetzte sich nicht. „Wer Dir vertraut, o Herr," sprach er, „fürchtet sich nicht vor dem offenen Rachen der Löwen, und wandelt muthig über Schlangen und Nattern. Wie diese Kinder hier neben mir, ihrem Vater, ruhig schlafen und von allen Gefahren nichts merken, so will ich, wiewohl ich die Gefahr wohl einsehe, im Vertrauen auf Dich ruhig seyn!" Im Vertrauen auf



Gott achtete er nicht der Schrecknisse dieser Nacht; unter Gottes Schutze ging sie ihm, wiewohl schlaflos, doch ruhig vorüber.

Endlich brach der Tag an. Die Wärme der aufgegangenen Sonne erweckte die Kinder. Sie blickten ihren Vater an, schauten um sich, und ihre erste Frage war nach ihrer Mutter. Sie fingen ausß Neue an schmerzlich zu weinen. Der Vater tröstete die holden Knaben. Aber indem er sie, die guten Kinder, die nun keine Mutter mehr hatten, anblickte, brach ihm selber das Herz. „Gute Kinder,“ dachte er, „ach wie vieles habt ihr verloren! Gott stärke mich, daß ich euch den unerseßlichen Verlust der besten Mutter so viel möglich ersetze!“

Die Traurigkeit der Kinder war nicht von Dauer; über eine kleine Weile fragten sie nach dem Frühstück. Der Vater blickte in der Gegend umher; allein da war nirgends ein Fruchtbaum oder ein Strauch mit Beeren. Er stieg auf einen Felsen, um besser um sich schauen zu können. Allein alles weit und breit war wüßt und leer; nirgends eine menschliche Wohnung, oder auch nur eine Spur von einem angebauten Felde. Indeß glaubte er in sehr weiter Ferne eine Reihe Bäume und Gebüsch zu sehen, die ihm den Lauf eines Flusses zu bezeichnen, und längs dessen Ufern hin empor zu wachsen schienen. „Dorthin wollen wir wandern,

meine geliebten Kinder," sagte er; „dort scheint sich eine fruchtbare Gegend auszubreiten! Dorthin liegt Aegypten; dort werden wir vielleicht eure Mutter wieder finden!" Er nahm den Weg jener Gegend zu, und führte, da es in dem Sande nicht gut zu gehen war, an jeder Hand einen der Knaben. Zu einer Seite hatten sie beständig hoch emporragende Felsen, zur andern Seite das Meer. Die Sonne stieg immer höher, die Hitze wurde immer größer. Der Sandboden und die nahen Felsen schienen zu glühen, und warfen die Sonnenstrahlen mit einer Gewalt zurück, daß die Augen davon geblendet wurden. Die armen Kinder verschmachteten beinahe vor Durst. „Vater," sagte Agapius, „führ' uns doch an das Meer hin, und laß uns trinken! Dort ist ja Wasser genug!" „Liebe Kinder," sprach der Vater, „dieses Wasser kann man nicht trinken; es würde euren Durst nur vermehren und euch krank machen!" „Ach," rief Theopist, „das ist doch hart, so viel Wasser vor Augen sehen und dabei verdursten müssen." Die armen Knaben vermochten das Gehen nicht mehr. Der Vater trug bald den einen, bald den andern, bald alle beide auf den Armen. Er selbst konnte sich kaum mehr aufrecht erhalten.

Endlich, nachdem Mittag vorüber, und die Hitze ganz unerträglich war, erreichten sie einige schattige Bäume, und vernahmen das Rauschen

eines nahen Flusses. Beide Knaben sanken sogleich unter dem nächsten Baum in das Gras nieder; der Vater setzte sich zu ihnen und sagte: „Wie ist es hier so kühl und lieblich! Wie thut dieses sanfte Grün den Augen so wohl! Welche große Wohlthat Gottes, die mancher Mensch so gering achtet, ist der Schatten! Vielleicht habt ihr Gott in eurem Leben noch nicht dafür gedankt! O dankt Ihm doch, meine lieben Kinder!“ Nachdem die Kinder sich ein wenig erholt und abgekühlt hatten, klagten sie ausß. Neue über Durst und Hunger. Auch dem Vater klemmte die Zunge vor Durst beinahe an dem Gaumen. Er hieß die Knaben bleiben, stand auf und ging an den Fluß, um ihnen in seinem Helme Wasser zu holen.

Als er an den Fluß kam, flog plötzlich ein großer Wasservogel vor ihm auf. Enstachius sah nach und entdeckte zwischen dem Schilf ein Nest voll Eier, die größer als Enteneier und noch vollkommen frisch und genießbar waren. Er band diesen für ihn so kostbaren, aber zerbrechlichen Fund vorsichtig in sein Schweistuch, schöpfte dann mit seinem Helme von dem klaren Wasser des Flusses, trank sich erst selbst satt, nahm dann noch den Helm voll mit sich, und kehrte zu seinen Kindern zurück. Er breitete das weiße Tuch mit den Eiern auf den grünen Rasen aus, stellte den Helm mit dem klaren Wasser daneben, und sagte freudig:

„Seht, meine liebsten Kinder, wie gütig Gott uns in dieser Wildniß einen Tisch bereitet hat. Ohne diese wahrhafte Speise, ohne diesen erquickenden Trank müßten wir hier verhungern und verdursten! O laßt uns, ehe wir diese Seine Gaben genießen, Herz und Augen zu Ihm erheben!“ Beide Knaben standen auf, falteten die kleinen Hände, und beteten so andächtig, wie vielleicht noch nie ein Mensch, der sich zur reichsten Tafel niedersetzen wollte. Der Vater ließ die Kinder zuerst aus dem Helme trinken, öffnete dann mit einer Muschelschale, die er am Flusse gefunden hatte, ein Ei nach dem andern, und gab sie ihnen. Erst nachdem die Kinder satt waren, verzehrte der Vater die übrigen Eier. Die Knaben hatten die rohen Eier so schwachhaft, und das Wasser so erquickend gefunden, daß sie beide versicherten, in ihrem Leben habe ihnen Speis und Trank nicht so gut geschmeckt. Sie beteten aber auch nach der kleinen Mahlzeit mit einer solchen Andacht, daß sie in ihrem Leben noch nie so andächtig nach Tische gebetet hatten.

„Naa,“ sprach der Vater, „legt euch hier in dem Scharren nieder, und schlaft ein wenig. Ich will indeß sehen, wo wir am sichersten über den Fluß kommen können. Denn hinüber müssen wir einmal, wenn wir nicht hier in dieser Wildniß verfaulen, sondern nach Aegypten kommen wollen.“ Er brach einen starken Ast von dem Baume, rich-

tete ihn, so viel es ohne Messer anging, zu einem Reifestab zu, dessen er sich im Nothfalle auch anstatt der Waffen bedienen könnte, und ging. Er nahm die Gegend in Augenschein. Der Fluß brach mit großer Gewalt zwischen Wald und Felsen hervor. Das Wasser war sehr reißend, gegen die Mitte hin sehr tief, und der Grund voll glatter, schlüpfriger Steine, auf denen man fast keinen sichern Tritt thun konnte. An dem Flusse weiter hinauf zu gehen, wo man vielleicht hätte leichter hinüber kommen können, verwehrten ihm der dichte Wald und die steilen Felsen. Er kehrte zu seinen Söhnen zurück, weckte sie und sagte: „Nun kommt, meine lieben Kinder! Ich will es mit Gottes Beistand versuchen, euch über den Fluß zu tragen; allein einen nach dem andern.“ Denn er fand es zu gefährlich, mit beiden beladen sich hinüber zu wagen. Er führte sie an den Fluß und sprach: „Du, Agapius, setze dich indessen hier am Ufer in dem Schatten dieser Weide in das Gras. Du, Theopist, komm!“ Er nahm ihn auf den Arm; in der Hand des andern Arms führte er den abgerissenen Baumast, theils um sich darauf zu stützen, theils um die Tiefe des Flusses damit zu untersuchen. Mit großer Anstrengung watete er durch das Wasser, das ihm in der Mitte des Stromes bis an die Brust reichte, und ihn fast bei jedem Tritte mit sich fort zu reißen drohte. Dennoch gelang

es ihm, den Knaben glücklich hinüber zu bringen: Er dankte Gott, trocknete sich den Schweiß von der Stirne, ruhte einige Zeit aus, und sagte dann: „Theopist, setze dich hier nieder; ich will nun deinen Bruder holen.“ Er stieg wieder in das Wasser; allein als er sich mitten im Strome befand, hörte er den Agapius, den er abholen wollte, mit Einem Mal schrecklich schreien: „O Vater, hilf, hilf, ein wildes Thier! Ach es will mich zerreißen!“ Eustachius schaute auf — und erblickte einen furchtbaren Löwen, der dem jammernden Kinde schon ganz nahe war. Der Vater drohte dem Thiere mit mächtiger Stimme und schwang den gewaltigen Baumast in der Rechten. Allein wie im Fluge ergriff der Löwe den schreienden und zappelnden Knaben und sprang, so schnell er konnte, mit ihm dem Walde zu. Welch ein Schreckensanblick war dies für den liebenden Vater! Er strengte alle Kräfte an, unverzüglich das Ufer zu erreichen. Er stieg ans Land, er verfolgte das Thier mit lautem Drohen und weit ausgeholten Schritten! Allein bald sah er nichts mehr von dem schrecklichen Raubthiere und dem geliebten Kinde; beide waren im Walde verschwunden. Wildverwachsene Gebüsche, Dornen und stachelichte Gewächse, die den Boden bedeckten, machten es ihm überall unmöglich, in den schauerlichen Wald tiefer einzudringen. Schwer aufathmend, mit klopfendem Her-

zen, vor Schrecken und Jammer fast außer sich, von Dornen und Stacheln verwundet, blieb er endlich stehen. Nur mit Hülfe des Baumastes hielt er sich noch aufrecht. „Ach,“ senfte er, „alle meine Mühe ist umsonst! Ich kann das Ungעהuer nicht mehr einholen; ich kann den holden Knaben dem Rachen des Löwen nicht mehr lebend entreißen! Ach, jetzt — jetzt wird er von dem grimmigen Thiere zerrissen, und vielleicht fände ich von meinem geliebten Agapius kaum mehr einige Gebeine! O du liebliches Kind, so mußtest du dein junges Leben, so früh und so schrecklich, unter den Zähnen eines Raubthieres enden, du holder Liebster meiner Seele!“ — Er schaute lange mit starrenden Blicken sprachlos zum Himmel. Endlich sagte er: „Nun, Vater im Himmel, es war Dein Wille, daß es so ging! Du weißt es, warum Du es so geschehen ließest! Unergründlich und unerforschlich sind Deine Rathschlüsse, aber immer weise und gut. Vielleicht wäre der gute Knabe schrecklicheren Schicksalen entgegen gegangen! Vielleicht wäre er — was noch viel entseßlicher gewesen wäre, als einem wilden Thiere in den Rachen zu fallen — ein Raub der Verführung und des Lasters geworden! — O Gott! Wie Abraham seinen Isak Dir zu opfern bereit war, so will auch ich diesen meinen geliebten Sohn Dir zum Opfer darbringen!“

Theophilus, der andere Knabe jenseits des

Flusses, hatte es mit Entsetzen gesehen, wie das wilde Thier sein Brüdchen davon trug, und hatte deshalb das kläglichste Jammergeschrei erhoben. Als er aber nun auch von seinem Vater, der sich weiter von dem Flusse entfernt hatte, vor den Gebüsch und Sträucher nichts mehr sehen konnte, schrie er noch lauter: „O Vater, liebster Vater! Ach wo bist du! O komm, komm doch und verlass mich nicht!“ Der tiefbetrübte Vater kehrte mit matten Schritten zurück an den Fluß und rief dem Knaben von weitem zu: „Schweig, liebster Theopist! Sey ruhig! Sieh, da bin ich. Ich komme sogleich zu dir hinüber!“ Allein welch neues Entsetzen! Kaum hatte der Vater den Fluß erreicht, so sah er, wie auf dem andern Ufer ein grimmi-ger Wolf, von dem Schreien des Knaben herbei gelockt, auf Theopistos zueilte. Der arme Kleine suchte zwar dem Unthiere zu entkommen. Er sprang aus allen Kräften längs dem Ufer hin. Der Vater drohte dem Wolfe mit lauter Stimme und geschwungenem Baumaste. Allein jetzt — jetzt erreichte der Wolf den Knaben, packte ihn mit den Zähnen — rannte mit ihm dem Walde zu und verschwand. Was das wunde Herz des guten Vaters bei diesem neuen Schlage empfand — läßt sich nicht aussprechen. Ihm, dem Helven, der in den furchtbarsten Schlachten, wo tausend Schwerter und Spieße ihm den Tod drohten, ohne Furcht



dagestanden war, erstarrten beinahe Herz und Glieder! Er sprang zwar augenblicklich in den Strom, dem armen Kinde zu Hülfe zu kommen. Allein bis er, von der Hitze des Tages, von Schrecken und Kummer, von zweimaligem Uebersehen des Stromes bereits erschöpft, mit der letzten Anstrengung seiner Kräfte hinüber kam — hatte der Wolf längst den Wald erreicht, und es war nichts mehr von dem Kinde zu sehen!

Der bestürzte Vater sank, sobald er das Ufer erreicht hatte, kraftlos zu Boden. So viele und so schnell aufeinander folgende Unglücksfälle hatten ihn ganz danieder gedrückt. „Ach,“ dachte er, als Schrecken und Jammer ihn wieder denken ließen, „so ist denn auch die letzte Hoffnung dahin, die letzte Stütze gebrochen, der künftige Trost meines Alters verschwunden! Ich bin meines geliebten Vaterlandes, aller meiner Freunde, meiner Gemahlin, meiner Kinder in wenigen Tagen beraubt! Ich gleiche einem Baume, dem alle seine Aeste und Zweige abgehauen worden. Mein Schmerz ist noch größer als der Schmerz jenes frommen Patriarchen Jakobs, der seine geliebte Rachel begraben hatte und dem die Nachricht gebracht wurde, der Liebste seiner Söhne, Joseph, sey von einem wilden Thiere zerrissen worden. Jakob hatte noch mehrere Söhne; ihm blieb noch sein geliebter Benjamin! Allein mir ist auch noch

mein geliebter Benjamin geraubt! Ich habe keinen Sohn, keine Tochter, keinen Freund, mich zu trösten! Ich kann wohl mit dem trauernden Jakob sagen: „Mir bleibt nichts übrig, als vor Jammer und Herzenleid zu meinen Söhnen hinab zu sinken in das Grab!“

Er schwieg lange. „Ach,“ sagte er über eine Weile, „wenn ich nicht so glücklich wäre, Dich zu kennen, mein göttlicher Erlöser, und in Dir ein so herrliches Vorbild der Geduld in den schrecklichsten Leiden zu erblicken; so würde ich es kurz machen — nach Art meiner Landsleute, der tapfern Römer; ich würde mich, wenn ich noch eines hätte, in mein Schwert stürzen, oder, was ich gar leicht könnte, in den nahen Fluß. Allein Christus lehrt uns anders. Wir dürfen den bitteren Kelch, den uns der Vater im Himmel darreicht, nicht zurück weisen. Wir müssen im Leiden, wenn wir anders Christen seyn wollen, mit Christus sprechen: „Vater, Dein Wille, nicht der meine!“ Es ist nun einmal so! Hier können wir dem bitteren Kelche, dem Kreuz' und Leiden nicht entgehen. Dort aber wartet, wenn wir anders standhaft im Leiden ausharren, auf uns die nie welkende Siegespalme und die unvergängliche Krone!“

Eustachius ward auf eine kleine Weile ruhiger; allein, indem er über die Begebenheiten dieser schrecklichen zwei Tage nachdachte, stiegen, gleich

schwarzen Gewittern aus dem Meere, neue unermessliche Qualen in seinem Innersten auf. Denn nicht nur durch äußerliche, sondern noch vielmehr durch innerliche Leiden sollte er geprüft und geläutert werden. „Wie,“ rief er erschrocken und wie von einem plötzlichen Blitzstrahl getroffen, „bin ich an all dem Jammer nicht selbst Schuld! Wo waren meine Sinne, daß ich mein liebes Weib einem ganz fremden Menschen, jenem treulosen Mohren, anvertraute, aus dessen Gewalt ich sie nicht mehr erretten konnte? Hab' ich sie ihm nicht gleichsam selbst ausgeliefert? O schrecklich, schrecklich! Und welche Unbesonnenheit, welche Gefühllosigkeit war es, daß ich meine lieben Kinder hier in dieser Wildniß, den guten Agapius an dem einen, und den holden Theopistus an dem andern Ufer des Flusses, einsam und allein sitzen ließ? Ach das Brüllen und das Geheul der wilden Thiere in der vergangenen Nacht hätte mir eine furchtbare Warnung seyn sollen! Habe ich die armen Kinder nicht gleichsam selbst den wilden Thieren vorgeworfen! Bin ich nicht ein liebloser Vater, ein Mörder, der Mörder meiner Kinder! Ach, wie blutroth die Sonne untergeht — als wollte sie, wiewohl sie stumm ist, mich anklagen — als riefe sie mir laut zu: Du selbst bist Schuld an dem vergossenen Blut deiner Kinder!“ —

„Doch, nein, nein,“ sprach er jetzt ruhiger,

„Lieblosigkeit, Grausamkeit war es nicht. Obwohl ich es in meinem Leben nicht genug bereuen kann, das holde Weib dem größten Elende, die guten Kinder dem furchtbarsten Tode Preis gegeben zu haben, so war es doch nur Unbedachtsamkeit. Aber dennoch — welche bittere Empfindung ist die Reue! O wie muß es dem Menschen zu Muthe seyn, der vorsätzlich Böses gethan, und absichtlich Andere unglücklich gemacht hat! Ach, was ist der Mensch, daß er bei dem besten Willen solches Unheil anrichten kann? Wie nöthig hat er, Gott täglich zu bitten, Gott wolle ihn erleuchten, leiten und regieren!“

„Allein,“ sprach er über eine Weile, „wenn es bei mir auch bloß Mangel an Ueberlegung war, ist es nicht schon strafbar, ohne Ueberlegung zu handeln? Ach, ich hätte es besser überlegen sollen! — Doch, es sey, wie es sey! Du, barmherziger Gott, bist meine einzige Zuflucht! Verzeih mir, was bei diesen schrecklichen Begebenheiten mein Versehen ist! Mache wieder gut, was ich verdorben habe! Leite Du alles zum Besten. Du nur kannst es und wirst es auch thun! Du sagtest ja durch Deinen Apostel: „Denen, die Gott lieben, dient alles — also auch jedes Versehen, jeder Fehler, den sie ernstlich bereuen — zu ihrem Besten.“ Ach wäre dies nicht, ich müßte verzweifeln!“

Er ward ruhiger — aber nur auf Augenblicke,

Immer aufs Neue quälten ihn die bittersten Vorwürfe. Er wußte nichts Besseres, als nicht mehr nachzusinnen — da es, wie er mit Recht dachte, doch nichts mehr nützte — sondern anstatt des Nachsinnens und Grübelns nur immer zu beten. Er that es; er flehte zu Gott, um Trost, um Linderung seiner schweren Leiden. „Vater,“ sprach er, „der Du Deinem geliebten Sohne einen Engel vom Himmel gesandt hast, Ihn zu trösten — ach sieh, auch meine Seele ist betrübt bis zum Tod! Ach, laß mich nicht ohne Trost bleiben!“ Es kam nun zwar kein Trostengel — allein Gott sandte ihm ein anderes Linderungsmittel, das schon oft die Unglücklichsten ihre Leiden vergessen machte, ja sie wohl gar auf einige Zeit in die glücklichsten Umstände versetzte. Gott sandte ihm einen sanften Schlaf und wunderbare Traumbilder erheiterten seine trauernde Seele. Ihm träumte, er wandere durch einen dunkeln Wald; allein plötzlich war das tiefe Dunkel von goldenen Sonnenstrahlen erleuchtet; der kleine Agapius saß unverfehrt und ruhig zwischen Gras und Blumen, lächelte ihm heiter entgegen und der Löwe entfloh scheu und in wilder Eile; eine andere Gegend des Waldes erschien jetzt im Glanze der Sonne; Theopistus stand da, zeigte auf den Wolf, der todt auf den Boden hingestreckt lag, und blickte dankbar zum Himmel. Eustachius erwachte; allein bald schlief er zum

zweiten Male ein, und erblickte im Traume seine beiden Söhne als schöne blühende Jünglinge von hoher edler Gestalt; sie waren als Römische Krieger gekleidet und ihre schimmernden Helme waren mit grünen Lorbeerzweigen geschmückt. Er wachte abermal auf, entschlief zum dritten Male und sieh! nun erblickte er auch seine Gemahlin! Sie führte voll himmlischen Entzückens ihm seine beiden Söhne entgegen — und die lebhafteste Freude erfüllte sein Herz.

## Sechstes Kapitel.

### Die guten Landleute.

Als die Morgenröthe anbrach, und Wolken und Meer, Felsen und Bäume mit ihrem Rosenschimmer erhellte, erwachte Eustachius. Sein großer Verlust, das Schicksal seiner Kinder und ihrer geliebten Mutter war sein erster Gedanke. Die erfreuenden Träume mußten der traurigen Wirklichkeit weichen. Allein er erhob Augen, Hände und Herz zum Himmel, und empfahl sich und Alles, was sein Herz beschwerte, der treuen Vatersorge Gottes. Die Sonne ging jetzt herrlich auf, und erleuchtete Himmel und Erde mit ihrem aller-

freuenden Lichte. „Gestern,“ sprach Eustachius, „ging sie zwischen Duf und Nebel, trüb und blutroth unter; und heute geht sie mit all ihrem Glanze in erneuerter Herrlichkeit wieder auf! Sey es denn, daß unsre geliebten Freunde, die uns der Tod oder sonst ein widriges Schicksal raubte, für uns gleich der Sonne untergehen — daß wir sie in diesem Erdenleben nicht mehr erblicken und eine finstere lange Nacht zwischen uns und ihnen liegt — es kommt einst der Morgen, da wir sie, gleich einer aufgehenden Sonne, in Glanz und Herrlichkeit wieder sehen werden.“

Eustachius richtete nun all sein Sinnen und Trachten darauf, sobald als möglich, jene Seestadt zu erreichen, wohin die Ladung jenes Schiffes bestimmt war, und wo er seine Gemahlin zu finden, und sie unter dem Beistande der Obrigkeit aus den Händen jenes gottlosen Räubers zu erretten hoffte. Unverzüglich machte er sich auf den Weg. Er wanderte beständig auf dem kieseligen Grunde zwischen dem Meere und den hohen Felsen hin und mußte unsägliche Mühseligkeiten ausstehen. Die Hitze der Sonne war beinahe erdrückend. Einige Austern, die er am Meere fand, stillten seinen Hunger; der reichliche Thau, der sich zwischen den breiten, faltigen Blättern einiger Gewächse jenes Landes sammelt, löschte seinen Durst. So legte er eine Tagreise zurück. Allein die Felsen, die er

bisher immer zur Seite hatte, erstreckten sich nunmehr weit hinein in das Meer. Er konnte nicht mehr weiter; seitwärts aber öffnete sich eine Schlucht, die in das Gebirg führte. Er ging hinein, und kam in eine noch furchtbarere Wildniß. Ringends erblickte er eine Spur von Menschen; nur die Fußstapfen wilder Thiere bemerkte er im Sande. Er kletterte, da es bereits Nacht war, auf einem steilen Felsen, und übernachtete in einer Felsenkluft, um nicht im Schlafe von den wilden Thieren zerissen zu werden. Mit Anbruch des Tages setzte er seinen Weg weiter fort. Die Wildniß wurde immer schauerlicher. Die Sonne neigte sich bereits zum Untergange, und noch immer fand er keinen Ausweg. Etwas Wasser aus einer fast versiegten Quelle und einige herbe Beeren der Wildniß waren seine einzige Labung. Er glaubte schon in diesem wüsten Gebirge verschmachten zu müssen. — da bemerkte er einen schmalen wenig betretenen Fußsteig. Nachdem er eine Weile darauf fortgegangen war, öffnete sich zwischen den kahlen Bergen die Aussicht in ein Thal. Nach einigen Schritten erblickte er mit Freude hohe, schattenreiche Bäume von saftreichem, dunkelgrünem Laube, dann das schönste Wiesengrün, das von reichlichen Blumen hellgelb und purpurroth gestreift war, dann wohlgebaute, reiche Kornfelder, und endlich ein ganzes, sehr freundliches Dorf, dessen Dächer aus einem



Walde von Fruchtbäumen hervorschauten. Das Thal, von der untergehenden Sonne beleuchtet, hätte kaum schöner und lieblicher seyn können.

Eustachius dankte Gott, der ihn wieder menschliche Wohnungen und gebautes Land erblicken ließ, stieg freudig den Felsenpfad hinab, und erreichte das Dorf. Vor einem der ersten Häuser, an denen er vorbei kam, saß ein alter Mann, der sich der untergehenden Sonne zu freuen schien. Zu seinen Füßen spielten ein Paar liebliche Kinder, die seine Enkel zu seyn schienen. Eustachius ging zu ihm hin und sprach: „Lieber, alter Vater! wäre in diesem Dorfe für einen Fremden wohl eine Nachtherberge zu finden?“ „O ja wohl,“ antwortete der Greis, „warum denn das nicht? Und, wenn du, lieber Mann, mir eine recht große Freude machen willst, so bleibe unter meinem Dache über Nacht. Was ich habe, ist wenig; doch gebe ich es mit Freuden.“

Eustachius nahm das Anerbieten mit Freuden an, und ging mit ihm in das Haus. Der Mann brachte Brod, Obst und Wein. „Hier,“ sagte er, „sind einige Erfrischungen, bis meine Tochter von ihrer Feldarbeit nach Hause kommt und das Nachtessen bereitet. Erquickte dich, und der Herr segne es dir!“ An diesen Worten erkannte Eustachius mit unbeschreiblicher Freude, der gute Greis sey ein Christ. „Gott sey gelobt,“ sprach er, „der

meine Schritte hieher leitete; denn sieh, auch ich glaube an Christus den Herrn, unsern göttlichen Erlöser." Der Greis hatte eine eben so große Freude, in seinem Gaste einen Christen zu erkennen. Es war ihnen Beiden, da sie als Christen in der Mitte roher und grausamer Heiden leben mußten, in diesem Augenblicke nicht anders zu Muthe, als zwei leiblichen Brüdern, die in einem fremden Welttheile und unter einem feindlichen Volke sich einander unvermuthet finden und wieder erkennen. Beide, Eustachius und der alte Landmann, der Klemens hieß, umarmten einander mit inniger, wahrhaft brüderlicher Liebe. Der Eine Glaube, die Eine Hoffnung, die Eine himmlische Liebe, diese Verwandtschaft der Geister, ging ihnen über alle Blutsverwandschaft. Sie fühlten zu einander ein so großes Vertrauen, als hätten sie schon zehn Jahre lang mit einander gelebt.

Jetzt kam die Tochter des Greises mit ihrem Manne von der Feldarbeit nach Hause. „Seht,“ sprach der freundliche Greis zu ihnen, „in diesem lieben Gaste hat uns der Herr einen Seiner Jünger und Freunde zugeführt!“ Beide hatten die herzlichste Freude, und begrüßten ihn auf das freundlichste. Eustachius erzählte nunmehr, wie er wegen seines Glaubens an Christus aus seiner Heimath vertrieben worden, und wie böse Menschen und wilde Thiere ihm Frau und Kinder geraubt

hatten. Alle hörten ihm mit großer Theilnahme zu; die junge Hausfrau vergoß viele Thränen: der fromme Greis aber sprach am Ende: „Sei getrost! Jene Träume, mit denen Gott in der Nacht nach dem Verlust deiner Kinder dich tröstete, scheinen mir nicht ohne Bedeutung. Du hast die guten Knaben doch nicht von den Raubthieren zerreißen sehen; vielleicht wurden sie noch gerettet.“ „Wie wäre das möglich!“ rief Eustachius. „Bei Gott ist kein Ding unmöglich,“ sprach der Greis; „wir dürfen Solner Allmacht keine Gränzen setzen. Wenn indeß jene Träume nur auf die künftige Welt deuten sollten, und wenn deine Kinder auch wirklich für diese Welt todt sind — so leben sie nunmehr als holde Engel an Gottes Thron. Und dort wirst du sie gewiß wieder sehen! Was aber deine Gemüthen betrifft, so wird Gott sie schützen. Ja, es ist große Hoffnung, daß du sie in Aegypten wieder finden, und der Gewalt des gottlosen Heiden entreißen werdest. Wenn ich nicht so alt wäre, so würde ich dich gerne dahin begleiten. Allein mein Schwiagersohn Klitus hier, der schon einmal dort gewesen und aller Wege kundig ist, macht sich eine Freude daraus, mit dir zu gehen. Morgen soll er mit dir dahin ziehen.“ Diese Worte brachten dem betrübtten Eustachius großen Trost. Er aß mit den guten Landleuten nun zu Nacht. Freundliche Gesichter, aus denen er sah, daß ihm

alles herzlich wohl gegönnt sey, waren die besten Bälge der mäßigen Mahlzeit. Hierauf begab er sich, da seine Kräfte fast erschöpft waren, unverzüglich zur Ruhe.

Am folgenden Morgen, lange bevor der Tag anbrach, machte er sich mit Klitus, dem jungen Bauer, auf den Weg. Sie eilten so sehr sie konnten, und waren, die heißesten Mittagsstunden ausgenommen, unausgesetzt auf dem Wege. Als sie aus den Bergen in die ebenen Gegenden herabkamen, miethete Eustachius von dem Beside, daß er noch bei sich hatte, ein Kameel, um schneller und bequemer weiter zu kommen. Endlich erreichten sie die Seestadt, wo eine Reihe von Schiffen nahe am Ufer vor Anker lag. Eustachius besah die Schiffe, und erkannte zu seiner großen Freude bald das Schiff, auf dem er und seine Gemahlin sich befunden hatten, und das jetzt auf den Strand gezogen war. Er betrachtete es genau; alle Verstärkungen des Schiffes, die er sich wohl gemerkt hatte, trafen richtig ein.

Ein Lastträger, der auf einer Kiste voll Waaren saß, um auszuruhen, rief ihm zu: „Wartum besiehst du das Schiff so bedächtig von allen Seiten? Willst du es kaufen?“ Eustachius, dem diese Worte als Scherz vorkommen mußten, blickte ihn mit wehmüthigem Ernste an. Allein der Mann sprach: „Ich scherze nicht! Das Schiff ist feil;

der reiche Mohr, dem es gehörte, ist todt.“ Eustachius erkundigte sich näher. „Glaube mir,“ sprach der Mann, „es ist nicht anders. Das Schiff lief erst vor wenigen Tagen hier ein; allein der Schiffsherr war nicht so glücklich, das Land lebendig zu erreichen. Ich war dabei, als sein entseelter Leichnam vom Schiffe gebracht wurde. Er soll so zu sagen jähen Todes gestorben seyn.“ „Das wundert mich!“ sprach Eustachius; „aber sage mir, wo ist die Frau, die auf dem Schiffe angekommen ist?“ „Eine Frau?“ sprach der Lastträger. „Es ist keine Frau mit angekommen.“ „Es muß sich eine Frau auf dem Schiffe befunden haben,“ sprach Eustachius mit Eifer. „D sage mir, lieber Mann, wo ich sie finden kann. Du erzeigst dadurch ihrem betrübten Ehemann einen großen Liebedienst.“ Der Lastträger blieb dabei, er habe nichts von einer Frau gesehen, die mitgekommen seyn solle.

Ein Paar Kaufleute, die eben vorbei gingen, blieben stehen und hörten zu. „Es ist so, wie der Mann sagt,“ sprach der eine Kaufmann. „Ich hatte auch Waaren auf dem Schiffe, die ich mit Sehnsucht erwartete. Ich war in dem Augenblicke zugegen, als das Schiff landete und blieb da, bis es ausgeladen war. Allein ich versichere dich, es hat sich keine einzige Frau auf dem Schiffe befunden. Es war Niemand darauf, als die Schiffsherr.

knechte und der Leichnam des Schiffsherrn." Eustachius erzählte nun so viel, als er für nöthig erachtete, von seiner Geschichte, und bat dann die Kaufleute, die ihm sehr theilnehmend zuhörten, ihm Gelegenheit zu verschaffen, die Schiffsknechte zu sprechen, um sich bei ihnen zu erkundigen, wohin seine Gemahlin gekommen sey. Die Kaufleute sagten: „Es wird schwer halten, noch einen oder den andern aufzufinden. Sie nahmen nach dem Tode ihres Herrn sogleich auf andern Schiffen Dienst, auf denen sie vielleicht schon alle abgefahren sind; denn der Handel geht sehr stark. Indes wollen wir selbst sogleich nachforschen.“ Sie kamen bald zurück und sagten: „Zum guten Glücke haben wir noch ein Paar Schiffsknechte aufgetrieben; allein sie wollen nichts davon wissen, daß eine Frau auf dem Schiffe gewesen sey.“

Auf Verlangen des Eustachius wurden die zwei Schiffsknechte vor Gericht gefordert. Sie erschrakten sehr, als sie in den Gerichtssaal traten, und ganz unerwartet den Mann erblickten, den sie an ein unbewohntes Land ausgesetzt hatten. Auch er kannte sie gar wohl, und stellte sie zur Rede. Sie gestanden nun ein, daß Eustachius, dessen Frau und zwei Kinder sich allerdings auf dem Schiffe befunden hatten. Der Schiffsherr aber, ein Mohr, habe, da Eustachius das Fahrgeld nicht bezahlen konnte, ihn und die zwei Kinder an das Land brin-

gen lassen, allein die Frau als Klavin zurück behalten. Dieser Moör habe dann eine heftige Leidenschaft zu der Frau gefaßt; da sie ihm aber durchaus kein Gehör gegeben, habe er sie in einem Anfälle von Wuth mit dem Schwerte getödtet, und den Leichnam in das Meer geworfen. Hierauf hätten Liebe und Haß, Reue und Verzweiflung ihn das Herz abgedrückt; wenige Stunden nachher sey er eine Leiche gewesen. Da diese Gesichte ihrem verstorbenen Herrn keines Weges zur Ehre gereiche, so hätten sie mit einander abgeredet, davon zu schweigen; allein vor Gericht dazu aufgefordert, müßten sie, so hart es sie auch ankomme, der Wahrheit dieses Drußniß geben. Nachdem sie ihre Aussage beschworen hatten, gingen sie hinaus.

Wie es aber dem tiefbetrübten Eustachius zu Muthe war, kann keine Zunge aussprechen. Erschüttert ging er aus der Gerichtsstube, und wandelte voll stummen Schmerzens am Ufer des Meeres auf und ab. Endlich blieb er stehen, blühte mit hervorströmenden Thränen zum Himmel und sagte: „Nun, Du guter Gott, so war es denn Deine Schickung, daß ich meine Gemahlin durch den Tod verlieren mußte! Deinem Willen unterwerfe ich mich in tiefster Demuth und Anbetung. Du hast mein geliebtes Weib zu Dir genommen. Ach, es ist doch besser, sie starb eines blutigen Todes, als daß sie in Sünde und Schande gewilligt hätte.“ —

„O du meine geliebte Theopista,“ sprach er weiter, „so sehe ich denn in dieser Welt dein holdes Angesicht nicht mehr! So lebe denn wohl, seliger Geist, und bete für mich, damit ich dich und unsre lieben Kinder an Gottes Throne wieder sehen möge.“

Der junge Bauersmann Klitus, der mit Eustachius gekommen war, hatte, während die Schiffsknechte verhört wurden, das Kameel in die nächste Herberge gebracht, es gefüttert und getränkt. Er vernahm die traurige Neuigkeit sogleich: „Die Frau, die mit dem Schiffe hätte ankommen sollen, sey auf dem Schiffe ermordet und in das Meer geworfen worden.“ Der gutherzige Landmann hörte diese Nachricht mit Schauern. Tiefbetrübt und mit weinenden Augen näherte er sich dem bestürzten Eustachius, der mit Augen voll Thränen in das Meer hinaus sah. „Ach Gott,“ sprach Klitus zu ihm, „mich wundert es nicht, daß du das Meer nicht ohne Zähren ansehen kannst! Denn es ist ja das Grab deiner geliebten Ehegattin. Allein schaue lieber zum Himmel auf! Biewohl ihr Leib in dem Abgrunde des Meeres begraben liegt, so ist doch ihr Geist in dem Himmel! Sie starb den schönsten Tod; sie wollte lieber sterben, als sündigen. Weine also nicht — freue dich vielmehr und lobe Gott!“ „Du hast Recht, lieber Freund,“ sprach Eustachius, und brückte ihm die Hand; „Gott sey gelobt! Sie hat es überstanden, und hat — so glücklich ihre



Er mordung war — doch selig geendet. Gott gebe, daß unser Ende, von so schauerlichen Umständen es übrigens begleitet seyn möge, auch so selig sey!“

---

## Siebentes Kapitel.

### Der Tagelöhner.

Eustachius und der junge Bauersmann Klitus gingen einige Zeit an dem Meere stillschweigend und in ihren bekümmerten Herzen nur mit Gott redend auf und ab. Endlich sagte Klitus: „Es ist bereits Nacht. Ich habe in der Herberge für dich ein Nachteffen und ein Nachtlager bestellt. Willst du nicht mit mir gehen?“ Eustachius ging mit ihm; allein es war ihm jetzt weder um das Essen, noch um das Schlafen zu thun. Klitus zeigte eben so wenig Lust dazu. Sie gingen mit einander auf die Kammer, die ihnen angewiesen wurde, und redeten noch Vieles über diese traurige Begebenheit. Endlich sprach Klitus: „Hier in Aegypten ist für dich nichts mehr zu hoffen; was hast du nun weiter vor?“ „Daran habe ich noch nicht gedacht,“ sprach Eustachius. „Es bleibt mir aber nichts übrig, als irgend einen Winkel auf Erden aufzusuchen, um da zu trauern und zu ster-

ben, wenn Gott nicht noch ein Anderes über mich verfügen wird.“ „O so komm mit mir,“ sagte Klitus. „Mein Haus und Alles, was ich habe, steht dir zu Diensten. Du kannst meinem alten Vater, meinem Weibe und meinen Kindern keine größere Freude machen, als wenn du mit mir zurückkehrst und bei uns bleibest.“ Eustachius bedachte sich und sprach: „Nun wohl! Ich gehe mit dir. Ich will aber dir und den Deinigen nicht zur Last fallen, und mein Brod nicht als ein Müßiggänger essen. Der Apostel sagt ja: „Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen.“ Ich will dein hartes Tagwerk mit dir theilen, und dir helfen, das Feld bauen. Die Hand, die stark genug war, Schwert und Lanze zu führen, wird wohl nicht zu schwach seyn, den Pflug zu lenken.“ „Nun, nun,“ sagte der Landmann erfreut, „wir wollen sehen. Das wird sich geben. Komm du nur einmal mit mir. Wir wollen so vergnügt zusammen leben, wie die heiligen Engel Gottes im Himmel.“

Sie bestiegen am nächsten Morgen das Kameel und kehrten zurück. Sie kamen glücklich in dem Dorfe an, und wurden von dem lebenswürdigen Greise, der guten Hausfrau und den Kindern mit Freude, aber auch mit Betrübnis über die traurigen Nachrichten, die sie brachten, aufgenommen. Da der gute Greis das Vorhaben des Eustachius vernahm, als Tagwerker das Feld zu bauen, schüt-

telte er sein graues Haupt. Eustachius aber bestand darauf. Nur eine Bedingung bat er sich aus. Hinter dem Wohnhause des Bauers war eine Anhöhe, auf der einige große schöne Palmbäume standen. „Dort,“ sagte Eustachius und zeigte nach der Anhöhe, „zwischen jenen Bäumen wünschte ich eine eigene kleine Hütte zu haben, wo ich die Stunden, die ich nicht bei der Arbeit bin, in stiller Einsamkeit, in Gebet und Betrachtung zubringen könnte.“ Die guten Landleute versprachen, seinen Wunsch zu erfüllen. Sogleich am andern Morgen legten sie Hand an das Werk; Eustachius gab den Bau an und half dabei fleißig mit. Die Hütte kam bald zu Stand. Das Dach war nur mit Stroh gedeckt, und ruhte auf rohen Baumstämmen. Die Wände waren von zähen Baumästen dicht geflochten und mit Moos ausgestopft. Die Wohnung hatte freilich ein sehr dürftiges Aussehen; indeß gewährte sie nicht nur hinreichenden Schutz gegen den Regen, sondern in einem Lande, wo man nie eine Schneeflocke sieht, auch gegen Frost und Wind. Innen hatte sie bloß zwei Abtheilungen. Die erste, in die man sogleich durch die Hüttenthüre kam, diente zum Wohnzimmer; die andere zur Schlafstätte.

In dieser armen Mooshütte mit dem Strohdache wohnte nun der Mann, dessen Wohnung ehemals ein prächtiger Palaß gewesen. Er verlegte

sich nun mit allem Ernste auf den Feldbau, und brachte es nicht nur bald dahin, daß er ein Ackerfeld auf das beste bestellen konnte; er fand an dieser Beschäftigung auch Vergnügen. Er dachte wie jener Römische Dichter, der den Mann selig preist, der fern von Welthändeln, wie die Menschen der Vorzeit, mit seinen Ochsen das Feld pflügt, genügsam, und frei von Bucher und aller Geldgier. Er glich jenem großen Feldherrn Cincinnatus, der eben, als ihm die Abgesandten des Römischen Senats die Feldherrnstelle antrugen, auch das Feld pflügte; vom Pfluge hinweg mächtige Kriegshoere zum Kampf führte, und nach erfochtenem Siege wieder zu dem Pfluge zurückkehrte, und auf seinem väterlichen Boden, bei einfachen Sitten und ländlicher Kost, allen Reichthum und Glanz der Welt für nichts achtete.

In den Stunden, die Cusladius von der Feldarbeit übrig hatte, schuf er den freien Raum neben seiner Hütte zu einem Garten um, pflanzte Weinstöcke und Feigenbäume, baute Kohl, Bohnen und andere Gemüse und vorzüglich schöne und große Melonen. Zu Mittag speiste er gewöhnlich mit seinen guten Landleuten; oft sogleich draußen auf dem Felde. Er lagerte sich dann mit ihnen im Schatten irgend eines Baumes auf den Rasen, aß mit ihnen sehr vergnügt aus Einer Schüssel, und wünschte sich keine bessern Gerichte. Abends

bereitete er sich seine mäßige Mahlzeit meistens selbst; er saß dann an dem kleinen Feuerherde, der in einer Ecke seiner Hütte angebracht war, und während der Topf mit Gemüse am Feuer stand, laß er, um keinen Augenblick der Zeit unbenützt zu lassen, in dem Evangelium, den Briefen der Apostel, oder in den Psalmen.

Nach der kleinen Mahlzeit setzte er sich gewöhnlich auf die hölzerne Bank, die er unter einem der Palmbäume aufgeschlagen hatte. Seine guten Landleute, der fromme Greis, der junge Bauer und dessen Ehefrau kamen dann zu ihm herauf, setzten sich zu ihm, und während die Glut des Abendroths erlosch und ein Stern nach dem andern aus dem tiefen Blau des Himmels hervorfunkelte, redete er mit ihnen von dem Glauben an Gott und Jesus Christus und von den Hoffnungen, die einst, wenn die Welt umher für uns in die Nacht des Todes versinkt, dort oben über den Sternen auf uns warten. Er sprach mit Entzücken von jenem Augenblicke des Himmels, da Christus dort im Walde sich ihm geoffenbart; er betheuerte öfter, daß er nur im Christenthume volle Beruhigung gefunden und des ewigen Lebens gewiß geworden. Auch erzählte er ihnen noch Manches aus seiner Lebensgeschichte, was für sie lehrreich und angenehm war. Sie nahmen aus seinen Erzählungen wohl ab, daß er vorhin ver-

möglich gewesen und bei dem Kriegsheere eben nicht die geringste Stelle bekleidet hatte; allein davon, daß er der berühmte Feldherr Placidus sey, sagte er ihnen aus Bescheidenheit kein Wort. Sie kannten ihn nur unter seinem christlichen Namen Eustachius.

Die Einwohner des Dorfes waren, außer den christlichen Bauersleuten, die ihn so liebeich aufgenommen hatten, beinahe alle noch Heiden. Allein Eustachius machte sich die größte Freude daraus, ihnen allen ohne Unterschied bei jeder Gelegenheit Gutes zu erweisen. Seine höhere Einsicht, seine Tugend, sein Muth setzten ihn in den Stand, ihnen mit Rath und That an die Hand zu gehen. Unter Anderm wurden ihre Felder vielfältig nicht nur von Hirschen, sondern auch von ungeheuren, großen und gefährlichen wilden Schweinen verheert; die reißenden Thiere der nahen Wildniß fielen nicht selten in die Herden ein, und manches Rind wurde von einem Löwen zerrissen, manches Schaf von einem Wolfe geraubt. Denn damals, wo es noch keine Feuegewehre gab, war es, zumal für friedliche Bauersleute, nicht so leicht, sich der Raubthiere zu erwehren. Der tapfere Eustachius nahm ihre Felder und Herden gegen die wilden Thiere in Schutz, und durchwachte manche finstre stürmische Nacht auf freiem Felde. Als ein jagdkundiger Mann lehrte er die Männer, sich gegen die

Thiere des Waldes bewaffnen und sie bekämpfen. Er war immer der Anführer auf der Jagd; vieles Wild, ja mancher Wolf, mancher Löwe wurde zur Erde hingestreckt, ohne daß je ein Mensch verletzt ward.

Die Männer hatten großes Vertrauen zu dem tapfern Manne. Der Adel seiner Seele, der ungeachtet der dürftigen Bauernkleidung, die er jetzt trug, aus seinem ganzen Betragen hervorleuchtete, flößte ihnen Ehrfurcht ein, und seine Menschenfreundlichkeit gewann ihm Aller Herzen. Wenn er nach vollbrachtem Tagwerke unter den Bäumen seiner Hütte saß, kamen fast mit jedem Abende mehr Männer — und auch Weiber und Kinder herbei, und horchten auf jedes Wort seines Mundes. Er sprach dann am liebsten von der Seligkeit eines wahren Christen. Es traf bei ihm, wie bei allen, die Jesum Christum wahrhaft erkennen, das Wort ein: „Ich glaube, darum rede ich.“ Da seine Worte von Herzen kamen, so gingen sie auch wieder zu Herzen. Immer mehrere glaubten an Christus. Ein christlicher Priester, der von den Heiden vertrieben in dieses Thal kam, taufte sie, und reichte ihnen das Brod des Lebens. Die Hütte des Eustachius diente dabei zur Kapelle. Als aber der Priester nach einigen Jahren wiederkam, mußte das heilige Abendmahl unter den Palmen vor der Hütte des Eustachius gehalten werden. Denn Eu-

Enstachius hatte nunmehr die Freude erlebt, daß alle Einwohner des Dorfes sich zum Christenthume bekannten, alle Ein Herz und Eine Seele waren, und das liebliche Bild einer christlichen Gemeinde in der Wirklichkeit darstellten.

---

## Achtes Kapitel.

### Die zwei Krieger.

In dem friedlichen Thale, wo Enstachius in Mitte seiner guten Landleute so zufrieden lebte, hatte er bereits fünfzehn Jahre zugebracht. Er wußte von dem, was in der übrigen Welt vorging, wenig oder nichts. Eines Abends nun, da die Schatten der Berge sich schon sehr weit in das Thal erstreckten, und er, die müden Ochsen mit dem umgestürzten Pfluge vor sich hertreibend, eben vom Acker zurück nach Hause kehren wollte, erblickte er in einiger Entfernung zwei Krieger, die auf das Dorf zuginen. Ihre glänzenden Helme, ihre scharlachrothe Kleidung und die blühenden Lanzen, deren sie sich als Wanderstäbe bedienten, machten sie schon von weitem kenntlich. Enstachius, als ein Kriegsheld und ehemaliger Feldherr, erfreute sich dieses Anblicks, und



blieb stehn. Die zwei Krieger schritten auf ihn zu, und Eustachius erkannte in ihnen mit nicht geringer Verwunderung seine ehemaligen Streitgenossen und getreuen Diener — Akazius und Antiochus. Sie erkannten ihn aber nicht, denn sein Angesicht war von der Sonne gebräunt, und die schlechte rauhe Kleidung eines ackernden Landmanns machte ihn noch unkenntlicher. Es fiel den ehrlichen Kriegern gar nicht ein, nur zu denken, der dürftig gekleidete Mann, der vor ihnen stand, sey ihr ehemaliger Gebieter und Feldherr.

Eustachius rief, indem er ihnen die Hand bot, mit großer Freundlichkeit: „Willkommen, meine Freunde! Was in aller Welt führt euch hieher in dieses Thal, wo seit vielen Jahren keine Römische Kriegslanze geklinkt hat?“ Akazius sprach: „Sey auch du uns gegrüßt, du guter, freundlicher Bauersmann! Was aber unser Geschäft betrifft, so sollen wir, auf des Kaisers Befehl, den Feldherrn Plazidus in weiter Welt auffuchen. Allein all' unsere Mühe war bisher vergebens, und wir werden am Ende wohl wenig Ehre davon tragen, einen solchen Auftrag übernommen zu haben.“ Eustachius merkte, daß sie ihn nicht kannten, und auch er wollte ihnen nun nicht sogleich sagen, daß er sie erkenne. Er wollte vorher inne werden, ob sie noch seine alten treuen Freunde seyen, und warum der Kaiser, bei dem er in Ungnade war, ihn auf-



suchen lasse. Er sagte also bloß: „Nun, nun, ihr findet diesen Plazidus vielleicht, ehe ihr denkt. Unverhofft, kommt oft! Indeß geht die Sonne bereits unter, und ihr seyd müde von der Reise. Kommt mit mir, und bleibt bei mir über Nacht. Ich mache mir eine wahre Freude daraus, euch zu bewirthen.“

Die Soldaten ließen sich dieses nicht zweimal sagen; es war ihnen etwas Ungewohntes, daß man sie einlud, in's Quartier zu kommen. Sie gingen mit ihm in das Dorf. „Geht jetzt nur dort hinein,“ sprach nun Eustachius, indem er mit dem Geißelstabe auf seine Wohnung zeigte; „ich komme sogleich nach. Ich muß nur erst für die müden Thiere da sorgen.“ „Dort hinein, in jene arme Hütte?“ sagte Akazius bedenklich. „Seyd ihr denn nicht der Bauer von diesem Hofe da?“ „Nein,“ sprach Eustachius, „ich bin eigentlich nur sein Tagwerker. Indeß gebe ich euch mein Wort, ihr sollet mit der Bewirthing zufrieden seyn.“ „Nun, wir wollen einmal sehen!“ sagte Akazius den Kopf schüttelnd, und ging die Anhöhe hinauf der Hütte zu, und Antiochus folgte ihm.

Eustachius aber führte die Ochsen in den Stall, schüttete ihnen Futter vor, und sprach dann zu dem Bauer und der Bäuerin: „Ich habe da ein Paar wackere Kriegsmänner angetroffen, die hier durchreisen wollten. Da lud ich sie denn ein, bei

mir zu übermachten. Es gegniet sich daher doch wohl, daß ich ihnen ein anständiges Abendessen und einen Becher Wein vorsehe. Ich bitte euch, helft mir aus der Noth. Ich bin bereit, Alles, was sie genießen werden, mit diesen meinen zwei Händen durch verdoppelte Arbeit zu ersetzen." „Ei was ersetzen!" sagte der Bauer; „das hast du längst hundertfältig verdient. Und überdies ist es ja unsere Christenpflicht, Fremde zu heberbergen." Die Bäuerin sagte: „Im gutem Glücke habe ich von dem Hirsch, den du neulich erlegt hast, noch einen schönen großen Braten im Hause; den will ich sogleich zurechten. Wein aber will ich dir geben, soviel du willst, und zwar vom besten, den wir haben." Sie eilte, und brachte einen großen Krug Wein und Brod dazu.

Als Eustachius mit dem irdenen Kruge und dem Brode in die Hütte trat, hatten seine zwei Gäste es sich indeffen bequem gemacht. Sie hatten Schwert und Helm abgelegt, die Lanzen in eine Ecke gelehnt und sich an den Tisch gesetzt. Eustachius füllte die hölzernen Becher mit Wein und sprach freundlich: „Erquickt euch indeffen, bis das Abendessen bereitet ist, mit Brod und Wein." Alagius griff sogleich zu, trank und sagte: „Einen so guten Wein hätte ich in dieser Hütte nicht gesucht, und — die Wahrheit zu sagen — einen so guten Mann auch nicht." Beide Krieger ließen

sich den Wein wohl schmecken, und wurden sehr fröhlich. Sie fingen nun an, von ihrem ehemaligen Feldherrn Plazidus zu reden. Afazius sagte: „Er ist der Mann, den wir von allen Menschen auf Erden am meisten schätzen. Wir haben unter ihm gedient. Doch will ich jetzt nicht davon reden, wie er im Felde zu befehlen und das Heer in Schlachtordnung zu stellen wußte, wie sein Angesicht, sein Blick unsern Muth entflammte; wie er zu siegen verstand — und wie mild er gegen die Besiegten war, wie er auf gute Mannszucht hielt, und dabei ein Freund und Vater der Soldaten war. Von solchen Dingen, mein guter ehrlicher Landmann — nimm es mir nicht übel! — verstehst du nichts. Allein ich wollte, du hättest ihn in seinem Hause und auf seinen Landgütern gesehen, wie er da die lautere Liebe und Güte war, und doch dabei sein Ansehen zu behaupten wußte. Seinem Blicke entging nichts. Bei ihm traf es wohl recht zu: Das Auge des Hausherrn baut den Acker und vermehrt den Kühen die Milch. Reichere Felder und schöneres Vieh sah man nirgendß. Doch, das ist das Wenigste. Allein seine Ordnung unter dem Gesinde war musterhaft. Da zeigte es sich in der That: Wie der Herr, so der Knecht. Er hatte eine Auswahl von trefflichen Dienstleuten. Und du magst es uns nun glauben oder nicht, wir lebten mit diesem großen Manne

unter Einem Dache; wir waren so glücklich, seine Diener zu seyn, und sein Vertrauen zu genießen. Obwohl wir nur gemeine Soldaten sind, so ging er dennoch mit uns um, wie ein Vater mit seinen Kindern, ja wie ein Bruder mit seinen Brüdern. Ach ich könnte weinen, wenn ich jener glücklichen Zeiten gedenke! Doch sie sind längst vorbei, und seit dieser langen Zeit hatte ich keine so fröhliche Stunde mehr. Unser Herz brennt von Verlangen, ihn wieder zu sehen. Einen bessern Mann als ihn trägt wohl die Erde nicht!"

"Nun, nun, guter Freund," sprach Eustachius lächelnd, „lob' ihn nur nicht gar so übermäßig. Ich denke, er ist um kein Haar besser, als ich, und das will eben nicht viel sagen."

"Um kein Haar besser als Du?" rief Alazius mit Eifer. „Ehrlicher Bauer, du hast wirklich keine schlechte Meinung von dir selbst. Die schöne Tugend der Bescheidenheit übertreibst du eben nicht; indeß bewundere ich deine Aufrichtigkeit. So ein guter Mann du übrigens seyn magst — mit unserm Feldherrn, dem berühmten Plazibus, mußt du dich nicht vergleichen. Sonst müßte ich in der That deinen Verstand sehr in Zweifel ziehen." —

Antiochus sprach, den Alazius unterbrechend: „Auch seine Gemahlin ist eine vortreffliche Frau, und eines solchen Mannes ganz würdig. Und zwei Kinder hatten sie — o zwei schöne, holde

Knaben! — voll Feuer und Leben. Der eine, mit seinen dichten dunklen Locken, gleich dem Vater; der andere, blond von Haaren, der Mutter. Die zwei Knaben möchte ich jetzt sehen; sie müssen indeß zwei herrliche Männer geworden seyn. Wir Soldaten sagten oft zu einander: Das gibt einmal ein Paar Helden trotz ihrem Vater; ja, wenn es möglich wäre, so würden sie ihn einst noch übertreffen."

Eustachius, den der Anblick seiner ehemaligen Diener, und ihre Liebe zu ihm, ihre Treue und Anhänglichkeit schon sehr gerührt hatte, wurde jetzt, da sie ihn an die vergangenen glücklichen Tage, an seine theure Gemahlin und an seine lieben Kinder erinnerten, heftig erschüttert. Der Schmerz über das schreckliche Schicksal eines so guten Weibes, so lieber Kinder wurde mächtig in ihm aufgeregt. Er konnte die Thränen, die mit Gewalt hervorbrechen wollten, kaum mehr zurückhalten. Er stand auf, sah durch das Fenster und sagte mit bebender Stimme: „Es ist während unsers Gesprächs ziemlich dunkel geworden. Ich will Licht holen und nachsehen, ob das Abendessen noch nicht fertig ist." In der That ging er aber nur hinaus, um sich draußen ungesehen satt zu weinen.

Als er hinaus gegangen war, sagte Antiochus: „Du, Bruder, kommt es dir nicht auch so vor,

wie mir? Mir scheint es, daß dieser Mann unserm verehrtem Feldherrn gleiche. Je länger ich den Mann betrachtete, je ähnlicher schien er ihm. Auch die Stimme und die Aussprache dieses Mannes mahnte mich an Plazidus. Einige Male war es mir nicht anders, als sähe ich das Angesicht unsers ehemaligen geliebten Herrn wirklich vor Augen. Betracht' ihn, wenn er wieder hereinkommt, doch auch recht aufmerksam, ob er nicht Derjenige sey, den wir suchen?"

Plazius sprach: „Was fällt dir ein! Bist du toll? Wie wäre es möglich, daß unser berühmter Feldherr einem Bauer als Knecht diene! Wie sollte er mit der Hand, die ehemals den Befehlshaberstab über Römische Kriegsheere führte, die Geißel schwingen und hinter den Ochsen einhergehen? Ich gebe es zwar zu, daß sich in den Mienen und Geberden dieses Bauers etwas Edles zeige, und daß er einige Aehnlichkeit mit Plazidus habe. Allein ich fürchte, unsere Begierde, unsern Feldherrn zu finden, und vielleicht auch der Wein, der uns den Kopf ein wenig erhitzte, spiegle uns das nur so vor. Ich weiß jedoch ein sicheres Zeichen, woran Plazidus unfehlbar zu erkennen ist. Er wurde einst in der Schlacht, seitwärts am Halse, wo Helm und Panzer eine kleine Oeffnung lassen, von einem feindlichen Spieße verwundet. Es war in der That kein leichter Riß, sondern das scharfe

Eisen hatte ziemlich tief eingebrungen. Die Wunde ward sehr gut geheilt; allein das Mundmahl, das sie zurück ließ, blieb ihm beständig, und er wird es wohl mit sich ins Grab nehmen. Werden wir nun, wenn unser gütiger Aufwarter wieder herein kommt, das Mundmahl an ihm bemerken, so dürfen wir nicht im geringsten zweifeln, er sey unser geliebter Feldherr."

Eustachius kam mit der brennenden Lampe wieder herein, stellte sie auf den Tisch, und neigte sich ein wenig über den Tisch, um den Docht der Lampe etwas weiter vorzuschieben. Die zwei Männer richteten ihre Blicke unverzüglich nach seinem Halse, den er nach Landesfittte entblößt trug, erkannten deutlich das Mundmahl — und sprangen beide zugleich und von Erstaunen und Freude ganz außer sich so heftig vom Tische auf, als wären sie plötzlich vom Wahnsinne ergriffen worden. Sie wußten nicht mehr, was sie thaten. Sie meinten und jauchzten durcheinander, fielen ihm wechselweise um den Hals, benezten ihn mit Thränen, und erstickten ihn fast mit Küßen. Dann fielen sie ihm zu Füßen, und hatten ihn wegen dieser Vertraulichkeit, die sie in der Freude ihres Herzens sich erlaubt hatten und die der ihm schuldigen Ehrfurcht zuwider sey, demüthig um Verzeihung. Dann ergriffen sie wieder seine Hände, als fürchteten sie, was sie mit Augen sahen, sey nur ein Traum.



„O du tapferer Held,“ riefen sie, „du, unser Feldherr Plazidus, oder wie wir dich lieber nennen, du ehrwürdiger Eustachius, welcher Name dir in der Laufe gegeben wurde! Du unser Freund, unser Wohlthäter, unser Vater! Sieh deine zwei geringen Diener hier zu deinen Füßen. Aber in welcher Gestalt müssen wir dich erblicken! Welch' eine traurige Veränderung ist mit dir vorgegangen, seit du uns zum Siege führtest, oder uns das Glück des Friedens auf deinem Landgute mit dir genießen ließest! Ach, so hat sich denn unter den Vielen, die dir ihr Glück zu danken haben, keiner gefunden, der sich deiner im Elende angenommen hätte! Und wo ist Theopista, deine edle, fromme Gemahlin? Wo sind deine Söhne, der hoffnungsvolle Agapius und der holbe, freundliche Theopistus? Warum lebst du so einsam und verlassen in dieser elenden Hütte? Ist dir von allem deinem Glücke, allen deinen Ehrenzeichen nichts übrig geblieben, als dieses Wundmahl? Ach sag' uns, sind wir auch wirklich bei Besinnung, oder betrügen uns unsere Sinne und haben wir Denjenigen, den wir so sehnlich suchen, noch nicht gefunden?“

Eustachius, der edle, gefühlvolle Mann, dem schon lange die Thränen in den Augen standen, wurde jetzt, da er seine unvergeßliche Gemahlin und seine lieben Kinder mit Namen nennen hörte, und deren schreckliches Schicksal den alten, treuen

Freunden erzählen sollte, von der Empfindung überwältigt. Er fing an so herzlich zu weinen, daß ihm die reichlichen Thränen nicht nur die Wangen, sondern auch das Kleid benetzten. „Ach meine Freunde,“ sagte er, „ich habe euch traurige Geschichten zu erzählen. Meine zwei Söhne sind längst todt; beide wurden von wilden Thieren zerissen. Meine Gemahlin wurde mir von einem Manne, der wohl grausamer war, als die wilden Thiere, geraubt, und da sie nicht in Sünde und Schande willigte, von ihm ermordet. Ja, wohl einsam und verlassen, und wie ihr seht, in tiefer Betrübniß blieb ich allein zurück. Von dem Verluste zeitlicher Güter will ich gar nicht reden. Mag die Welt mich immerhin ein trauriges Denkmahl ehemaliger Größe nennen; mag ich immerhin als ein lebendiger Zeuge von dem Unbestand alles Erdenglücks vor der Welt dastehen. Ich achte das nicht! Allein der Verlust meines lieben Weibes, meiner lieben Kinder, verwundete mein Herz tief, und diese Wunde heilte nicht so schnell, als die Wunde, die jener feindliche Spieß mir versetzte. Sie blutet noch. Indessen war es so Gottes Wille. Sein heiliger Name sey gepriesen. Denn ich baue fest auf jenes Wort: „Die Leiden dieser Zeit sind nicht werth der Herrlichkeit, die dort auf uns wartet.“ Dort werden wir unsre Geliebten wiedersehen.“

Die getrennen Diener vernahmen das schauerliche Schicksal der holden Knaben und der edlen Frau mit Entsetzen, und von den Thränen des betrübten Vaters und Ehegatten noch mehr ergriffen, fingen sie an, so laut zu jammern, als würden die holden Kinder eben jetzt in diesem Augenblick von den wilden Thieren zerfleischt, und als sähen sie die blutige Leiche der Mutter, jener herrlichen Frau, mit Augen.

Die Leute in dem nahen Bauernhause hörten erst das Lachen und den Tadel der Freude, und dann lautes Jammern und Klagen in der Hütte erschallen; der junge Bauer, die Bäuerin, der gute alte Vater kamen deshalb herüber, um zu sehen und zu hören, was da vorgehe. Eustachius sprach: „Diese braven Krieger sind alte treue Freunde und Hausgenossen von mir. Erst vor wenigen Augenblicken erkannten sie mich wieder, und hatten darüber eine so große Freude; da ich ihnen aber den Tod meines lieben Weibes und meiner guten Kinder erzählte, brachen die guten treuen Seelen darüber in einen so großen Jammer aus.“

Die guten Landleute wurden sowohl von jener Freude als diesem Jammer bis zu Thränen gerührt. Da aber Alazius sah, daß die Leute mit dem Feldherrn so vertraut umgingen, als wäre er nur ihr Knecht, und daß es ihnen noch ganz unbekannt sey, was für eine hohe Würde er in der

Welt bekleidet habe, sprach er: „Ihr wißt gar nicht, was für einen großen Mann ihr bisher in dieser schlechten Hütte beherbergt habt. Der Mann, der bei euch sein Stück Brod mühsam mit der Arbeit seiner Hände erwirbt, gab ehemals unzähligen Menschen ihren Lebensunterhalt. Er, der euch als Tagelöhner dient, hatte ehemals über große Kriegsheere zu befehlen und viele Tausend tapfere Männer gehorchten seinem Winke. Euer kleines unbekanntes Dorf, das ihr, glaube ich, Badysfus nennt, wird nach Jahrhunderten noch mit Ruhm genannt werden, weil er sich so lange da aufhielt. Denn Derjenige, der hier vor euch steht, ist kein anderer — als der ruhmvolle Römische Feldherr Plazidus.“

Die guten Bauersleute hörten dieses mit Erstaunen, und traten ehrerbietig und etwas scheu zurück. Denn ein Römischer Feldherr wurde damals geehrt wie ein Fürst. Allein Eustachius sagte: „Laßt das gut seyn, meine lieben Freunde, und kehrt euch nicht daran. In dieser Welt müssen nach Gottes Anordnung freilich Einige seyn, die befehlen, und Andere, die gehorchen. Auch ist es Gottes Schickung so, daß Einige reich, und Andere arm sind. Allein es sey Jemand Herr oder Knecht, arm oder reich; vor Gott macht dieses keinen Unterschied. Diese Welt gleicht einem Schauspiele, in dem Einer den Feldherrn, der Andere den ge-

meinen Soldaten; dieser den Bauer, jener den Knecht vorstellt. Wenn der Vorhang gefallen ist, sieht man nicht darauf, was einer vorgestellt, sondern wie er es vorgestellt habe, und der Bettler, der seine Sache gut machte, trägt einen größern Ruhm davon, als der Fürst, der sie nicht so gut machte. Laßt uns darauf bedacht seyn, damit einst, wenn diese Welt, gleich einem Schauspiele, enden, und der Herr kommen wird, zu richten — ein Jeder von uns, in seinem Berufe treu erfunden werde."

Antiochus sprach: „Du warst deinem Berufe immer getreu, liebster Feldherr, seitdem du zum Christenthume berufen wurdest, ja, seitdem wir dich kennen. Als du noch reich warst, und im Ansehen standest, verwendetest du deine großen Reichthümer nur dazu, den Menschen, die in Noth waren, zu helfen, und du bedienstest dich deines Ansehens nur, die Unterdrückten zu erretten. Als die Stunde der Prüfung für dich gekommen war, opferdest du, ehe du Christus dem Herrn ungetreu geworden wärest, lieber die Gunst des Kaisers, deine Feldherrnstelle und deine ansehnlichen Landgüter willig auf, und ertrugst es mit himmlischer Geduld, als das rohe Heidenvolk dein Haus plünderte, dir nach dem Leben stellte, und dich nöthigte, aus dem Lande zu entfliehen. Die herrliche Erkenntniß Jesu Christi ging dir über alle Gunst, allen Glanz, Ruhm und Reichthum der Welt; aus Liebe zu Christus und

um dessen treuer Jünger und Nachfolger zu bleiben, aßest du hier im Schweiße deines Angesichtes dein Brod, und führtest ein stilles verborgenes Leben."

Die guten Landleute hörten mit Erstaunen und Rührung, was die beiden Krieger sagten. Der alte Bauer aber, dieser ehrwürdige Greis, sprach mit Thränen in den Augen zu Eustachius, indem er ihn bei der Hand nahm: „Edler Mann! in dieser langen Reihe von Jahren, in der du bei uns lebstest, hast du kein Wort von deiner hohen Würde und deinen großen Kriegsthaten gesagt, und keine Klage über deine Verfolger ist über deine Lippen gekommen! Die Demuth und Liebe Jesu Christi ist wahrhaft in deinem Herzen. Freue dich und frohlocke, daß du so verfolgt wurdest, und so vieles leiden mußt; denn sieh, dein Lohn in dem Himmel wird groß seyn."

---

## Neuntes Kapitel.

### Der Krieg.

Als Eustachius sich mit den zwei Kriegsmännern wieder allein sah, setzte er sich mit ihnen wieder an den Tisch. Die Bäuerin hatte indessen den

Hirschbraten nebst andern dazu gehörigen Speisen und allerlei Gebäckem aufgetragen. „Eset nun, meine Freunde, und erfreut euer Herz mit Wein!“ sprach Eustachius freundlich, indem er wieder einschenkte. Allein Antiochus sagte mit einem Seufzer: „Ach, unser Herz ist schon gesättigt von Freud und Leid, bis zum Zerspringen. Wie können wir jetzt essen und trinken?“ Akazius gab ihm Recht. „Nun denn,“ sprach Eustachius; „vielleicht mögt ihr später etwas genießen. Allein vor allem Andern erzählt mir jetzt, wie geht es den Christen, unsern geliebten Brüdern und Schwestern? Werden sie noch immer so schrecklich verfolgt?“ „Nein!“ sagte Akazius. „Der Kaiser scheint den Christen nicht mehr so abhold, wie ehemals. Die Statthalter und Richter merkten auch wohl, durch die Verfolgung der Christen geschehe ihm kein Dienst, und die Verfolgung hat deshalb sehr nachgelassen und in manchen Gegenden ganz aufgehört.“

„Nun, Gott sey Dank!“ sprach Eustachius; „Er wolle Seiner Kirche bald vollkommenen Frieden schenken. Jetzt möchte ich aber noch Eines wissen. Ihr sprachtet vorhin von Aufträgen, mich aufzusuchen. Wie ist es damit?“

„Ach ja,“ rief Akazius; „die Freude, dich wieder zu sehen, und der Jammer um deine Gemahlin und deine Söhne brachte mir alles Andere, sogar den Auftrag des Kaisers an dich, ganz aus

dem Sinn. Höre denn! Seit du zwischen diesen Felsen und Wäldern wohnest, hat sich in der Welt Vieles zugetragen, wovon du nichts inne geworden. Die Parther, die du einst so rühmlich besiegt hast, haben die Friedensbündnisse mit Rom gebrochen. Mit großer Heeresmacht drängen sie über den Grenzfluß des Römischen Gebietes, den Hydaspes, drängten die Römischen Kriegsschaaren überall zurück, und verheerten das ganze Land weit und breit mit Feuer und Schwert. Ein Eilbote nach dem andern kam nach Rom, mit den dringendsten Witten um Verstärkung, indem sonst Alles verloren sey. Der Kaiser mochte sich in großer Verlegenheit befinden. Er hat seine Eroberungen zu weit ausgedehnt, und hat nun Mühe, sie alle zu behaupten. Indes ließ er mehrere Kriegsschaaren, und auch die Legion, unter der wir dienen, zusammen rufen. Er selbst erschien vor dem versammelten Heere. Er forderte die Soldaten auf, eingedenk ihres alten Ruhmes, dem Römischen Namen Ehre zu machen. Allein mehrere Hauptleute und Gemeine riefen laut auf: „Kaiser, gib uns unsern Feldherrn Placidus zurück, so wollen wir Hunderttausende von Parthern schlagen, wie Einen Mann.“ Der Kaiser schien betroffen. Er sagte: „Ich habe bereits an alle Statthalter und Landpfleger in dem Römischen Gebiete meine Befehle erlassen, nach ihm zu for-



schen. Vertraut sich einer aus euch, ihn aufzufinden, so trete er hervor; und ich werde den, der mir den trefflichen Feldherrn wiederbringt, herrlich zu belohnen wissen." Mehrere Soldaten und auch wir zwei traten hervor. Wir wußten ja, daß du im Sinne hattest, nach Aegypten zu ziehen, und hofften dich dort oder in den benachbarten Gegenden zu finden. Wir erhielten sogleich offene kaiserliche Vollmachtsbriefe an alle Landpfleger und Kriegsobersten, uns in unserm wichtigen Geschäfte, auf dem das Wohl des Reiches beruhe, zu unterstützen, und den achtungswürdigen Feldherrn Plazidus, wenn je den Römern das Glück beschieden wäre, ihn wieder zu finden, mit den ihm gebührenden Ehrenbezeugungen unverzüglich nach Rom zu befördern. Diese Briefe verwahre ich hier auf meiner Brust, und du magst sie, vom Kaiser eigenhändig unterzeichnet, nun selbst lesen." Er nahm sie heraus, und legte sie dem Eustachius vor.

„Und nun," rief Antiochus flehend, „vergiß der Unbilden, die dir auf dem Römischen Boden begegneten, und komm mit uns! Die Brust vieler Tausend tapferer Krieger schlägt dir entgegen. Selbst der Kaiser wird dich mit hoher Freude aufnehmen. Wenn du wieder an der Spitze unsers Heeres stehst, werden wir siegen, der erfreuten Welt den Frieden schenken, und mit Lorbeeren bekränzt aus dem Felde zurückkehren."

Eustachius sprach: „Es ist eine augenscheinliche Fügung der göttlichen Vorsehung, daß ihr diesen meinen verborgenen Aufenthalt gefunden, und bevor ihr noch in das Dorf hereinkamet, sogleich mich vor allen andern Einwohnern zuerst angetroffen habt. Gott hat eure Tritte hieher gelenkt, und ich halte es für meine Pflicht, meinem Vaterlande zu dienen, und Blut und Leben daran zu setzen, es zu retten. Seyd ruhig; morgen des Tages ziehe ich mit euch. Wie ich das Schwert willig mit der Pflugschar vertauschte, weil ich dafür hielt, es sey der Wille Gottes; so bin ich, da ich es abermal für den Willen Gottes erkenne, bereit, den Pflug zu verlassen, und wieder zum Schwerte zu greifen; nicht um friedliche Völker zu überfallen, sondern um tausend ruhige Familien, manche Unschuld, manche Mutter mit ihren Kindern vor dem Uebermuth der Feinde sicher zu stellen. Mit Gottes Hülfe soll bald kein Parthischer Soldat mehr Römische Felder verwüsten, kein feindliches Roß mehr aus unsern Bächen trinken.“

Am andern Morgen, sogleich nach Anbruch des Tages, trat Eustachius mit den zwei Soldaten aus seiner Hütte hervor, um von den Einwohnern des Dorfes Abschied zu nehmen. Es war bereits eine ganze Schaar derselben vor seiner Thüre versammelt. Denn die Nachricht, zwei gute Freunde

von ihm seyen gekommen, ihn zu besuchen; er selbst aber sey ein berühmter Feldherr, hatte sich sogleich durch das ganze Dorf verbreitet. Die guten Leute bezeugten ihm ihre Theilnahme und Freude, und begrüßten die zwei Krieger auf das freundlichste. Allein, da Eustachius ihnen jetzt ankündete, daß er sie nunmehr verlassen, ja, diese Stunde noch abreisen müsse, verwandelte sich ihre Freude plötzlich in lauten Jammer. Auch die übrigen Bewohner des Dorfes, liefen zusammen, und alle weinten und jammerten, als würde eben seine Leiche aus der Hütte getragen. Eustachius tröstete sie und sprach: „Weinet nicht! Es ist nun einmal Gottes Wille, daß wir scheiden. Bewahrt Glaube, Hoffnung, und Liebe, so werden wir uns dort oben im Himmel wiedersehen. Indessen lebet wohl, und der Herr sey mit Euch!“

Der ehrwürdige Greis Clemens, den Eustachius zuerst kennen gelernt, und der nunmehr der älteste Mann im Dorfe war, trat ihm jetzt näher, bot ihm mit Thränen in den Augen die Hand und sagte: „Gott hat dich hieher geschickt, und dich so lange unter uns wohnen lassen, damit du dieses Sein Volk zur Erkenntniß der Wahrheit brächtest und in allem Guten unterrichtetest. Er ist es, der dich nun wieder abruft, und so können wir nichts dagegen sagen. Sein Wille geschehe! — Ich danke dir im Namen Aller hier, für alle Liebe,

die du uns diese fünfzehn Jahre hindurch erwiesen hast, und der Herr vergelte es dir!" Alle stimmten laut weinend in diesen Dank mit ein; alle kamen herbei, und jedes wollte ihm mit Mund und Hand noch besonders danken. Greise mit grauen Haaren reichten ihm die abgezehrte Rechte, und kleine Kinder auf den Armen der Mütter boten ihm, von den Müttern ermahnt, die zarten Händchen dar. Alle begleiteten ihn eine große Strecke Weges, und erst auf seine wiederholten Bitten und Ermahnungen hielten sie zurück.

Eustachius reiste vorerst zu dem Landpfleger, der über jene Gegenden gesetzt war. Als der Landpfleger den Mann in Bauerntracht von zwei Bewaffneten begleitet hereintreten sah, meinte er Anfangs, die Soldaten brächten ihm einen Gefangenen. Da er aber vernahm, dieser ländlich gekleidete Mann sey der so schmerzlich vermisste Feldherr, ergriff ihn das höchste Erstaunen. Er begrüßte ihn mit großer Ehrerbietigkeit und machte sogleich Anstalt, daß Eustachius seines Ranges gemäß gekleidet und mit Waffen versehen würde; auch sorgte er für Pferde und gab ihm noch ein ansehnliches Gefolge von Reiterei zur Bedeckung mit bis an das Meer. Hier lagen immer einige Schiffe zum Dienste des Kaisers bereit, und Eustachius schiffte sich unnerzüglich ein.

Nach einer sehr glücklichen Reise, sowohl zu

Land als zur See, kam Eustachius an dem kaiserlichen Hofe an, und ließ sich bei dem Kaiser melden. Der Kaiser saß eben im Staatsrathe, und war mit sehr wichtigen Staatsangelegenheiten beschäftigt; allein sobald er vernahm, sein sehnlich erwarteter Feldherr sey angekommen, sprang er aus seinem Sessel auf, warf die Schriften, die er eben in der Hand hielt, auf den Tisch, und eilte, ungeachtet seiner hohen Würde, ihm mit offenen Armen entgegen. Er führte ihn an seinem Arme in den Saal, und fragte sehr gütig: „Wie ist es dir, mein lieber Feldherr, denn bisher, seit du nicht mehr auf deinen Gütern wohnest, ergangen, und wie befinden sich deine Gemahlin und deine Söhne?“ Als der Kaiser ihr schreckliches Schicksal vernahm, ward er sehr erschüttert; sein Gewissen machte ihm die bittersten Vorwürfe, daß er einen solchen Mann einem solchen Elende Preis gegeben habe. Er schwieg lange — endlich sagte er: „Das Einzige, was unsere große Betrübniß etwas mildern kann, ist dies, daß wir dich doch nun einmal wieder haben. Ich ernenne dich hie-mit zum Feldherrn über mein Kriegsheer, das gegen die Parther einen harten Kampf zu bestehen hat. In deine Hand lege ich das Wohl des Reiches. Das ganze Kriegsheer hat nur den Einen Wunsch, dich wieder an der Spitze zu sehen; nur unter deiner Anführung hoffet es, die Feinde Roms

zu demüthigen, den Ruhm der Römischen Waffen wieder herzustellen und den Frieden zu erobern. Zieh denn hin, dieses Alles auszuführen, und meine besten Wünsche begleiten dich!" Der Kaiser legte ihm hierauf die Ehrenzeichen der Feldherrnwürde selbst um, und gab ihm den Befehlshaberstab in die Hand. In ganz Rom war über die Zurückkunft und Wiederanstellung des verehrten Feldherrn die aufrichtigste Freude.

Eustachius eilte den Gärzen des Reiches zu, und langte bei dem Kriegsheere an. Das Heer grüßte ihn mit lautem Jubel und fühlte sich von neuem Muthe belebt. Der treffliche Feldherr erkannte mit dem ersten Blick, das Heer sey zu geschwächt und zu zerrüttet, um die unermessliche Menge der Feinde mit glücklichem Erfolg anzugreifen. Der Feind hatte seine vorzügliche Stärke in der Reiterei, die der Römischen nicht nur an Zahl, sondern auch an vortrefflichen Pferden und gewandten Reitern weit überlegen war. Eustachius beeilte sich, seinem Heere zwischen Felsen, Wäldern und Morästen eine solche Stellung zu geben, daß der Feind von seiner zahlreichen Reiterei wenig Gebrauch machen, und trotz aller Anstrengung keinen Schritt mehr vorwärts bringen konnte. Indes kam bei dem Römischen Heere mit jedem Tage frische Mannschaft an, die in allen Städten und Dörfern des Reiches ausgehoben worden. Der

Feldherr mußte sie immer selbst, was fast immer, zugegen, wenn sie in den Waffen geübt wurde, wählte die kräftigsten und tapfersten jungen Männer aus, und bildete aus ihnen, vereint mit alten, erfachten Soldaten, seine Satelliten, oder wie man jetzt sagen würde, seine Leibwache oder Garde, die in dem entscheidendsten Augenblicke der Schlacht den Ausschlag geben sollte. Nachdem er in mehreren kleinen Gefechten, die täglich vorkamen, die jüngern Soldaten mit der Art zu streiten, die dem Feinde eigen war, vertraut gemacht, und alles wohl vorbereitet und berechnet hatte, gab er den Befehl, den Feind plötzlich und überall zu überfallen. Der Feind, durch das lange Zögern eingeschlafert und sicher gemacht, nahm in wilder Verwirrung die Flucht, leistete aber bald, durch neue Schwaaren verstärkt, kräftigen Widerstand. Allein jetzt gab Eustachius Befehl, sich in guter Ordnung zurückzuziehen. Mancher alte Soldat murzte; indes gehorchte er. Eustachius kannte die Parthischen Reiter. Sie hatten das Eigene, wenn sie flohen, setzten sie sich verkehrt auf das Pferd, wendeten ihr Angesicht ihren Feinden zu, und richteten oft fliehend mit ihren scharfen Pfeilen eine größere Niederlage an, als im Vorrücken und offenbarem Angriff. Nachdem die Römer einige Meilen weit gewichen waren, gebot der Feldherr, Halt zu machen, und miß Nene anzugreifen. Er hatte

die Feinde durch seinen gut berechneten Rückzug in eine Lage gebracht, wie er es wünschte. Sie flohen — allein ein großer Theil des Römischen Heeres stand ihnen nunmehr im Rücken; unzählige Spieße starrten ihnen entgegen, und bildeten eine eiserne Verzaunung, die sie nicht zu durchbrechen vermochten. Viele Pferde rannten in die vorgehaltenen Spieße; andere bäumten sich hoch auf, stürzten rückwärts zu Boden und erdrückten die Reiter. Zu beiden Seiten aber befanden sich steile Berge und tiefe Moräste. Die Bestärkung der Feinde war unermesslich. Voll Verzweiflung machten sie einen wüthenden Angriff auf die Schaar, unter der sich der Feldherr, dem sie all ihr Unglück zuschrieben, selbst befand, und brachten sie in Unordnung. Allein augenblicklich kamen ihm die zwei nächsten Schaaren zu Hülfe, deckten ihn mit ihren Schilden gegen die Wolken feindlicher Pfeile, und schafften ihm Raum, seine Befehle wieder ruhig zu ertheilen. Die Feinde erlitten eine gänzliche Niederlage. Die Anzahl der Gefangenen war unermesslich. Ihr ganzes Lager ward erobert, und alle Schätze, die sie bisher geraubt hatten, wurden ihnen wieder abgenommen.

Eustachius ließ nun das Heer über den Gränzfluß Hydaspes gehen, und die feindlichen Städte und festen Plätze, die ganz von Truppen entblößt waren, besetzen. Die Feinde, die bisher das Rö-



rische Gebiet unausgesetzt beunruhigt hatten, fühlten nun keinen andern Wunsch mehr, als selbst Ruhe und Frieden zu erhalten. Eustachius entwaffnete die Gefangenen und gab sie frei. Ihre Fürsten und Anführer behielt er als Geißeln. Er schrieb den Frieden mit solcher Klugheit vor, daß es den Parthern unmöglich war, fernerhin das Geringste gegen die Römer zu unternehmen. Alles war die Folge der einzigen Schlacht und das Werk weniger Tage. Er versammelte nun das Römische Heer, bezeugte ihm seine Freude über die erkämpften Lorbeeren und kündete den Soldaten an, daß er sie unverzüglich nach Rom zurück führen werde; dabei aber nur bedauere, daß noch eine Anzahl so braver Männer als Besatzung zurück bleiben müsse. Die Soldaten erhoben ein Freubengeschrei, und das Lob des Feldherrn erscholl bis an die Wolken. Allein Eustachius lobte nur Gott, den Herrn der Heerschaaren, daß Er ihm einen so herrlichen Sieg verliehen habe.

---

## **Behtes Kapitel.**

### **Ein Siegesfest.**

Eustachius beschloß, das siegreiche Heer durch solche Gegenden nach Italien zurück zu führen, die durch den Krieg nicht gelitten hatten. Er schickte einen Trupp Reiter voraus, in den Städten und größern Ortschaften die Annäherung des Heeres anzumelden, bequeme Plätze zum Lager aufzusuchen, und Anstalten zu guter Verpflegung der Soldaten zu treffen. Die Reiterschaar kam auf diesem Zuge zu einer ansehnlichen, wohlgebauten Stadt, in der sich die Römischen Kaiser auf ihren Zügen ins Morgenland manchmal einige Tage aufzuhalten pflegten, und sie deshalb mit einem sehr schönen Pallaste geziert hatten. Die Stadt war von einer starkbefestigten Burg beschützt, anstatt der Ringmauern aber mit prächtigen Gärten umgeben. Das schöne grüne Thal, in dem sie lag, war reich an hohen, schattenreichen Bäumen, die bei der glühenden Mittagshize die angenehmste Kühlung gewährten. Reichliche Quellen krystallhellen Wassers dienten dazu, auch zur heißesten Jahreszeit Bäume und Gewächse grün und blühend zu erhalten.

Die Einwohner der Stadt, unter denen sich mehrere reiche Kaufleute befanden, waren wegen des Krieges sehr in Sorgen. Seit langer Zeit

hatten sie keine sichere Nachrichten von dem Römischen Heere vernommen. Es ging bloß die Sage, daß es trotz aller Verstärkungen, die ihm zugesandt worden, nicht vorzudringen vermöge, nur noch zwischen Felsen und Morästen Schutz suche, und sich gegen die unermessliche Anzahl der Feinde wohl nicht mehr lange halten können. Ja, vor einigen Tagen war ein Kaufmann, der große Lieferungen zum Kriegerheere übernommen hatte, äußerst bestürzt zurückgekommen, und hatte versichert, das Römische Heer habe zwar einen Angriff auf die Feinde gemacht, sey aber von der Uebermacht dieser Barbaren mehrere Meilen weit zurück geschlagen worden. Von diesem Rückzuge sey er selbst Augenzeuge gewesen. Er habe sich aber eilends aus dem Staube gemacht, und würde früher angekommen seyn, wenn auf dieser schnellen Flucht seine Lastthiere von der zu großen Anstrengung nicht erlegen wären.

Die Bürger waren über diese traurigen Kriegsnachrichten sehr bestürzt — und als sie nun Abends in der Ferne große Staubwolken aufsteigen sahen, aus denen Waffen hervorblitzten, so schrie Groß und Klein mit Entsetzen: „Der Feind! der Feind!“ Es war ihnen nicht anders, als sähen sie ihre schöne Stadt schon plündern, als schlage die Flamme der brennenden Häuser schon zum Himmel empor. Allein als die gefürchteten Krieger nunmehr in der

Stadt ankamen — als die Bürger in ihnen ihre Freunde und Beschützer erkannten — als die Soldaten verkündeten, jener Rüdzug sey nur eine wohlgeleitete Kriegslift gewesen — als sie dem Volke freudig und freundlich zuriefen: „Wir sind nicht nur Siegesboten, sondern zugleich Boten des Friedens!“ — da verwandelten sich Angst und Schrecken in unbeschreibliche Freude. Alles jauchzte und jubelte. Die Bürger wetteiferten, die werthgeschätzten Gäste aufs beste zu bewirthen. Der Magistrat schickte augenblicklich Abgeordnete an den Feldherrn, ihm zu dem erhalteneu Siege Glück zu wünschen, und ihn einzuladen, er wolle mit seinem tapferen Heere in ihrer Stadt und deren schönen Umgebung nicht nur einen, sondern mehrere Tage von den Beschwerden des Krieges ausrasten. Alles, was sie hätten und vermöchten, stehet ihren Gästen zu Gebot.

Am andern Tage, als die Sonne bereits hoch am Himmel stand, näherte sich das Heer der Stadt. Auf den frischgemähten Wiesen umher wurde ein Lager geschlagen, und bald erblickte man unabsehbare Reihen von weißen Zelten; der Feldherr aber, von einem ansehnlichen Gefolge, von vielen Offizieren und seinen zahlreichen Leibwachen begleitet, ritt in die Stadt. Die Bürger hatten Alles angedoten, ihm würdig zu empfangen. Die Straßen waren mit frischem Laube besprennt, und

die Marmorsäulen des kaiserlichen Pallastes, der ihm zur Wohnung bestimmt war, mit grünen Lorbeerzweigen und dazwischen mit bunten Blumenkränzen umwunden. Jünglinge mit Delzweigen in der Hand, und Jungfrauen mit Blumen bekränzt sangen Siegeslieder, und nach jeder Strophe erscholl der jauchzende Zuruf der Volksmenge und der Jubel der Trompeten. Der Vorgesetzte der Stadt, der Präsekt, ein alter, ehrwürdiger Mann, überreichte dem Feldherrn einen Lorbeerkranz. Eustachius nahm den Kranz, der bloß aus zwei reichbelaubten Lorbeerzweigen zusammengefügt war, theilte ihn, und gab jedem der zwei Hauptleute, die neben ihm ritten, einen Zweig. „So,“ sprach er, „theile ich diesen Kranz mit euch. Ihr habt ihn nicht weniger verdient als ich. Ich wünschte,“ fügte er noch bei, indem er sich zu den übrigen Offizieren wandte, „so mit dem ganzen Kriegsheere, daß den Sieg mit mir theilte, auch diesen Lorbeerkranz theilen zu können.“

Unter den zahlreichen Einwohnern der Stadt befand sich nun auch — die für todt ausgegebene Gemahlin des gepriesenen Feldherrn, die vortreffliche Theopista.

Allein der allgemeine Jubel machte sie, so sehr sie sich des Sieges und noch mehr des Friedens freute, dennoch sehr traurig. Sie diente in einem der reichsten Häuser als Sklavin, wohin sie von

einem Sklavenhändler verkauft worden. In ihrer Abgeschlossenheit wußte sie nicht das Geringsste davon, daß ihr Gemahl, den sie vor fünfzehn, ja bereits sechzehn Jahren unter sehr betrübten Umständen verlassen mußte, wieder zur Würde des obersten Feldherrn gegen die Parther erhoben sey. Als sie am Morgen dieses feierlichen Tages in dem Garten, der vorzüglich ihrer Pflege vertraut war, ganze Körbe mit Blumen füllte, und zur Verherrlichung des Festes den wartenden Sklaven überlieferte, war es ihr einziger Gedanke: „Ach solche Feste wurden einst meinem Gemahl, dem trefflichen Plazidus, meinen geliebten Eustachius, gegeben, wenn er siegreich aus dem Felde zurückkehrte!“ Wie hätte sie denken können, dieses Siegesfest gelte ihm, diese Blumen pflücke sie für ihn!

Da es nun mit einem Male hieß: „Er kommt!“ da alles Volk eilte, lief und sprang, ihn und seine tapfern Streitgenossen zu sehen, mußte sie unausgesetzt in der Küche arbeiten, wo für diejenigen Offiziere, die heute in dem Hause speisen sollten, ein großes Gastmahl bereitet wurde. Sie vernahm das frohe Jauchzen der Volksmenge und den jubelnden Schall der Trompeten mit stillen Seufzern, und manche heimliche Thräne floss über ihre Wangen. „Ach,“ dachte sie, „mir kehrt mein Gemahl nicht mehr zurück! Ich sehe sein Angesicht hier auf Erden wohl nicht mehr! Ihm werden

keine Siegesfeste mehr gefeiert. Jene glücklichen Zeiten sind für mich auf immer vorbei. Doch hoffe ich, ihn im Himmel wieder zu sehen — und wenn es hier ausgekämpft und ausgelitten ist, werden wir dort schönere Siegesfeste feiern.“

---

## **Fünftes Kapitel.**

### **Die Brüder.**

Die Offiziere, die in dem Hause speisten, in dem Theopista als Sklavin diente, gingen nach geendigter Tafel, und nachdem die Sonnenhitze etwas nachgelassen hatte, in den Garten am Hause, der mit allen Arten nützlicher Gewächse und köstlicher Baumfrüchte prangte, und dem man es nicht angesehen hätte, daß er diesen Morgen so vieler Blumen beraubt worden. An den Garten stieß eine sehr große frischgemähte Wiese, deren schönes Grün vom Glanze der Sonne erhellte, zum Theil aber von hohen, dichtbelaubten Bäumen mit dunkeln Schatten bedeckt war. Zwischen den Bäumen, deren immer zwei oder drei beisammen standen, öffnete sich eine weite Aussicht auf das Lager, dessen weiße Zelten fernem, schneebedeckten Hütten ähnlich sahen. Unter einem Paar der

ältesten, höchsten Bäume, mit dicken moosbewachsenen Stämmen und weit ausgebreiteten Ästen voll des schönsten, grünen Laubes, befand sich ein großer steinerner Tisch nebst einigen steinernen Bänken. Der schöne Lustwald war bloß durch einen klaren, rauschenden Bach, über den ein geländerter Steg führte, von dem Garten getrennt. Die Offiziere gingen hinüber, und setzten sich auf die steinernen Bänke, wo es ungemein kühl und lieblich war. Einige andere Offiziere aus den benachbarten Häusern gesellten sich nach und nach zu ihnen. Auch mehrere Soldaten aus dem Lager hatten diese angenehmen Schatten aufgesucht. Sie saßen oder lagen unter den Bäumen umher; ihre Speiße steckten neben ihnen in dem Boden, die Helme lagen daneben, und ihre glänzenden Schilde hatten sie an den Baumstämmen aufgehängt.

Theopista brachte auf Befehl ihrer Frau den Offizieren an der steinernen Tafel Erfrischungen — einen großen, schbagenformten Krug mit Wein, nebst zierlichen Bechern, Brod, und einige Körbchen voll kühlender Früchte. Nachdem sie alles auf die Tafel gestellt hatte, setzte sie sich, von der Arbeit des Tages ermüdet, in einiger Entfernung auf eine Rasenbank, die von blühendem Gesträuche beschattet war. Denn sie hatte von ihrer Frau den Befehl, als Aufwarterin bei der Hand zu bleiben, um, wenn etwas abgehen sollte, es sogleich



herbei zu schaffen. Keinem der Offiziere kam es in den Sinn, sie für mehr, als eine Sklavin anzusehen; denn ihr aschengraues Gewand war nur von Wollenzeuge, und ihren Kopf hatte sie mit einem weißen Leinentuche umwunden, das die Haare verbarg und ihr ganz das Aussehen einer Sklavin gab.

Die Offiziere sahen sie kaum an, tranken, und der Wein machte sie sehr gesprächig. Sie redeten Vieles von dem glücklich beendigten Feldzuge und ihren kriegerischen Thaten. Ein alternder, etwas grämlicher Offizier wandte sich jetzt an einen jungen Offizier, der wie Milch und Blut aussah, und sprach: „Du, Hauptmann, dir hat der Feldherr heute ja eine ganz besondere Ehre erwiesen, indem er dir die Hälfte seines Lorbeerkranzes gab.“ Der Hauptmann sagte bescheiden: „Nicht mir war der Kranz zugebacht, sondern dem ganzen Kriegsheere. Der Feldherr sagte es ausdrücklich. Ich empfing ihn auch nur im Namen des Heeres.“ Ein anderer Offizier rief: „Den halben Lorbeerkranz hat der Hauptmann redlich verdient. Ihr wißt alle, wie die Feinde, als sie sich überall eingeschlossen sahen, in der Wuth der Verzweiflung noch einen Versuch machten, sich durchzuschlagen, und mit vereinter Macht gerade auf den Feldherrn einströmten. Wäre der Hauptmann hier mit seiner tapferen Schaar, und die andere Schaar mit ihrem

muthigen Hauptmann, der heute die andere Hälfte des Lorbeerkranzes erhielt, ihm nicht gerade im entscheidenden Augenblicke zu Hülfe gekommen, so hätte unser geliebter Feldherr wohl gar das Leben verlieren, und die Schlacht einen sehr unglücklichen Ausgang nehmen können.“ „Ei warum nicht gar!“ sagte der alte Offizier; „wir andern wären auch noch da gewesen. Doch — sey dieß, wie es wolle, so werdet ihr doch alle bekennen müssen, daß der junge Herr da, und sein Glücksgenosse, der andere junge Herr, der uns eben jetzt die Ehre seiner Gesellschaft nicht gönnt, in sehr kurzer Zeit ein ganz ungeheures Glück gemacht haben.“

„Es ist wahr,“ sprach der junge Hauptmann, „ich hatte ein so außerordentliches Glück, daß es mir selbst oft wie ein Traum vorkommt. Es ist kaum ein Jahr, daß ich noch den Pflug lenkte.“ — „Wie,“ fiel ihm der alte Offizier ärgerlich in das Wort, „du bist also nur ein Bauerssohn?“ „Nein,“ sprach der Hauptmann. „Meine Geschichte hat indeß von meiner Kindheit an so viel Wunderbares, daß ich sie euch doch erzählen muß. Mein Vater war kein Bauersmann, sondern, wie ich mich aus den dunkeln Jahren der Kindheit noch deutlich erinnere, ein vornehmer Herr und ein Kriegsheld. Er wohnte in einem schönen, großen Hause, und in dem größten Zimmer des Hauses hatte er eine vollständige Rüstung — einen schönen

Helm, einen hellglänzenden Harnisch nebst Schwert und Lanze, und einen prächtigen Schild. Ich weiß noch gar wohl, wie ich mich über die eiserne Haube und die eisernen Kleider, deren Gebrauch mir der Vater erklärte, nicht genug wundern konnte. Meine Mutter war sehr schön, und ich hörte die Leute im Hause oft sagen, weit und breit im Lande gäbe es keine schönere Frau. Ich hatte auch noch ein kleines Brüderchen, ein gar schönes Knäblein mit langen, gelben Haaren. Unsere Eltern hatten aber viel Unglück. Alle unsere Pferde, sogar der Schimmel, auf dem der Vater gewöhnlich auf die Jagd ritt, und der mir vor allen andern Pferden lieb war, wurden krank und kamen um. Bald darauf erkrankten die Menschen und viele starben. Es war ein großer Jammer! Zuletzt gingen mein Vater und meine Mutter mit uns weit fort, bis an das Meer. Da bestiegen wir ein Schiff. Wir Knaben waren über die unermessliche Menge von Wasser höchst erstaunt, und das Schwanken des Schiffes machte uns zuletzt krank. Endlich, nachdem wir lange nichts als Himmel und Wasser gesehen, sahen wir wieder Land, und waren höchst erfreut. Nun entstand aber, ich weiß nicht mehr warum, auf dem Schiffe ein großer Streit. Die Schiffsknechte brachten unsern Vater und uns Knaben mit Gewalt an das Land; der Schiffsherr aber, ein garstiger Mohr, behielt unsere Mutter

auf dem Schiffe zurück. Ich denke es mir noch recht gut, wie wir Kinder den schwarzen bösen Mann baten, unsere liebe Mutter uns nicht zu nehmen."

Theopista, die Gemahlin des Eustachius, hatte diese Erzählung mit immer größerer Aufmerksamkeit angehört. „Gott im Himmel," dachte sie, indem sie von der Rasenbank aufstand, „das ist ja meine Geschichte; was er von seinem Vater, von seiner Mutter und seinem kleinen Bruder erzählt, trifft alles genau zu. Ich kann beinahe nicht mehr zweifeln — dieser junge Kriegsheld sey mein Sohn, mein geliebter Agapius." Mit wankenden Knien trat sie etwas näher, und horchte mit klopfendem Herzen auf jedes Wort, das er weiter vorbringen würde.

Der Hauptmann fuhr fort zu erzählen: „Das Schiff, auf dem sich unsere Mutter befand, wandte sich und fuhr eilends wieder hinaus in das weite Meer. Wir zwei Knaben schrien und jammerten laut um unsere liebe Mutter, und sahen dem Schiffe nach, bis es am fernen Himmel aus unsern Augen verschwunden war. Auch unser Vater weinte schmerzlich. Ich hatte ihn noch nie weinen sehen, und es ging mir deshalb um so mehr zu Herzen, wie er, indem ihm die hellen Thränen über seine Wangen herabflossen, öfter zum Himmel blickte und betete, und mehrmalen sehr nachdrücklich zu

uns sagte: O Kinder betet, betet doch für eure Mutter! Wir übernachteten unter freiem Himmel, und reissten mit anbrechendem Morgen weiter. Wir armen Kinder verschmachteten beinahe vor Hitze, Hunger und Durst. Endlich kamen wir an einen Fluß, wo einige schattige Bäume standen. Der Vater ging und brachte uns Eier und einen Helm voll Wasser; sonst wären wir vor Hunger und Durst gestorben. Er trug nun zuerst meinen kleinen Bruder über den Fluß. Mit Herzensangst sah ich zu, wie der Vater durch den mächtig reisenden Fluß watete, endlich nach großer Anstrengung das andere Ufer erreichte, und mein Brüderchen in den Schatten eines Baumes niedersehte. Er stieg nun wieder in das brausende, hochaufschäumende Wasser, um mich abzuholen. Ich freute mich sehr, als er mir immer näher kam. Allein plötzlich hörte ich zu Lande etwas auf mich zukommen. Ich sah um und erblickte ein furchtbares Thier mit weit aufgesperrtem Rachen. Ich wußte damals noch nicht, daß es ein Löwe war. Ich fing an, aus allen Kräften zu schreien, und wollte dem grausamen Thiere entlaufen. Allein augenblicklich fühlte ich mich von dem Löwen ergriffen, und er trug mich in seinem Rachen eilend fort in den Wald."

Ein anderer junger Offizier, eben derjenige, der die andere Hälfte des Lorbeerkranzes erhalten

und sich erst vor einigen Minuten bei der Gesellschaft am steinernen Tische eingefunden hatte, schrie jetzt plötzlich laut auf: „Bruder!“ stürzte mit weit offenen Armen auf den Hauptmann zu, schloß ihn in die Arme, und rief mit herzdurchdringender Stimme wiederholt: „Bruder! Liebster, bester Bruder! Du, mein theurer Agapius! O glaube mir, ich bin wahrhaftig dein Bruder, dein Theopistus! Ich war jenes Knäblein, das unser Vater über den Fluß trug. Ich sah es mit Augen, wie jener Löwe dich ergriff, und schneller als ein Pfeil mit dir in den Wald sprang. Auch ich wurde sogleich darauf von einem Wolfe fortgeschleppt. O welche wunderbare Fügung Gottes, daß wir beide errettet wurden! Welch ein unaussprechliches Glück, daß wir, die wir einander schon lange von Angesicht kannten, einander schätzten und liebten, uns nun auf einmal als Brüder erkennen!“

Agapius, der andere Bruder, war eben so erstaunt und entzückt. Er konnte nicht zweifeln, seinen jüngern Bruder, seinen geliebten Theopistus, wieder gefunden zu haben. Er schloß ihn fest in seine Arme, drückte ihn an seine Brust, benetzte sein Angesicht mit Thränen, rief mehrmals: „Bruder! Liebster Bruder!“ und konnte vor innigster Rührung lange sonst kein anderes Wort hervorbringen.

Theopista aber, die höchst erstaunte Mutter, sank vor Freudenschrecken ohnmächtig auf die nahe

Rasenbank. Die Freude, in dem einen schönen, blühenden Römischen Hauptmanne ihren geliebten Sohn Agapius zu erkennen, hatte sie schon so angegriffen, daß Herz und Glieder ihr heftig bebten. Allein da sie plötzlich den Schrei des Freundschrakens: „Bruder!“ aus dem Munde des andern Hauptmannes vernahm — da sie nun in diesem eben so schönen blühenden Kriegshelden ihren zweiten Sohn, ihren Liebling Theopistus erkannte — so war dieses dem mütterlichen Herzen zu viel. Es ward ihr dunkel vor den Augen, und nur wie aus weiter Ferne und wie im Traume vernahm sie noch die Worte der Redenden.

Allein in diesem Augenblicke achtete Niemand auf sie. Die beiden Brüder hatten sich Vieles zu fragen und zu sagen, und vergingen fast vor Freude und Wehmuth. „Was macht unser Vater?“ fragte Agapius, „und hast du unsere geliebte Mutter nicht mehr gefunden?“ „Ach Gott,“ sprach Theopistus, „ich habe, seit der Wolf mich geraubt, nicht das Geringste mehr von dem Vater gehört, und von unsrer geliebten Mutter eben so wenig.“ „Guter Gott,“ sagten Beide fast mit Einem Munde, „ach vielleicht sind unsere guten Eltern schon todt! O wenn sie je noch leben — welche Freude wäre das für sie, wenn sie jetzt in diesem Augenblicke hier zugegen seyn und an unserm Glücke theilnehmen könnten!“

Die Offiziere, die umher standen, bezeugten über das glückliche Wiedererkennen der beiden Brüder die lebhafteste Freude. „O herrlich, herrlich,“ rief der Eine in die Hände klatschend; „so etwas kommt in dem menschlichen Leben nicht alle Tage vor.“ Ein Anderer rief mit den Worten des Römischen Dichters: „Nun laßt uns trinken, und mit unbändigem Fuße den Boden stampfen!“ und dabei sprang er vor Freude hoch auf. Die laute Freude theilte sich den Soldaten mit, die unter den Bäumen gelagert waren. Alle kamen in Bewegung und eilten herbei, um zu sehen und zu hören, was es Lustiges gebe. Viele jauchzten vor Freude, als sie vernahmen, was vorgegangen war. Diejenigen aber, die zu den Schaaren der beiden Hauptleute gehörten, riefen mit frohem Jubel: „Heil unsern Anführern! Heute Morgens theilte der Feldherr seinen Lorbeerkranz unter sie; und diesen Abend erkennen sie sich als Brüder! Heil den tapferen Soldaten und glücklichen Brüdern!“

---



## Zwölftes Kapitel.

### Die Mutter.

Theopista, die glückliche Mutter der glücklichen Brüder, saß noch immer auf der Rasenbank, das Haupt zurück gelehnt an das blühende Gesträuch. Ihr Angesicht war leichenbläß, ihr Mund halb geöffnet, ihre Augen waren geschlossen. Sie vermochte nicht ein Wort hervor zu bringen oder eine Hand zu bewegen. Das Frohlocken und der laute Jubel der Soldaten weckte sie aus ihrer Ohnmacht. Sobald sie wieder zur Besinnung kam, war ihr erster Gedanke, sich ihren zwei Söhnen zu erkennen zu geben, und als Mutter sie zu begrüßen. Allein die Menge der Soldaten, die vor Freude trunken schienen, schreckte sie; es schien ihr nicht rathsam, sich durch das Gedränge der jubelnden Krieger hindurchzubringen. „Was würde es mir auch nützen?“ sprach sie bei sich selbst. „Würden meine Söhne, die jetzt mit Glück und Ruhm gekrönt sind, mich, die arme, verachtete Skavin als ihre Mutter anerkennen? Ach wenn sie — was ich indeß nicht fürchte — sich meiner auch nicht schämen würden, so würden sie es mir doch nicht sogleich glauben, ich sey ihre Mutter. Welche Beweise könnte ich vorbringen? Ich wüßte ihnen beinahe nichts anders zu sagen, als was sie eben selbst gesagt ha-

ben, und sie würden denken, ich sage ihnen das alles nur so nach, damit sie mich aus der Sklaverei erretten, und mir ein besseres Schicksal bereiten möchten. Ich könnte mich leicht dem Unwillen der Offiziere, und dem Spotte und Gelächter der Soldaten aussetzen. Indes wohnet ja mein Sohn Agapius jetzt mit mir unter Einem Dache; wenn er in das Haus zurück kehrt, so will ich ihn in sein Zimmer folgen, und da, unter vier Augen, kann ich ihn dann, wenn es mir je gelingt, mit mehr Stube überzeugen, ich sey seine Mutter. Und erkennt einmal Agapius in mir seine Mutter, so wird auch mein Sohn Theopistus, der jetzt mit mir doch in Einer Stadt wohnt, mich bald als seine Mutter anerkennen, und wir alle drei werden eine Seligkeit empfinden, die sich nicht aussprechen läßt."

Sie ging mit noch matten Schritten zurück und begab sich auf ihre einsame Kammer unter dem Dache. Sobald sie sich allein sah, brach sie in einen Strom von Thränen aus. „O Gott," rief sie, indem sie mit gefalteten Händen auf die Knie niederfiel — „Du guter, barmherziger Gott, Dir sey Dank! Du, o allmächtiger Gott, der Du den Daniel aus der Löwengrube, und den Jonas aus dem Bauche des Meerungeheuers errettet hast — Du hast meine Kinder dem Rachen des Löwen und den Zähnen des Wolfes entrisen. Denn Dir ist nichts

unmöglich. Deine Leinwand ist es, daß meine Söhne vor meinen Augen sich wiederfanden; daß ich, ihre Mutter, ohne daß sie mich erkannten, Zeuge ihrer Freude, ihres Entzückens seyn mußte, ja daß, indem sie einander wieder erkannten, eben dadurch auch mir die Seligkeit bereitet ward, sie Beide wieder zu erkennen — eine Freude, über die ich allen Schmerz der langen Trennung und denummer vieler Jahre vergeße! Wie Du tröstest, so kann keiner trösten; wie Du erfreuest, so kann Niemand erfreuen. Dir, Vater der Erbarmungen, der Du unendlich reich an Trost und der Ursprung aller Freude bist, Dir sey unendlicher Dank!"

Sie blieb eine Weile ganz in Andacht versunken knien. „Aber," sagte sie jetzt, „wo ist der Vater meiner wiedergefundenen Söhne? Was ist ihm begegnet, daß mein Sohn Agapinus nichts von ihm weiß? Auch Theopistus scheint, wenn ich recht hörte und es mir nicht bloß träumte, nichts von ihm zu wissen. Haben die wilden Thiere, nachdem ihnen die Söhne entrißen worden, vielleicht den Vater angefallen und aufgezehrt? Ist er vielleicht, wie ich, in Sklaverei gerathen, und bringe ihm vielleicht jede neue Sonne neuen Jammer? Oder sieht er vielleicht das Licht der Sonne gar nicht mehr? Doch nein, nein, mein Herz sagt es mir, er lebt noch! Du, guter Gott, hast ihn gewiß erhalten und aus allen Gefahren und Leiden errettet.

Du wirst Dein Werk vollenden, und wie Du mich die Söhne wiederfinden liehest, mich auch den Vater wiederfinden lassen, damit die Freude unser Aller vollkommen werde."

Sie stand auf, und trat an das Fenster. Von hier aus konnte sie ihre Söhne drunten auf dem Plazenplatze sehen. Sie standen neben einander, im Kreise der Offiziere und Soldaten, und schienen sich und den Umstehenden ihre weitere Geschichte zu erzählen. „Ja," sagte die hocherfreute Mutter, mit Augen voll Thränen lächelnd, „sie sind es, sie sind es wahrhaftig! Agapius mit seinen dunkeln Locken hat ganz die edle Stellung seines Vaters; auch die schönen blonden Locken des andern zeigen, daß er mein Theopistus ist. Was für schöne, ansehnliche Männer von hoher, edler Gestalt sind aus den zwei kleinen Knaben geworden! Allein noch wissen sie nicht, wie sehr mein mütterliches Herz ihnen entgegen schlage. Aber wie überzeuge ich sie, daß ich sie unter diesem meinem Herzen getragen, daß sie meine Kinder seyen? Nur gleich so zu ihnen hintreten, und ihnen gerade zu sagen: „Seht, ich bin eure Mutter!" — geht nicht. Diese Worte aus dem Munde einer Sklavin müßten ihnen zu seltsam vorkommen; in dieser entstellenden Sklavenkleidung und nach so langer Zeit würden sie mich sicher nicht mehr kennen. Ich will ihnen zuerst sagen, daß ich als eine freie Ab-

mein widerrechtlich zur Sklavin gemacht wurde. Das wird ihr Mitleid, ihr Gefühl für Recht, ihren edlen Römerstolz aufregen, und sie werden mich geduldig und aufmerksam anhören. Ich will ihnen dann meine Geschichte erzählen; ich will ihnen sagen, daß ich von edler Abkunft und die Gemahlin jenes berühmten Plazidus sey, der mit mir und seinen zwei kleinen Söhnen nach Aegypten auswandern wollte. Vielleicht glückt es mir, in ihnen solche Erinnerungen aus der Geschichte ihrer Kindheit zu erwecken, daß Beide von selbst auf den Gedanken kommen, ich sey ihre Mutter! Oder vielleicht findet sich unter dem Heere noch einer oder der andere alte biedere Krieger, der ehemals unter meinem Gemahl diente, mich noch kennen und mir bezeugen wird, daß ich die Wahrheit rede. Und so werden wir denn am Ende ins Klare kommen — und mir wird die Seligkeit werden, sie als meine Kinder an mein Herz zu drücken."

Theopista bemerkte jetzt, daß die Kriegerschaar auf dem grünen Platze aus einander ging, und daß auch die Offiziere sich nach und nach alle entfernten. Nur ihre zwei Söhne setzten sich wieder auf eine Bank. „Nun," sprach sie, „ist der rechte Augenblick gekommen; nun will ich hinunter und mich ihnen zu erkennen geben. O Gott, erleuchte Du mich, und laß mich die rechten Worte finden, sie von der Wahrheit meiner Aussage zu überzeugen.

Sie trocknete ihre Thränen, und eilte hinunter in den Garten. Allein, | da sie eben über den Steg ging, der über den Bach führte, standen die beiden Söhne mit einem Mal auf, um weiter zu gehen. Sie gingen aber nicht auf das Haus zu; sie nahmen durch den schattigen Wald hin einen andern Weg. Theopista bedachte sich schnell, machte einen kleinen Umweg und kam ihnen entgegen. Ihr Herz klopfte heftig, und es zitterten ihr alle Glieder.

„Ihr edlen jungen Krieger,“ sagte sie mit bebender Stimme, „wäre es mir wohl erlaubt, euch eine Bitte vorzutragen?“ „Fürchte dich nicht, und zittere nicht so!“ sprach Agapius, indem er ihr mittheilend ins blasse Angesicht sah, und wohl bemerkte, daß sie geweint hatte. „Sei gutes Muthes, und sag’ deine Bitte getrost. Wenn wir sie je gewähren können, so werden wir es gerne thun.“ Sie sprach: „Ich bin eine geborne Römerin; allein durch widerrechtliche Gewalt ward ich meinem Manne und meinen Kindern entrisen, und als Sklavin verkauft.“ „Nun,“ sprach Agapius, „da wünschst du wohl, wir sollen dich aus der Sklaverei befreien? Allein das steht nicht in unserer Macht; das kann nur der Feldherr.“ Sie sagte: „Das glaub’ ich gern; allein ich bitte euch, höret meine Geschichte doch erst an. Ich hoffe euch zu überzeugen, daß ich aus einem der edelsten Ge-

schlechter Roms, und die Gemahlin eines jetzt vielleicht vergessenen, aber ehemals allgemein geschätzten Kriegshelden bin.“ „Auch darüber kann der Feldherr am besten urtheilen,“ sprach Agapius. „Wir sind in Rom fremd, wurden an den Gränzen des Reiches erzogen, und wissen wenig von Roms edlen Geschlechtern. Unserm Feldherrn aber ist dein Gemahl ohne Zweifel bekannt. Ihm mußt du deine Bitte vortragen.“ Sie sprach: „Allein wie komme ich bei ihm vor, und wird er wohl sich so weit herablassen, einer armen Sklavin Gehör zu geben?“ „Wir wollen dir bei ihm Gehör verschaffen,“ sprach jetzt Theopistus, ihr anderer Sohn. „Er ist sehr gütig und leutselig, und da uns deine Aussage wahr scheint, so wird er deine Bitte sicher erfüllen. Wir gehen jetzt eben zu ihm, seine Befehle zu vernehmen. Komm nur sogleich mit uns.“

Dieses unerwartete Anerbieten war ganz gegen ihren Wunsch. Sie blieb unentschlossen stehen; sie hätte sich ihren geliebten Söhnen gerne in einem vertraulichen Gespräche entdeckt, und ihr Gemüth war jetzt gar nicht vorbereitet, dem sieggekrönten, bewunderten Feldherrn, der ihr, wie sie meinte, ganz fremd war, ihre Herzensangelegenheit vorzutragen. Allein ihre beiden Söhne sagten: „Wozu das Zögern und Zagen? Wir haben Eile, und haben uns ohnehin schon etwas verspätet. Komm

ungesäumt mit uns. Eine solche schöne Gelegenheit, ihn zu sprechen, wird dir sobald nicht wieder. Wir geben dir unser Wort, du sollst unaufgehalten durch alle Wachen hindurch kommen, unsern ruhmwürdigsten Feldherrn von Angesicht zu Angesicht sehen — und sicher nicht ohne Trost und Hülfe zurückkehren.“ „Nun wohl,“ sagte Theopista, augenblicklich gefaßt; „ich nehme euer Anerbieten dankbar an, und gehe mit euch.“ Die beiden Hauptleute gingen mit schnellen Schritten, und Theopista folgte ihnen mit klopfendem Herzen.

---

## Dreizehntes Kapitel.

### Die Ehegatten.

Die beiden Hauptleute näherten sich dem Palaste, in dem der Feldherr sein Hauptquartier hatte. Die hohen Marmorsäulen des Einganges prangten noch mit den abwechselnden Gewinden von grünen Lorbeerzweigen und farbenreichen Blumen. Die Wachen traten hervor, und begrüßten die zwei Hauptleute mit den geziemenden Ehrenbezeugungen. Theopista bemerkte dieses mit mütterlichem Wohlgefallen, und folgte ihren Söhnen die marmorne Treppe hinauf in den hochgewölbten Vor-



saal. Hier hieß Agapius sie ein wenig warten, ging mit ehrerbietigem Anstande in den Saal, in dem sich der Feldherr befand, kam aber sogleich wieder heraus, und winkte ihr, hinein zu gehen.

Theopista trat in den Saal, der mit kaiserlicher Pracht ausgeschmückt war. Die Wände glänzten von Gold und Marmor, und der Fußboden war mit farbigen Teppichen belegt. Eustachius stand in dem prächtigen Anzuge eines Römischen Feldherrn nahe an einem der hohen Fenster, durch das die Abendsonne hereinstrahlte, und seine edle Gestalt beleuchtete; neben ihm auf einem Tische, der mit Purpur bedeckt war, befand sich sein von Gold glänzender Helm mit dem prangenden Federbusche, der Befehlshaberstab von Elfenbein und mit Gold verziert, und das Schwert mit dem goldenen Griffe.

Theopista blieb in demüthiger Stellung, wie es einer Sklavin geziemt, nicht weit von der Thüre stehen, wollte eben den Mund öffnen, um ihre Bitte vorzubringen — da erkannte sie in dem Feldherrn plötzlich ihren Gemahl Eustachius. Er kam ihr so jugendlich blühend vor, wie er einst an ihrem Brauttag als Bräutigam vor ihr gestanden. Sie erblaßte vor Freudenschrecken und starrte ihn voll Erstaunens einige Augenblicke an. Dann eilte sie mit offenen Armen auf ihn zu — rief mit lauter Stimme: „O mein Gemahl!“ —

stand aber auf halbem Wege erschrocken still, und ließ fast ohnmächtig die Arme sinken. Denn sie bemerkte, daß ihr Gemahl sie nicht mehr kenne. Wirklich blickte er sie auch höchst befremdet an, und sein ernstes Auge schien zu sagen: „Was soll das seyn? Ist diese Sklavin, die man zu mir herein gewiesen hat, nicht bei Sinnen?“ Denn da er seine Gemahlin schon seit vielen Jahren für todt hielt, so kam ihm auch nicht der leiseste Gedanke zu Sinn, diese Sklavin könnte seine geliebte Theopista seyn. Indesß ging er voll Mitleids zu ihr hin, um von dem traurigen Gemüthszustande, in dem sie ihm zu seyn schien, sich näher zu überzeugen.

Sie aber sprach: „Ach du edler, vortrefflicher Mann, so erkennest du mich denn nicht mehr! Zwar wundere ich mich nicht darüber; denn Zeit, Kummer und Leiden mögen meine Gestalt immerhin verändert haben. Allein höre mich, ehe du mich als eine Fremde zurückweifest, doch erst an! Ich kann dir, als Zeichen, wer ich sey, solche Geheimnisse angeben, die nur dir und mir bekannt sind, und aus denen du zuverlässig erkennen wirst, wer ich sey. Das Römische Kriegsheer nennt dich zwar Plazidus; allein der Name, mit dem die Christen dich nennen, und den du annahmst, als du dich zum Glauben der Christen bekehrtest, heißt Eustachius. Erinnere dich jenes hellglänzenden

Kreuzes, das du im Walde über dem Geweihe eines Hirsches erblicktest — jenes Träumers, in dem Christus Sich auch mir zu erkennen gab — jenes frommen Bischofes Johannes, von dem wir, und unsere zwei kleinen Edhne in der Stille der Nacht getauft wurden. Ach du mußt es wohl noch wissen, wie mir in der Taufe der Name Theopista, dem ältern unsrer zwei holden Knaben der Name Agapius, dem jüngern aber der Name Theopistus ertheilt warb. Gedenke der vielen Trübsale, die nach der Weissagung des frommen Bischofes über uns gekommen, und die wir im Vertrauen auf Gott Muthig und standhaft übertrugen; gedenke, wie unsere Heerden umkamen, unsre Felder verödeten, unser Landhaus in ein Krankenhaus verwandelt, und bald darauf von Räubern ausgeplündert wurde; gedenke unsrer traurigen Flucht und jenes schrecklichen, herzzerschneidenden Augenblickes, in dem ich auf dem Schiffe von dir und unsern lieben Kindern getrennt wurde! Ach, frage mich über die kleinsten Umstände dieser Begebenheiten, und ich will sie dir alle nennen! Frage mich sogar über die Worte, die du bei diesem oder jenem wichtigen Anlasse zu mir sagtest, die Niemand hörte, als ich, und ich will sie dir alle wiederholen; denn alle sind noch getreulich in meinem Gedächtnisse eingeschrieben. O gewiß, ich bin jene Theopista, deine Gemahlin, die weinend und kumm-

merab, ja fast entseelt von jenem unmenschlichen  
Mohen dir aus den Armen gerissen worden; seit  
dieser langen Zeit, von fast sechzehn Jahren bis  
zu dieser Stunde, habe ich mich immer nach dir  
geseht, und meine Liebe und Treue dir unverfehrt  
bewahrt, so wie ich sie dir bis in mein Grab be-  
wahren werde! So gewiß du Derjenige bist, dem  
nach Gottes weisesten Absichten alle jene widrigen  
Schicksale begegneten; so gewiß bin ich Diejenige,  
die alle diese Schicksale mit dir theilte! Erkenne  
daher in mir deine getreue, liebevolle Gemahlin,  
mit der du, wiewohl nur wenige Jahre, in der  
glücklichsten Ehe gelebt, und ihr ungähliche Weise  
der zärtlichsten Liebe gegeben hast. Denn Das  
würde ich ewig nicht glauben, daß du, den Gott  
jezt mehr, als je erhöhte, und mit Glanz und  
Ruhm verherrlichte, mich, die Er zu dem dunklen,  
verachteten Stande einer Sflavin erniedrigte, beß-  
halb verschmähen und verstoßen könntest! Nein,  
nein, das kannst du nicht, liebster Gemahl, bester  
Eustachius! Ach mein Herz war immer bei dir, so  
lange wir auch getrennt waren. Ich kann die  
Freude, dich nach so langer Trennung wieder von  
Angesicht zu sehen, nicht aussprechen! Und gewiß  
muß dieser selige Augenblick, da Gott uns nach  
so vielen Prüfungen wunderbar wieder zusammen  
führt, auch für dich ein Augenblick des Himmels  
seyn!"

Eustachius hatte seine Gemahlin, während sie sprach, aufmerksam betrachtet. Obwohl sie in diesen erschütternden Augenblicken einer Ohnmacht nahe und ihr Angesicht blaß war wie eine Leiche, und ihre Sklaventracht sie noch mehr entstellte; so wurden dennoch ihre wohlbekannten Züge ihm nach und nach immer deutlicher und der gewohnte Klang ihrer lieblichen Stimme drang an sein Herz. Er erkannte sie. Eine eigene, wunderbare Empfindung durchschauerte ihn, als er seine geliebte Theopista, die er seit bald sechzehn Jahren für todt gehalten, jetzt lebend vor sich stehen sah. Das höchste Erstaunen, unnennbares Entzücken, und das innigste Mitleid erfüllten zugleich seine ganze Seele.

„Theopista,“ rief er fast außer sich, „ja du bist es — du bist meine theure, meine innigst geliebte Gemahlin, deren Verlust mir bis diese Stunde unvergeßlich und unerseßlich geblieben! Ach, in was für bedauernswerthe Umstände bist du gerathen! Doch, Gott, der Allmächtige, sey gelobt und gepriesen, daß Er dich mir wieder geschenkt hat! Aller Glanz und Ruhm, um den mich viele Tausende beneiden, ist nichts, gar nichts gegen die Seligkeit, dich wieder in meine Arme zu schließen.“

Er schloß sie in seine Arme, und benezte ihr Angesicht mit heißen Thränen. Auch sie weinte die seligsten Thränen. Beide vergaßen aller ihrer

bisshenigen Leiden. Nichts übertraf ihre Seligkeit, als der Dank und die Anbetung, womit sie, während sie sich umarmten, von Zeit zu Zeit zu dem Himmel aufblickten.

---

## Vierzehntes Kapitel.

### Die Söhne.

Eustachius fühlte sich unaussprechlich glücklich, seine innigst geliebte Gemahlin wieder gefunden zu haben. Allein bald trübte der Gedanke an seine Söhne dieses sein Glück. Es fiel ihm wie ein Felsenstück auf das Herz, Theopista werde jetzt nach ihren Söhnen fragen, und er könne ihr die Wahrheit nicht verhehlen, daß Beide ihm von wilden Thieren geraubt worden. „Ach, die gute Mutter!“ dachte er; „wie bald wird ihr die Freude, den Vater wieder gefunden zu haben, in Jammer über den Tod ihrer Kinder verwandelt werden!“ Indem er dieses dachte, sprach Theopista: „Nun, liebster Gemahl, laß uns die Freude des Wiedersehens auch mit unsern geliebten Söhnen theilen! O wie verlangt mein mütterliches Herz, sie nach so langer Trennung wieder in meine Arme zu schließen!“ Eustachius sprach tief betrübt: „Liebste Theopista, holde Mutter liebenswürdiger Kinder,

laß uns die unerforschlichen, aber immer weisen und liebevollen Rathschlüsse Gottes im Staube anbeten! Unsere Söhne wurden als zarte Knaben der Raub wilder Thiere. Sie sehen das Licht dieser Sonne nicht mehr, sie wandeln nicht mehr unter den Lebenden!"

Allein Theopista rief hocherfreut: „Nein, nein, liebster Gemahl, du irrst! Deine beiden Söhne leben! Gott hat sie unverletzt aus dem Rachen der wilden Thiere errettet! In diesem Augenblicke will ich sie dir lebend vor Augen stellen! Sie sind deine würdigen Streitgenossen! Ja ohne ihren Muth, ihre Liebe zu dir, hättest du vielleicht nicht gesiegt, und dieses Land wäre vielleicht eine Beute feindlicher Völker geworden!" „Theopista, was wandelst dich an?" sprach Eustachius. „Du erscheinst mir in diesem Augenblicke als eine begeisterte Prophetin." Sie aber eilte hinaus auf den Vorfaal, sagte den zwei jungen Kriegern: „Kommt mit mir, der Feldherr begehrt eurer!" — nahm mit ihrer Rechten den Einen, mit ihrer Linken den Andern bei der Hand, führte sie in den Saal, und sprach mit hoher Freude: „Feldherr! sieh da in diesen jungen Helden deine beiden Söhne! Dieser da mit den dunkeln Locken ist dein Agapius, den dir der Löwe — und dieser hier mit den gelben Haaren dein Theopistus, den dir der Wolf geraubt hat. Allein was vermögen reißende Thiere gegen diejenigen, die Gott

schützt? Gott hat sie errettet; Gott hat sie dir wieder zugeführt; unter Gottes Leitung halfen sie dir streiten. Ohne dich, ohne sich einander zu erkennen, halfen sie dir mit vereinten Kräften deinen ruhmvollen Sieg erkämpfen. Erst in dieser Stunde erkannten sie sich vor meinen Augen als Brüder; erkenne nun auch du, glücklicher Vater, in ihnen, die du, ohne sie zu kennen, vor Tausenden ausgezeichnet hast, deine würdigen Söhne!"

Eustachius rief voll des höchsten Erstaunens: „Wie, diese heldenmüthigen Jünglinge, unter die ich heute meinen Lorbeerkranz vertheilte, sollten meine Söhne seyn? Jene zarten Knaben, die ich mit Entsetzen in dem Rachen wilder Thiere erblickte, sollten mir gleichsam von dem Tode wieder zurück gegeben seyn? O Du guter barmherziger Gott, diese Seligkeit wäre zu groß; noch kann ich es nicht glauben.“

Mein Theopista sprach: „Glaube mir, edler Vater, sie sind deine Söhne. Ich bin meiner Sache gewiß; es ist mir so klar wie die Sonne. Doch wozu bedürfte es vieler Worte? Sieh diese Jünglinge nur einmal recht an! Sieh da deinen Agapius, blicke ihm in die Augen, betrachte seine Stirne, seinen Mund, und sag selbst, ist er nicht dein güttrues Ebenbild und wie von dir abgezeichnet? Sieh da deinen Theopistus, diese blauen Augen, diese blonden Locken — gleicht er nicht seiner



Mutter, da sie noch in der Blüthe ihrer Jugend prangte? Zweifle also nicht mehr, und umarme sie als deine Söhne!"

Der hocherfreute Vater hatte keinen Zweifel mehr — schloß bald Agapius, bald Theopistus in seine Arme, und reichliche Thränen flossen über seine Wangen. Er genoß der größten Seligkeit edler Eltern — der Seligkeit, zu sehen, daß ihre Kinder sich ihrer würdig betragen. Aber auch die Söhne waren vor Freude außer sich, in dem hochverehrten Feldherrn, dem geliebten aber auch gefürchteten Gebieter, dessen Blick Ehrfurcht forderte und Gehorsam gebot, einen liebenden Vater zu finden, dessen Vaterherz sich in reichliche Thränen ergoß.

Theopista, die edle Gattin und Mutter, stand seitwärts und erfreute sich der Seligkeit ihres Vaters und ihrer Söhne. So sehr ihr Herz brannte, ihre Kinder zu umarmen, so wollte sie die entzückten Söhne den väterlichen Umarmungen noch nicht entziehen. Sie konnte sich an dem himmlischen Anblicke nicht satt sehen. Freudenthränen flossen über ihre blassen Wangen; sie fühlte sich die seligste Gattin und Mutter.

Ihre beiden Söhne ahneten aber gar nicht, daß ihre geliebte Mutter, über deren Verlust sie einst als Kinder so heiße Thränen vergossen und je älter sie wurden, sich immer mehr nach ihr

gesehnt hatten, ihnen so nahe sey. Am allerwenigsten dachten sie daran, die bleiche Sklavin mit rothgeweinten Augen, der sie aus Mitleid bei dem Feldherrn Gehör verschafft hatten, sey ihre Mutter. Sie hatten in ihrer gegenwärtigen Freude dieser Sklavin ganz vergessen, und achteten so wenig auf sie, als wäre sie gar nicht zugegen.

Allein dem edlen Vater war dies höchst auffallend; denn er zweifelte nicht im geringsten, die Mutter habe sich ihren zwei Söhnen schon zuvor, ehe sie ihm dieselben vorführte, zu erkennen gegeben. Er sprach daher mit sichtbarer Betrübniß und großem Ernste: „Nun, meine Söhne! Habt ihr nur Thränen und Umarmungen für euren Vater? Sagt euer Herz euch nicht, daß ihr noch eine andere süße Pflicht zu erfüllen habt? — Wie? ihr nennt eure Mutter nicht einmal? Habt ihr kein Gefühl mehr für sie, und soll sie von aller Theilnahme an unsrer Freude ausgeschlossen bleiben? — Ihr seht mich befremdet und verlegen an! — Nun, ihr werdet euch doch noch eurer Mutter erinnern, wie hold und anmuthsvoll sie war, und wie sie in den Tagen eurer glücklichen Kindheit euch so lieb hatte! Du Theopistus, weißt du nicht mehr, wie sie dich damals, als du auf unsrer Auswanderung erlegen warst, so zärtlich auf ihren Armen trug? Und du, Agapins, hast auch du es vergessen, wie ihr beide auf dem Schiffe

krank geworden, und wie sie euch da so liebevoll gepflegt, und Nächte hindurch bei euch wachte? Wenigstens muß euch unser Jammer, als sie uns von jenem Mohren genommen wurde, noch im frischen Andenken seyn! — Ach es ging ihr indessen sehr hart! Sie wurde in die Sklaverei fortgeschleppt, in der sie noch schmachtet! Sie ist nun wohl sehr arm, unglücklich und verachtet! Allein sagt, wäre es möglich, daß ihr deshalb euch ihrer schämen könntet? — O dann wäre es mir lieber, ich hätte euch mit keinem Auge mehr gesehen!"

"Liebster Vater!" rief jetzt Agapius, und griff an sein Schwert, „sag' uns doch nur, wo ist der Bösewicht, jener abscheuliche Mohr, der meiner geliebten Mutter so vieles Leid zufügen konnte? An diesem Schwerte will ich sein Blut herab tröpfeln sehen! Seine ganze Rotte will ich in Stücke zerhauen, um die Mutter zu befreien!"

Theopistus sprach: „Lieber Vater, da du weißt, daß die Mutter eine Sklavin ist, warum hast du sie denn nicht schon längst befreit? O sag uns doch geschwind, wo wir sie auffinden können? Wo, wo ist sie? Den letzten Tropfen meines Herzblutes will ich daran setzen, die Mutter von Elend und Unterdrückung zu erretten!"

Eustachius sagte: „Wie, ihr kennet sie nicht einmal? Das begreife ich nicht, wie das möglich ist. Doch — ohne sie zu kennen, habt ihr sie

schon gesehen. Seht da, diese ist es! Sie, die euch als meine Söhne mir vorführte, stelle ich nun euch als eure Mutter vor."

Beide Söhne empfanden das innigste Mitleid, ihre geliebte Mutter als Sklavin zu erblicken. Wie es vorhin die Freude der entzückten Söhne sehr erhöhte, gerade in dem bewunderten Feldherrn, den sie unter allen Menschen auf Erden am höchsten verehrten, ihren Vater zu erkennen; so ward jetzt die Freude, ihre Mutter wieder zu finden, durch den Anblick ihrer Armuth und Niedrigkeit ganz unaussprechlich rührend. Freude, Schmerz und Wehmuth durchdrangen ihre Herzen so mächtig, daß beide Jünglinge in heiße Thränen ausbrachen. Die entzückte Mutter aber stand da, wie verklärt von Freude. Der unbeschreibliche Ausdruck von mütterlicher Zärtlichkeit in ihrem milden Angesicht und in ihren thränenvollen Augen hatte etwas Himmlisches. Beiden Söhnen war es nicht anders, als erblickten sie einen seligen Geist, einen Engel des Himmels. „Mutter! Liebste Mutter!“ riefen beide mit Einem Munde, und fielen ihr beide um den Hals. Mutter und Söhne konnten ihre Freude nicht mit Worten, sondern nur mit Thränen und frommen Blicken zum Himmel ausdrücken. Der Vater aber sprach im Uebermaaß seiner Freude: „Ich möchte laut ausrufen, daß es die ganze Welt vernähme: O ihr Alle, die ihr Gott fürchtet, kom-

met, sehet und höret, was für große Dinge Er an mir, meinem lieben Weibe und meinen lieben Kindern gethan hat."

---

## Fünfzehntes Kapitel.

### Der junge Bauer.

Eustachius sprach über eine Weile: „Die Empfindung wird uns zu mächtig! Auch die Freude ist angreifend, ja oft noch angreifender, als der Schmerz. Ich fühle mich ganz beklommen. Kommt, und laßt uns ein wenig frische Luft schöpfen!“ Er öffnete die zwei Thürflügel einer hohen Pforte, und ging mit seiner Gemahlin und seinen Söhnen hinaus auf einen Altan, von dem man über die unten liegenden Gärten der Stadt hin die herrlichste Aussicht auf eine reiche Landschaft hatte. Sie blieben an dem marmornen Geländer einige Zeit stillschweigend stehen. Es war ein schöner, heiterer Abend. Kühle Lüftchen säuselten durch die nahen Pappelbäume. Die Wolken, die benachbarten Dörfer, und die ferneren Wälder und Berge waren von den letzten Strahlen der Sonne geröthet. Eustachius zeigte auf die untergehende Sonne und sagte: „O wie groß ist Gott in Seinen Werken! Allein so groß

und herrlich Er in Seiner Schöpfung ist, so freundlich und gütig zeigt Er sich auch in der Führung der Menschen. Er, Der uns nach diesem glühend-heißen Tage diesen fühlen, erquickenden Abend gibt, schenkte uns auch nach mancher heißen Trübsal wieder Freude und Erquickung. Darum danket dem Herrn, denn Er ist freundlich und Seine Güte währet ewig."

Hierauf setzte sich Eustachius mit seiner Gemahlin auf die marmorne Bank des Altars; die beiden Söhne setzten sich zu beiden Seiten der Eltern, und Eustachius sprach: „Ich weiß nun wohl, liebste Gemahlin, daß jene Schiffsknechte, die dich fälschlich für todt ausgaben, dich in die Sklaverei verkauft haben; eben so weiß ich, daß ihr, meine geliebten Söhne, aus dem Rachen der wilden Thiere errettet worden. Allein wie dieses zuging, und was in der langen Reihe von Jahren, seit wir uns das letzte Mal gesehen, euch alles begegnete, davon weiß ich noch nicht das Geringste. Erzählt mir das Wichtigste davon; denn gewiß werde ich neue Ursache finden, Gott zu loben und zu preisen."

Theopista sagte: „Ihr, meine geliebtesten Söhne, erzählt mir und eurem Vater zuerst, was euch alles begegnete, seit jener grausame Schiffer mich euch, und der Löwe und der Wolf euch eurem Vater entrißen hat. Ich brenne vor

Begierde, die Geschichte meiner lieben Kinder zu vernehmen."

Agapius erzählte seine Geschichte zuerst. „Wie jener Löwe," fing er an, „mich dort am Flusse ergriffen, und mit mir in den Wald entflohen, das hat mein Vater mit Augen gesehen, und meine Mutter hat es bereits aus meinem Munde gehört. Wie es mir in dem Rachen des Löwen zu Muth war, weiß ich nicht mehr, und wußte es wohl damals selbst nicht. Als ich wieder zur vollen Besinnung gekommen war, erblickte ich mehrere brennende Kerzen. Ich lag in einer ländlichen Stube auf einem Bette, und mehrere Männer, Weiber und Kinder, so viel deren die Stube fassen konnte, standen um mich her. Alle bezeugten mir das größte Mitleid, und dankten Gott, durch Dessen Beistand ich aus einer so schauerlichen Gefahr errettet worden. Sie sahen an meinen Kleidern, daß ich aus einem entfernten Lande, und das Kind vornehmer Eltern seyn müsse. Sie fragten mich daher sehr neugierig, wie ich in diesen dichten, unwegsamen Wald voll wilder, reißender Thiere gerathen sey. Es währte einige Zeit, bis ich ihre Fragen gehörig beantworten konnte. Alle bedauerten meinen Vater und meinen kleinen Bruder von Herzen, und die Männer beschloßen, sie aufzusuchen. Allein nunmehr war es bereits Nacht und zu spät, sich durch den wildverwachsenen Bergwald

zu finden. Sobald indessen die Tageshelle sich zeigte, machten sie sich auf den Weg. Sie kamen an das Ufer jenes Flusses, und fanden unter dem Baume, wo wir unsre letzte Mahlzeit gehalten, noch die Schalen von den Eiern; allein von dem Vater und meinem kleinen Bruder fanden sie keine Spur mehr. Traurig kamen sie zurück, und sagten: „Die wilden Thiere haben den wehrlosen Mann und das arme Kind gewiß zerrissen. Wenn wir uns dort so lange hätten aufhalten wollen, so hätten wir wahrscheinlich noch einige ihrer Gebeine gefunden. Denn dort an jenem Flusse ist es sehr gefährlich; die Thiere der Wildniß kommen weit her, dort ihren Durst zu löschen.“

„Wie es zugegangen, daß ich noch glücklich aus dem Rachen des Löwen errettet wurde, haben mir die Männer öfter ausführlich erzählt, und auch das, was ich ihnen damals sagen konnte, mir öfter wiederholt. Die Begebenheit ist kurz diese. Die Männer hatten in dem Walde Holz gefällt, und waren eben auf dem Wege nach Hause. Da kam der Löwe, der mich als ein zartes Knäblein im Rachen trug, in wilder Eile hinter einem Felsen hervor. Die tapfern Männer drangen augenblicklich mit geschwungenen Aerten auf ihn ein. Einer aus ihnen versetzte dem Löwen mit der Art einen mächtigen Streich. Der Löwe ließ mich augenblicklich fallen, wandte sich gegen den Mann,



und wollte in seinem Grimme ihn zerreißen. Allein die übrigen Männer standen ihrem bedrohten Gefährten bei. Es erhob sich ein schrecklicher Kampf. Der Löwe bekam manchen starken Hieb, und sein Blut quoll aus mehreren Wunden hervor; endlich nahm er unter kläglichem Gebrülle die Flucht. Die Männer hoben mich nun von der Erde auf. Von der schrecklichen Todesangst, die ich im Rachen des Löwen gefühlt hatte, war ich ohnmächtig; allein zu ihrer großen Freude unverfehrt. Sie waren sehr erstaunt, daß der Löwe mich nicht getödtet, ja nicht einmal verwundet habe. Einige meinten, das komme daher, weil der Löwe, von meinem Vater verfolgt, keine Zeit gefunden, mich zu verzehren, sondern, im schnellen Laufe über Büsche und Felsen wegsetzend, gerade noch vor dem entscheidenden Augenblicke ihnen in die Hände gefallen. Andere behaupteten, das furchtbare Thier habe, nach Art solcher Raubthiere, mich seinen Jungen lebend vorwerfen wollen, und sich daher sorgsam in Acht genommen, mich zu verletzen. Alle aber stimmten darin überein, Gott habe mich ganz besonders bewahrt, und ich könne Ihm deßhalb in meinem Leben nicht genug danken.

„Es entstand nun ein edler Wettstreit unter ihnen, wer aus ihnen die Freude haben sollte, mich in seinem Hause zu verpflegen und zu erziehen. Allein derjenige, der dem Löwen den ersten

Streich versetzt hatte, ließ sich diese Freude nicht nehmen. Er nahm mich voll des herzlichsten Mitleids auf seinen Arm, trug mich in sein Haus, und legte mich auf ein Bett, wo ich mich aus meiner Ohnmacht nach und nach wieder erholte, wie ich gleich Anfangs erzählt habe."

"Die tapfern, kühnen Holzhauer waren Bauern aus einem kleinen Dorfe, das jenseits der waldbigen Felsenhöhen, die es von dem Meere scheiden, in einem tiefen Thale liegt. Alle Bewohner dieses Dorfes waren Christen. Schon vor mehreren Jahren, zur Zeit der Verfolgung, die sich nie bis in dieses abgelegene Thal erstreckte, hatten sich christliche Priester dahin geflüchtet, und den Bewohnern das Evangelium verkündet. Die redlichen Landleute hatten es mit Freuden angenommen, und machen nun eine tadellose christliche Gemeinde aus. Alle sind nur darauf bedacht, sich als gute Kinder des Einen Vaters im Himmel zu betragen; alle lieben einander wie Brüder und Schwestern. Da ist nur Friede und Eintracht. Sie entzweien sich nie über zeitliche Güter; sie theilen Alles, was sie haben, willig mit einander. Sie arbeiten alle sehr fleißig, und suchen durch Arbeit so viel zu erwerben, daß sie davon alte und gebrechliche Leute reichlich unterstützen können. Die christliche Liebe, dieses schöne Kennzeichen wahrer Christen, macht dort den Leidenden das Leiden nicht nur leicht, son-

bern durch die unzähligen Beweise der herzlichsten Theilnahme sogar zur Quelle süßer Freuden."

"Für den Unterricht der Kinder ist aufs beste gesorgt. Ein christlicher Priester, ein frommer, heiliger Greis, der sich jenes Thale zu seinem Aufenthalte wählte, und sein Leben unter jenen guten Menschen zu beschließen gedent, machte sich eine wahre Herzensangelegenheit daraus, ihre Kinder im Wichtigsten, was ein Mensch wissen muß, in unsrer heiligen Religion zu unterrichten. Diesen Unterricht ertheilte er auch mir, und da er ehemals in der Welt ein sehr angesehener Mann war, und dafür hielt, ich sey nicht bestimmt, mein ganzes Leben in diesem Thale zuzubringen, so theilte er mir auch von seinen übrigen Kenntnissen und Erfahrungen so viel mit, als er für mich zuträglich hielt. Er war mit großem Ernste darauf bedacht, mich zuerst zu einem wahren Christen, und dann auch zu einem brauchbaren Manne für die Welt zu bilden."

"Uebrigens mußte ich, so wie ich heranwuchs, Morgens, bevor die Sonne aufging, in den Acker fahren, oder auf der Wiese mähen, und alle, auch die schwersten ländlichen Arbeiten, die mir aber sehr leicht von der Hand gingen, verrichten. Dies härtete mich ab, und machte mich stark und kräftig. Auch fehlte es nicht an Gelegenheit, Muth und Tapferkeit zu üben. Wir lebten mit den

Thieren der Wildniß, denen unser Thal gleichsam abgewonnen war, in einem beständigen Kriege, und da galt es keine geringe Kühnheit und Gewandtheit, die Kühe auf der Weide und oft den Stier am Pfluge gegen ein grimmiges Raubthier zu vertheidigen. So trug meine ganze Erziehung und Lebensweise dazu bei, daß mir eine gesunde Seele in einem gesunden Leibe wurde. Ich brachte in jenem Dorfe, das mit seinen niedrigen Strohhütten Manchem sehr elend und armselig vorkommen möchte, die Jahre meiner Kindheit und Jugend so vergnügt, so glücklich zu, als wohl nie ein Jüngling, der in einem Pallaste erzogen wurde.“

„Ich hätte auch nie daran gedacht, meinen seligen Aufenthalt, jenes zweite Paradies, zu verlassen. Allein da kam plötzlich ein Befehl des Kaisers, einen der Jünglinge als Soldaten in das Feld zu stellen. Denn weil das Vaterland in Gefahr war, und die Noth an den Mann ging, so wurde auch an den entferntesten Gränzen des Reiches, was sonst selten geschah, junge Mannschaft ausgehoben. Alle Bewohner des Dorfes waren höchst bestürzt; denn Krieg und Blutvergießen war diesen friedlichen Menschen ein schrecklicher Gedanke. Indesß war die Sache nicht abzuwenden. Der Römische Krieger, der die Aushebung in diesem Dorfe besorgte, stand da, rüttelte die Loose in seinem Helme und befahl zu ziehen. Väter und

Mütter, Schwestern und Bräute standen blaß und zitternd umher. Da regte sich auf einmal ein wunderbarer Muth, den mir Gott gab, in meinem Herzen. Ich brannte vor Begierde, für mein Vaterland zu fechten; ich dachte daran, daß mein Vater auch ein Kriegermann, und doch ein guter Mann und Christ, gleich dem Hauptmanne von Rapparnaum und dem Hauptmanne Kornelius war; ich freute mich hoch, daß ich den guten Leuten, die mich einst dem wilden Thiere entriffen und mir so viel Gutes erwiesen, nun auch einen kleinen Dienst erweisen konnte. Ich trat vor den Krieger und sprach: „Das Loos soll nicht entscheiden; ich gehe freiwillig mit dir.“ Der Krieger sah mich an, klopfte mir auf die Schulter, und sprach erfreut: „Das ist brav! Dein Muth, auch deine Größe und deine ganze Gestalt gefallen mir. Mache dich also sogleich reisefertig, und komm mit mir.“ Unter dem Segen des frommen Priesters und den Thränen und Segenswünschen der ganzen Gemeinde zog ich mit dem Krieger fort.“

„Was diese einfältigen Landleute, unter denen ich bisher gelebt hatte, für vortreffliche Menschen sind, und wie selig die Menschen seyn könnten, wenn sie Alle wahre Christen seyn wollten, das sah ich erst recht ein, als ich aus jenem glücklichen Thale herauskam in die weite Welt. O welch einen Unterschied fand ich da! Dort in jenen fried-

lichen Hütten sind die Laster, die in der Welt täglich vorkommen, etwas ganz Unerhörtes. Die redlichen Seelen wissen gar nichts von List und Betrug. Man hat nicht nöthig, die Hausthüren mit Schloß und Riegeln zu verwahren; Jedermann ist sicher vor Diebstahl. Nie sah ich dort einen Betrunknen; nie hörte ich ein Fluchwort, eine Lästerung, oder nur die geringste unanständige Rede. Die Jünglinge sind bescheiden und ehrerbietig gegen das Alter, und von reinen, untadeligen Sitten; die Jungfrauen liebliche Bilder der Unschuld, der Sanftmuth und Demuth. Man weiß dort gar nicht, wie böß und lasterhaft die übrige Welt sey. Ich wußte es auch nicht; und da ich nun unter andere Menschen kam, erschien mir das Laster als etwas, das der menschlichen Natur ganz und gar entgegen ist, und sie entstellt. Ich konnte Sünde und Laster für nichts anders ansehen, als für eine abscheuliche Krankheit der Seele, die, nachdem sie auch den Leib siech und krank und früher dem Tode reif gemacht, der Seele endlich den ewigen Tod bringt."

„Besonders bemerkte ich auf meinem weiten Zuge hieher oft mit Schmerzen, wie fehlerhaft die Erziehung der Kinder bestellt sey. Ich kam in manches reiche Haus und sah da, wie Eltern und Gefinde gleichsam wetteiferten, die Kinder zu verderben. Man schmeichelte den erwachenden Leiden-

schaften der armen Kleinen; Jedermann im Hause mußte ihrem thörichten Eigensinne zu Gebot stehen; die Kinder durften bei Gastmahlen und Tänzen der Erwachsenen zugegen seyn, wo sie Manches sahen und hörten, das ihnen nicht gut war. Ich zweifle zwar nicht, daß unsre geliebten Eltern mir und meinem Bruder eine bessere Erziehung gegeben hätten. Allein wenn ich jene verzärtelten Kinder ansah, so dachte ich gar oft, es wäre in der That gut, wenn ein solches armes Kind reicher Eltern von einem Löwen oder Wolfe so unverseht wie ich, unter arme Landleute versetzt, und da auf dem Lande, der Natur gemäßer erzogen, und, um an Seele und Leib gesund zu bleiben, an das Beten und Arbeiten gewöhnt würde."

„Wie es mir nun weiter ergangen, ist meinem lieben Vater und meinem lieben Bruder bekannt; jedoch muß ich noch Einiges erwähnen, was unsrer geliebten Mutter noch unbekannt ist. Als ich unter einer großen Anzahl junger Mannschaft bei dem Kriegsheere angekommen war, kam der Feldherr herbei, uns zu mustern, und wählte mich sogleich zu einem seiner Satelliten aus. Ach, wie hätte ich damals denken können, der Feldherr sey mein Vater! Ich wußte zwar wohl, der Feldherr heiße Mazidus. Allein, daß dies der Name meines Vaters sey, wußte ich nicht; ich erinnerte mich aus meiner Kindheit bloß, daß unsere Mutter den

Vater nur immer lieber Eustachius nannte. In den täglichen kleinen Gefechten, die vor der großen, entscheidenden Schlacht vorfielen, war ich immer sehr glücklich, und wurde, da einst der Hauptmann unsrer Schaar von einem Pfeile durchbohrt worden, von dem Feldherrn zum Hauptmanne ernannt. Mein Bruder war mit einem andern Zuge neuausgehobener Mannschaft angekommen. Auch er wurde von dem Feldherrn zu einem Satelliten außerkoren, aber einer andern Schaar zugetheilt; auch er schwang sich, wie ich, sehr bald zum Hauptmanne empor. Als Hauptleute lernten wir uns bald von Angesicht kennen; aber wie hätte uns einfallen können, wir seyen leibliche Brüder! Wir sprachen uns auch öfter, aber bloß im Dienste, und über Kriegsangelegenheiten. Erst an dem heutigen ruhigen Tage, nach erkämpftem Frieden, ward mir die Veranlassung, die Geschichte meiner Kindheit zu erzählen, und so, ohne es selbst zu wissen, das Geheimniß zu offenbaren, daß wir Brüder seyen."

„Weise und wunderbar hat Gottes heilige Vorsehung unser Aller Wiederfinden und Wiedererkennen herbeigeführt. O welche Freude war es für uns Jünglinge, die wir uns längst kannten und schätzten, uns nun als Brüder zu erkennen; welches Entzücken, in dem siegreichen Feldherrn, der heute seine Lorbeeren mit uns getheilt hatte, einen liebevollen Vater zu erblicken; welche Seligkeit, als



der eben erkannte Vater uns der von uns noch unerkannten liebenden Mutter zuführte! Wir können in Wahrheit sagen: „Das ist ein Tag, den uns der Herr bereitet hat; laßt uns ihn feiern mit Freude und Jubelgesang!“

---

## Sechzehntes Kapitel.

### Der junge Hirt.

„Meine Geschichte,“ sprach hierauf Theopistus, „ist der Geschichte meines Bruders sehr ähnlich; ich kann also etwas kürzer seyn.“

„Wie der Wolf mich fort trug, hat der Vater noch gesehen. Zwei wackere Männer jagten mich dem Thiere ab. Sie waren zwei Hirten, die in dem waldigen Gebirge einen Widder suchten, der sich von der Heerde verirrt hatte. Da hörten sie plötzlich das Geschrei eines Kindes. Sie sprangen hin, und erblickten den Wolf, der scheu und flüchtig, wie ein Räuber, mit mir zu entrinnen suchte. Sie hatten einen großen zottigen Hund bei sich, der an Muth und Stärke einem Wolfe wenig nachgab. Der Hund stürzte, von den Männern angeheßt, sogleich wüthend auf den Wolf zu, und packte ihn im Genicke. Der Wolf ließ mich los, und

wehrte sich seiner Haut. Die Männer kamen mit Spießen bewaffnet nach, und erlegten den Wolf. Hierauf sahen sie sich nach mir um. Der Wolf hatte mich nur bei meinem Kleide gepackt und fortgeschleppt, und mich deshalb nicht verletzt. Als sie daher an mir weder Blut noch Wunden fanden, waren sie sehr erfreut, und dankten Gott."

"Einer der zwei Hirten nahm mich auf den Arm, und trug mich mit sich fort in sein Haus. Er fragte mich zu Hause, als ich mich von dem Schrecken erholt hatte, und wieder reden konnte, wie ich in den Wald gekommen sey. Ich erzählte ihm, wie es uns ergangen, und wie ein Löwe meinen Bruder, so wie der Wolf mich, unserm Vater geraubt habe, und wie der gute Vater dort am Flusse einsam zurück geblieben sey! Allein der Hirt hielt es für überflüssig, den Vater aufzusuchen." „Ach," sprach er, „dein Vater wurde gewiß, gleich deinem Bruder, von einem Löwen, von Wölfen oder andern Raubthieren aufgefressen. Jene Gegend am Flusse ist so zu sagen ihr Sammelplatz, und ein Mann ohne andere Waffen, als einen Baumast, kann sich ihrer unmöglich erwehren."

"Der Hirt, der mich zu sich genommen hatte, und mir die Geschichte meiner Errettung in der Folge wohl hundertmal erzählte, war ein Christ, und ein sehr frommer, rechtschaffener Mann; seine Hausfrau war eine eben so fromme, redliche Seele.

Beide hatten großes Mitleid mit mir, und als ich ihnen meinen Namen Theopistus, an Gott gläubig oder Gott getreu, nannte, hatten sie eine große Freude, weil sie daraus erkannten, daß ich ein Christenkind sey. Sie beschloßen einmüthig, mich mit ihrem kleinen Sohne, der von meinem Alter war, zu erziehen, und sie waren immer so liebevoll und freundlich gegen mich, wie gegen ihr eigenes Kind.“

„Es wohnten mehrere Hirten zerstreut im Gebirge umher, die zusammen eine christliche Gemeinde ausmachten. Auch hieher waren zur Zeit der Verfolgung einige christliche Lehrer gekommen, und einer derselben war hier geblieben, um dieser christlichen Gemeinde als Priester vorzustehen. Er unterrichtete uns Kinder mit unbeschreiblicher Liebe und Treue in der christlichen Religion, und lehrte uns auch sonst noch Manches, was gut und nützlich war. Meine Erziehung war also in der Hauptsache so, wie die meines Bruders Agapius beschaffen, und ich will mich nicht damit aufhalten, sie ausführlich zu beschreiben.“

„Der Hirt, der mich mit seinem Sohne erzog, hatte eine sehr zahlreiche Schafheerde. Als wir zwei Knaben nun heranwuchsen, mußten wir mit ihm die Schafe hüten; als wir aber erwachsen, und stark und gewandt genug waren, die Heerde gegen wilde Thiere zu vertheidigen, blieb er Alters

halber manchen Tag zu Hause, und überließ die Aufsicht über die Heerde und zwei Jünglingen. Eines Tages trieben wir nun unsre Schafe weit hinein in das Gebirg. Wir zündeten auf den Abend ein lustiges Feuer an, theils um unser Abendessen zu bereiten, theils um die wilden Thiere, die das Feuer scheuen, von der Heerde abzuhalten. Wie wir nun unter vertraulichen Gesprächen bei dem Feuer so da saßen, und es bereits sehr dunkel war, sprang der große Hund, der zu unsern Füßen lag, plötzlich auf, und fing an heftig zu bellen. Es war noch der nämliche Hund, der einst den Wolf so tapfer gepackt hatte. Er war nunmehr sehr alt; allein wegen seiner Treue genoß er noch das Gnadenbrod. Auch die übrigen Hunde wurden wach, und erhoben ein lautes Gebell. Wir vermutheten die Annäherung eines Wolfes, standen auf und griffen nach unsern Speissen; allein zu unserm Erstaunen sahen wir im Glanze unsers Hirtenfeuers einen bewaffneten Krieger auf uns zuschreiten. Das war eine seltene Erscheinung in diesen friedlichen Bergen. Mein Pflegevater kam mit dem Kriegermanne, und sah sehr bestürzt und traurig aus. Wir zwei Jünglinge konnten uns gar nicht vorstellen, was das zu bedeuten habe; wir wurden es aber sogleich inne."

"Auch unsre Gemeinde mußte einen Mann ins Feld stellen. Der Kriegermann hatte bereits diesen

Nachmittag die streitbaren Jünglinge nebst ihren Vätern, unter der großen Eiche, unter der die Gemeinde gewöhnlich zusammen kam, versammelt, und befohlen, das Loos zu ziehen. Der alte Hirt hatte für seinen Sohn ziehen müssen, weil der Kriegsmann sehr eilig war, und es für zu weitläufig hielt, den Sohn erst herbei zu rufen. Das Loos hatte den Sohn getroffen, und der Krieger kam nun, ihn sogleich mit sich fort zu nehmen."

„Der gute Jüngling ward, als er das hörte, todtentbleich, und dem alten Vater standen die Thränen in den Augen. Allein ich sprach zu dem Krieger: „Nimm diesen nicht, nimm mich! Ich habe mehr Lust, Soldat zu seyn, als dieser hier. Als ich deinen Helm und deine Lanzenspitze, im Glanze unsers Feuers da, blinken sah, lachte mir das Herz. Mein Vater war auch Soldat, und hatte auch Helm und Lanze zu Hause. Ich gehe sogleich statt meines jungen Freundes hier mit dir!“ Das gefiel dem Soldaten sehr. „Aha,“ sagte er lachend; „Art läßt nicht von Art. Man sänge dem jungen Löwen vor, er wird doch brüllen. Komm also sogleich mit mir. Du, muthiger Bursche, bist mir lieber, als der bleiche, zitternde Junge da.“

„Mein Pflegevater und sein Sohn brachen in Thränen aus, und priesen meine Großmuth. „Das ist eine edle That,“ sprach der alte Hirt, „daß du für einen Andern in den Krieg ziehen willst.“ Ich

aber sprach: „Es ist nicht mehr, als meine Schuldigkeit, daß ich für ihn gehe; ich bin dir für das, was du an mir gethan hast, noch viel größern Dank schuldig. Denn du hast mir das Leben gerettet, und mich erzogen. Wenn ich auch im Felde umkomme, und so für deinen Sohn, der mir ein zweiter Bruder ist, das Leben gebe, so sey das der Dank für das gute Werk, das du an mir gethan hast. Auch geziemt es sich ja für Christen, daß einer für den andern das Leben gebe, so wie Christus Sein Leben für uns alle gegeben hat.“

„Der alte Mann sagte weinend: „Nun, so zieh' denn hin, mein Sohn! Gott hat dir diesen Muth in dein Herz gelegt. Werde, wie einst David, den Gott auch von der Schafheerde hinweg ins Feld rief, ein Kriegerheld, und bleibe dabei ein frommer, gottesfürchtiger Mann, wie David. Vielleicht ist es dein Glück, daß du jetzt den Hirtenstab mit dem Spieße vertauschest; ja mir geht es vor, dein edelmüthiger Entschluß werde dir zum Segen gereichen, und Gott werde dir deine edle Handlung belohnen. Er wolle dein Schild seyn, und dich aus allen Gefahren, denen du jetzt entgegen gehst, erretten.“ Er segnete mich, und ich ging mit dem Krieger.“

„Der wackere Hirt hatte auch vollkommen Recht, und sein Wort traf zu. Mein Entschluß, anstatt meines jugendlichen Freundes in das Feld zu zie-

hen, war mein größtes Glück; so wie auch meinem Bruder sein Entschluß, für Andere in das Feld zu ziehen, zum Segen gereichte. Gott führte uns junge Krieger hieher, wo wir einander als Brüder erkannt, und noch dazu Vater und Mutter gefunden haben. Er hat uns den kleinen Liebedienst reichlich vergolten. Ihm sey Lob, Preis und Dank!"

---

## Siebenzehntes Kapitel.

### Die Skavin.

Theopista, die Mutter, blickte mit Augen voll Thränen zum Himmel, und sprach: „Ja, dem treuen, barmherzigen Gott sey Ehre, Lob und Dank, daß Er euch, meine liebsten Kinder, so wunderbar errettete, und bis auf diese Stunde so gnädig für euch gesorgt hat. Doch höret nun auch meine Geschichte, in der Gottes göttliche Barmherzigkeit, mit der Er auch mich errettete, und für mich sorgte, sich eben so sehr verherrlicht.“

„Noch sind mir,“ fing sie jetzt ihre Erzählung an, „die schrecklichen Augenblicke in frischem Andenken, da mich jener unmenschliche Mörder dir, liebster Gemahl, mit roher Gewalt aus den Armen

riß und auf dem Schiffe zurükbehielt, und dich und euch, meine geliebtesten Götter, an ein ödes, unbewohntes Land auszuweisen befohl. Nachdem ich mich aus meiner Ohnmacht erholt hatte, und wieder zu mir selbst gekommen war, warf der gottlose Heide, dessen Abgott das Geld, und dessen Himmel niedere Erdenlust war, sich vor mir auf die Knie, bat mir die gegen dich und meine Kinder begangene Gewaltthat ab, und entschuldigte sie mit der heftigen Leidenschaft, die er zu mir gefaßt habe."

"Wie magst du," sprach er, "noch jenem Manne anhängen! Er ist ja ein Bettler; ich aber bin reich. Ich habe eine Menge Gold, Perlen und Edelsteine; davon sollst du dir zu deinem Schmucke auswählen, so viel du nur immer willst. Ich will dich in Purpur kleiden, und was es an köstlichen Speisen und Getränken nur immer geben kann, das sollst du alles im Ueberfluß haben. Zehn schwarze Sklavinnen sollen dich bedienen — du aber sollst die Königin meines Herzens seyn. Kannst du dir nun etwas Herrlicheres denken? Reiche mir also deine Hand, und schlage ein!" Ich wies seinen Antrag, wie es sich versteht, mit dem größten Abscheu zurük. Er aber quälte mich zwei Tage lang unausgesetzt, bald mit Schmeicheleien, bald mit Drohungen, um mich zu einer unerlaubten Verbindung mit ihm zu bewegen. „Ich will dich ja



heirathen," sagte er; „das ist ein Glück für dich, das gar nicht größer seyn könnte. Ich kann gar nicht begreifen, wie du so unsinnig seyn kannst, es zu verschmähen."

„Am Morgen des dritten Tages trat er wieder vor mich, und erkundigte sich sehr freundlich, wie ich mich befinde, und ob ich mich noch nicht eines Bessern besonnen habe. Da er aber sogleich aus meinen nassen Blicken und aus allen meinen Gesichtszügen erkannte, wie verhaßt mir seine Zumuthungen seyen, so sprach er trozig: „Nun bin ich deines ewigen Weinens und Weigerns satt; auch habe ich gar nicht nöthig, dir zu schmeicheln oder dich bloß mit eitelm Drohen zu schrecken. Der heutige Tag sey dir noch zur Bedenkzeit geschenkt; auch sollst du vor Abends mein Angesicht nicht mehr sehen. Sobald aber die Sonne untergehen wird, erwarte ich eine günstige Erklärung." Er warf mir, schäumend vor Wuth, noch einen zornigen Blick zu, verließ mich unter den furchtbarsten Drohungen, begab sich in das besondere Wohnzimmer, das er auf dem Schiffe hatte, und schlug die Thüre mächtig hinter sich zu."

„Es war mir immerhin ein kleiner Trost, wenigstens diesen Tag hindurch vor ihm Ruhe zu haben. Ich setzte mich in einen Winkel des Schiffes, hüllte mich in meinen Schleier, und flehte mit heißen Thränen zu Gott, Er wolle die dro-

hende Gefahr von mir abwenden. So ging der Tag vorüber. Die Sonne ging unter — ihre letzten Strahlen waren bereits in dem Meere erloschen — allein der gefürchtete Mohr kam nicht zum Vorschein. Indes bemerkte ich an den Schiffsknechten Unruhe und Bestürzung. Es standen bald da, bald dort zwei oder drei mit bedenklichen Mienen beisammen, redeten heimlich mit einander, zückten die Achseln, und schüttelten die Köpfe. Ich wußte nicht, was dieses zu bedeuten habe; doch fiel ein Strahl von Hoffnung in mein Herz. Endlich vernahm ich, der Schiffsherr sey plötzlich von einem heftigen Fieber ergriffen worden, und es stehe mit ihm sehr schlimm. Wirklich sah er auch die Sonne nicht mehr aufgehen; nach einigen Stunden war er eine Leiche. Ich betrachtete diesen schnellen Tod als eine augenscheinliche Strafe seiner schlechten Gesinnungen, und dankte Gott für meine Errettung."

„Die Schiffsknechte schienen über den Verlust ihres Herrn sehr bestürzt, und höchst aufgebracht über mich. Sie nannten mich die Urheberin seiner Pein und seines Todes. Sie traten zusammen, hielten Rath, und beschloffen, mich in die Sklaverei zu verkaufen. „So,“ sagten sie, „können wir den Tod unsers armen Herrn am besten rächen; das erlöste Geld aber wird das sicherste Mittel seyn, uns in unsrer großen Betrübniß zu

trösten.“ Sie hielten es indeß nicht für rathsam, mich in die Seestadt hinzubringen, wohin ihr verstorbener Herr hatte segeln wollen, und wo sie und ihr Herr zu Hause waren. Sie fuhren einer andern Seestadt zu, wo sie keine Nachfrage zu fürchten hatten, wie sie zu dem Rechte gelangten, mich auf ihre eigene Rechnung als Sklavin zu verkaufen.“

„Wir kamen in dieser Seestadt an, und die Schiffsknechte boten mich auf dem Sklavenmarke für eine ansehnliche Summe Geldes zum Verkauf aus. Ein Sklavenhändler befragte mich, was ich alles gelernt habe, um hiernach, wie er sagte, zu beurtheilen, ob die Waare auch des Kaufpreises werth sey. Ich war von meiner zarten Jugend an in allen jenen weiblichen Arbeiten unterrichtet worden, die von einer Römerin edler Abkunft gefordert werden. Ich nannte diese Künste; denn ich glaubte mit Recht, sie könnten dazu beitragen, mein hartes Schicksal zu mildern. Der Sklavenhändler hatte, wie ich nachher erfuhr, von einem reichen Handelshaufe Bestellung, eine Sklavin, die in diesen Arbeiten vorzüglich geschickt sey, ausfindig zu machen. Er sprach daher: „Wenn alles so ist, wie du sagst, so bist du den geforderten Preis werth; sollte es sich aber nicht so finden, so drehe ich dir den Hals um. Willst du es auf diese Gefahr hin wagen?“ Ich blieb auf meiner Aussage. Er zählte nun den geldgierigen Schiffern

das verlangte Geld auf ein Brett hin; sie aber strichen es hocherfreut ein, und kehrten damit auf das Schiff zurück."

"Der Sklavenhändler brachte mich auf ein kleines Zimmer, begegnete mir nicht ohne Achtung, und ließ mir nichts Nöthiges abgehen. Denn er schien mit seinem Handel sehr zufrieden. Nach wenigen Tagen ging ein Zug Kameele, alle schwer mit Waaren beladen, ab; auch ich, die gleich anderm Kaufmannsgut auf der Liste stand, wurde auf ein Kameel gesetzt, und hieher gebracht in diese Stadt. Der Kaufmann, für den die ganze Ladung bestimmt war, kam, sobald die Kameele vor seinem Hause hielten, eilig heraus, laß den Brief des Sklavenhändlers, schüttelte den Kopf, und machte ein sehr grämliches Gesicht. Er fand den Geldpreis, den man für mich forderte, zu hoch. Wirklich hatte auch der Sklavenhändler, wie ich später hörte, dreimal mehr angefezt, als er für mich ausgelegt hatte. Der Kaufmann rief indeß einen Handlungsdiener, und sprach zu ihm: „Sag' meiner Frau, sie soll diese Sklavin wohl prüfen. Wenn die angegebenen Geschicklichkeiten sich wirklich vorfinden sollten, so ließe sich das Geld mit einigen Prozenten Gewinn noch immer heraus schlagen; widrigen Falls aber schicke ich diese theure Waare mit den abgehenden Kameelen unverzüglich wieder zurück."

„Er wandte sich verdrießlich von mir ab, und ging, die übrige Ladung der Kameele zu mustern. Der Handlungsdiener aber führte mich in ein sehr prächtiges Zimmer. Die Ehegattin des Kaufmanns saß auf einem zierlichen Sopha, und auf dem Tische vor ihr lag eine Menge kostbarer Perlen, aus denen sie die schönsten und größten sorgfältig auslas, und an goldene Schnüre faßte. Sie war eine Frau von sanfter, einnehmender Gesichtsbildung; ungeachtet der Pracht um sie her, war sie sehr einfach gekleidet, und voll Demuth und Bescheidenheit. Sie schien über meinen Anblick verwundert, betrachtete mich eine Weile mit wehmüthigen Blicken, und that mit sanfter Stimme einige Fragen an mich. Ich gewann im ersten Augenblicke Vertrauen zu ihr, beantwortete alle ihre Fragen ohne Bedenken, und verhehlte ihr nicht das Geringste von der Wahrheit. Allein, ehe ich ausgerebet hatte, stand sie schnell auf, eilte mit offenen Armen auf mich zu, fiel mir um den Hals, benetzte mein Angesicht mit Thränen, und nannte mich ihre geliebte Schwester. Ich war Anfangs darüber sehr erstaunt, aber mein Erstaunen verwandelte sich bald in eine große Freude. Sie war, wiewohl gegen den Willen ihres Mannes, eine Christin, und hatte, da sie aus meinen Reden vernommen, daß auch ich eine Christin sey, mich deshalb Schwester genannt. „O schon lange,“

sprach sie, „habe ich zum Herrn gefleht, mir eine christliche Freundin zuzusenden, deren ich in meiner Lage sehr nöthig habe. Endlich hat Er — Ihm sey Lob, Preis und Ehre — mein Flehen erhört!“

„Sie hieß mich nun neben sich auf das Sopha sitzen, und bat mich, ihr meine Geschichte ausführlich zu erzählen. Ich that es, und sie hörte mir unter Vergießung vieler Thränen sehr aufmerksam zu. Eine unbeschreibliche Freude bezeugte sie über die wunderbare Weise, wie Gott dich, liebster Gemahl, und auch mich zum Christenthume berufen hatte. „Meinen guten Eltern und mir,“ sprach sie, „ward das Evangelium schon vor mehreren Jahren geprediget, und mein Vater, meine Mutter und ich wurden an Einem Tage getauft. Da meine Eltern mit Purpur handelten, so ließen sie mir, zum Andenken an jene Purpurhändlerin, die durch Paulus zum Glauben an Christus gekommen, den Namen Lydia geben. Ich war damals beinahe schon ein Jahr verheirathet, und meine Eltern hatten dieses Haus hier und einen großen Theil der Handlung mir und meinem Manne überlassen. Mein Mann befand sich aber damals, als wir getauft wurden, eben auf einer großen Geschäftsreise. Als er zurückkam und hörte, wir seyen Christen geworden, erschrak er sehr. „Ach,“ sagte er, „wißt ihr denn nicht, wie schrecklich die Christen überall verfolgt werden? Ich habe auf meiner Reise viele

auf eine bedauernswürdige Art hinrichten sehen. Auch wir stehen nun in Gefahr, unser ganzes Vermögen zu verlieren, und noch dazu das Leben." Er machte uns indeß Hoffnung, sich selbst taufen zu lassen — wenn es einmal ohne Gefahr geschehen könne."

„Nicht lange nachher starb mein Vater. Mein Mann, der nun die ganze Handlung allein zu führen hatte, entschuldigte sich jetzt immer, daß seine überhäuften Geschäfte ihm keine Zeit übrig ließen, über die christliche Religion nachzudenken. Ach, er war nur darauf bedacht, sich Schätze für diese Erde zu sammeln; allein um einen Schatz im Himmel war er unbekümmert. Als nun auch hier in der Stadt die Verfolgung der Christen ausbrach, und einige auf eine schauerliche Art zu Tode gefoltert wurden, war er vor Schrecken fast außer sich. Er zitterte, wenn meine Mutter oder ich den Namen Christus nur nannten. Er verbot es uns aufs strengste, dem Gottesdienste der Christen, den sie heimlich noch hier und da hielten, beizuwohnen; ja er gab es nicht einmal zu, daß wir die christlichen Frauen in der Stadt besuchten oder Besuche von ihnen annahmen. Meine Mutter und ich waren darüber sehr betrübt, und weinten im Stillen oft heiße Thränen. Vor drei Monaten ward nun diese meine Mutter von Christus dem Herrn auch heimgerufen in unser himmlisches Vaterland, und ließ mich allein und

von allen christlichen Freunden und Freundinnen getrennt, in tiefer Betrübniß zurück. Und du kannst dir nun," sagte sie unter einem Strome von Thränen, „wohl denken, welch ein Trost es mir seyn muß, in dir eine christliche Schwester zu finden. Zwar vor der Welt und vor meinem Manne muß ich deine gebietende Frau, und du mußt meine Sklavin bleiben. Allein unter vier Augen sind wir Schwestern; ja ich gebe dir, als einer weiseren christlichen Freundin, willig den Vorzug."

„Die Frau stellte mir nun ihre Kinder, zwei kleine liebliche Mädchen, vor, und zeigte mir auch ihr kleinstes Kind, ein schönes Knäblein, das noch in der Wiege lag. „Diese meine Kinder mußt du mir dem Himmel erziehen helfen," sprach sie. „Diese Perlen sind mir köstlicher, als jene Perlen dort auf dem Tische und als alle Schätze meines Mannes."

„Sie redete hierauf mit mir von den Kunstwerken, wegen deren ihr Mann mich gekauft hatte. Ihr vorzüglichstes Geschäft, außer der Aufsicht über die Haushaltung, war, Purpur, Byssus und kostbaren Schmuck für Frauen zu prüfen, zu ordnen, und zum Verkaufe herzurichten; auch mußte sie den Sklavinnen, die unausgesetzt bunte Zeuge webten oder in Gold und Seide stückten, die Muster und Zeichnungen vorlegen und fleißig nachsehen, ob die Arbeiten genau und richtig ausgeführt wür-



den. Sie holte mehrere Zeichnungen zu Stickereien herbei, und ließ mir die Wahl, was für eine ich in Arbeit nehmen wolle. Ich wählte diejenige, die mir am meisten gefiel, die aber auch die schwerste war. Sie sollte mit Gold in Purpur gestickt werden. Ach, ich hatte nie gedacht, mit einer Kunst, die ich nur zu meinem Vergnügen trieb, mir noch einst das tägliche Brod verdienen zu müssen. Indes fand ich, daß es sehr gut ist, wenn man in der Jugend etwas gelernt hat. Als der Kaufmann nach einigen Stunden kam, um zu sehen, wie meine Probearbeit ausfalle, war er mit meiner Geschicklichkeit und noch besonders mit meiner Schnelligkeit im Arbeiten höchst zufrieden, und erteilte mir einen Lobspruch, der in seinem Munde nicht wenig sagen wollte. „Nun,“ sprach er, „das viele Geld, das ich für dich auslegen muß, ist nicht weggeworfen.“

„Ich mußte aber nunmehr, von Morgens frühe bis spät in die Nacht, unaufhörlich arbeiten, und fing an von dem blendenden Glanze des Purpurs und Goldes an den Augen zu leiden. Lydia bat ihren Mann lange vergebens, mir des Tages einige Freistunden zu schenken. Indes nahm sie mich einmal mit in den Garten. Einige fremde Gewächse hatten ein sehr dürftiges Aussehen. Ich sagte ihr, wie man sie behandeln müsse, und wie man überhaupt den ganzen Garten, der zu überladen war,

sehr verschönern und dabei noch Vieles ersparen könnte. Lydia erzählte dies sogleich ihrem Manne, und wußte es dahin zu bringen, daß er mir die Aufsicht über den Garten übertrug. „Die Stunden,“ sagte er, „die sie darauf verwendet, sind dann doch nicht ganz verloren, und kommen uns wieder zu gut.“ Ich nahm mich des Gartens an, verpflegte die fremden Gewächse, und sie erholten sich bald und gediehen herrlich. Auch die vorgeschlagene Veränderung im Garten wurde vorgenommen und fand bei allen Fremden und Handelsfreunden, die den Garten besuchten, den vollkommensten Beifall. „Was gut ins Auge fällt,“ sagte der Kaufmann, „und nicht viel kostet, ist immer das Beste. Die Sklavin Theopista mag den Garten ferner besorgen.“ Die zwei oder drei Stunden, die ich nun mit Lydia täglich im Garten zubringen durfte, waren meine einzige Erholung.

„Der schlaue Kaufherr hatte bald entdeckt, daß ich eine Christin sey. Er ließ sich aber nichts davon merken. Nur sagte er zu Zeiten: „Die Christenklaven sind die treuesten, die willigsten, die fleißigsten von allen; allein für den Kaufmann sind sie doch eine gefährliche Waare. Denn wenn sie nun den wilden Thieren vorgeworfen oder verbrannt werden, wer ersetzt ihm das Kapital, das er für sie auslegte?“ Lydia hoffte indeß immer, er werde sich noch zum Christenthume bekehren. „Ach,“ sagte

sie öfter, „dann wäre unsere Ehe erst vollkommen glücklich; dann würde unser Haus eine Wohnung des Himmels werden.“

„Einst ward Lydia gefährlich krank; alle im Hause, so wie sie selbst, glaubten, sie werde sterben. Da ließ sie ihren Mann bitten, an ihr Sterbebett zu kommen. Dies fiel ihm sehr schwer; denn er hat, wie alle bloß irdischgefunnte Menschen, eine ganz entsetzliche Furcht vor dem Tode. Indesß kam er, und trat schon und mit allen Zeichen des Schreckens an ihr Bett. Er war nicht wenig erstaunt, sie so heiter und frohlich zu sehen. Er konnte gar nicht begreifen, daß sie den Tod für etwas Erfreuliches ansehen könne. Er bezeugte ihr seine Verwunderung. Sie aber sprach: „O liebster Mann! Meine Freudigkeit im Tode kommt daher, daß ich eine Christin bin. Ach, wie sehr wünschte ich, daß auch du ein Christ seyn möchtest! Was wir von Gütern dieser Welt haben, muß ich jetzt verlassen, und du mußt es einst, vielleicht bald, auch verlassen. Ich weiß es gewiß, daß in jener Welt bessere Schätze auf mich warten; möchtest du dir diese Ueberzeugung, zu der jeder Mensch durch Glauben an Christus, durch Sinnesänderung und wahre Buße gelangen kann, doch auch verschaffen! Ich bitte dich, thu' es doch!“

„Und dann noch eine Bitte!“ sprach sie, indem sie auf ihre drei Kinder blickte, die weinend

und schluchzend an ihrem Bette standen. „Diese unsre Kinder habe ich bisher, während du in deinem Arbeitszimmer oder in deinen Baarengewölbten beschäftigt warst, im Glauben der Christen erzogen. Ich weiß es, dieser Glaube ist das kostbarste Kleinod, das ich ihnen hinterlassen kann. Ach, suche es ihnen nicht zu nehmen! Theopista, meine Freundin, ist eine Christin, wie ich. Sie war immer die zweite Mutter meiner Kinder und wird es auch ferner seyn. Laß ihnen, da ich jetzt dahin scheide, diese ihre treue Erzieherin. O versprich mir dieses, und ich sterbe freudig.“ Ihre Heiterkeit, ihre Ruhe, ihre liebevolle Besorgniß für ihre Kinder machten großen Eindruck auf den Mann. Er versprach, ihre letzte Bitte zu erfüllen, und schied weinend von ihr. Indesß wurde Lydia wieder gesund. Der Eindruck aber, den ihr Anblick und ihre Reden auf den Mann gemacht hatten, erlosch nie mehr ganz in seinem Herzen. Er schien nun dem Christenthume geneigter; er hörte öfter zu, wenn Lydia und ich davon redeten. Und als nun durch die Gnade des Kaisers die Verfolgungen der Christen in unsrer Stadt aufhörten, gestattete er sogar, daß Lydia den christlichen Gottesdienst besuchen, und daß ich sie begleiten durfte, was uns beiden große Freude machte.“

„Von dieser Zeit an, da die Verfolgung der Christen eingestellt wurde, ging in unsrer ganzen

Stadt eine bedeutende Veränderung vor. Eine große Anzahl Männer und Frauen, worunter mehrere sehr ansehnliche waren, bekannten sich nun öffentlich zum Christenthume; eine noch größere Zahl fing an, durch dieses Beispiel erweckt, die Lehrer der Christen zu hören, und wurde auch gläubig. Ihre Bekehrung blieb auch nicht ohne Früchte, und brachte großen Segen über diese Stadt. Unter Anderm wurden nun die armen, geplagten Sklaven, sie mochten Christen seyn oder nicht, menschlicher behandelt. Ja mehrere Kaufleute und vermögliche Gutsbesitzer schenkten ihren christlichen Sklaven die Freiheit. Allein dazu war unser Kaufherr, so sehr ihn auch Lydia bat, wenigstens mich frei zu lassen, noch nicht zu bewegen. Er versprach es zwar öfter, verschob es aber immer von einer Zeit auf die andere. Durch all ihr Bitten konnte sie ihn nicht einmal dahin bringen, daß ich die Sklavenkleidung ablegen und mich ihr ähnlich kleiden dürfe. Er scheint zu fürchten, wenn ich nicht durch mein Kleid als Sklavin bezeichnet wäre, könnte ich leicht entfliehen, und ihm könnte so der Gewinn von meinen Arbeiten entgehen. Auch hat er sich noch nicht taufen lassen. Immer hat er zuvor noch ein wichtiges Handelsgeschäft zu beendigen, und ehe er dieses zu Ende gebracht hat, sieht er sich schon wieder in ein anderes, noch wichtigeres verwickelt. So schwer ist es, nach dem

Aussprüche des Erlösers, für einen geldgierigen Reichen in das Himmelreich einzugehen. Obwohl mir übrigens die Kargheit des Mannes manche trübe Stunde machte, so habe ich der Freundschaft der edlen Lydia doch unzählige frohe Stunden zu danken. Nur dem Anscheine nach war ich in ihrem Hause eine Sklavin, die das Loos der Dienstbarkeit beschwert; in der That aber lebte ich zufrieden im Herrn, und nicht ohne Segen für meine Mitmenschen!"

Als Theopista ihre Erzählung geendet hatte, erzählte nun auch Eustachius die merkwürdigsten Begebenheiten seines Lebens und sprach hierauf: „Unsere Geschichte, liebste Gemahlin, und die Geschichte unsrer Söhne ist ganz ein Werk der göttlichen Vorsehung, der Erbarmungen Gottes!"

„Wie klar erkenne ich jetzt die Führungen Gottes in unserm Leben, die mir vorhin so dunkel waren! Dort in der Bildniß tröstete ich mich zum Beispiele mit den Worten, daß derjenige, der auf Gott vertraut, den offenen Rachen des Löwen nicht zu fürchten habe — und dennoch wurden meine beiden Söhne gleich darauf von einem Löwen und einem andern wilden Thiere geraubt! Das war mir unbegreiflich. Allein hat Gott nicht mich selbst vor dem Löwenrachen geschützt, und hat Er, was noch mehr ist, nicht meine Kinder doch noch aus dem Rachen der wilden Thiere wunderbar erret-

tet? Und hatte Gott, indem Er mir sie rauben ließ, nicht dabei, so wie bei Allem, was uns begnete, die weisesten und liebevollsten Absichten? Ach wenn wir im ruhigen Besitze unsrer Reichthümer und in unsrer Verbindung mit der großen Welt geblieben wären, wenn in unserm Hause, wie das früherhin geschah, immer eine vornehme Gesellschaft die andere verdrängt hätte, wenn sogar unsre Erholungen, zum Beispiele meine Jagden, wieder neue Erholungen nöthig gemacht hätten — wie bald hätten wir in das alte Wesen zurück sinken, und von wahren Christen nichts, als den Namen übrig behalten können? Auch die Erziehung der Kinder ist in einem reichen Hause, in dem die große Welt sozusagen zu Hause ist, vielen Gefahren ausgesetzt, und wir hätten unsre Bühne wohl nicht so gut, als wir wünschten, erziehen können! Allein Gott fügte es anders und besser. Er entzog uns unsre Güter, unsre vornehmen Freunde, die Gunst des Kaisers, trennte uns von einander und von unsern Kindern, und überhäufte uns mit Leiden. Ich lenkte nun als ein fleißiger Bauersmann den Pflug, und lernte aus Erfahrung, wie hart die Landleute ihr Stüßchen Brod erwerben müssen. Einsamkeit und Entfernung vom Geräusche der Welt lehrten mich Gott und mich selbst erst recht erkennen; die göttliche Lehre Jesu wurzelte in meinem Innersten immer tiefer. Du,

liebste Gemahlin, die einst von der Welt so sehr bewundert wurde, mußttest als Sklavin dich demüthigen; solche Demüthigungen aber sind ein Reiniigungsfeuer, das uns von den Flecken der geheimsten Eitelkeit läutert. Auch unsre zwei Söhne wurden in eine Schule geführt, wo Beten und Arbeiten ihr beständiges, und in der That sehr lobenswerthes Geschäft war, und wo sie vor den Gefahren der großen Welt bewahrt blieben."

"Unsere Leiden gereichten aber nicht nur uns, sondern auch Andern zum Heile. Mir gelang es unter Gottes Beistande, die Landleute in jenem Felsenthale zu einem guten, Gott gefälligen Volke zu bilden. Du, Theopista, wurdest dem Hause, in dem du lebstest, zum Segen. Auch unsre Söhne konnten, indem sie freiwillig Soldat wurden, ihren Wohlthätern sich dankbar erzeigen; sie konnten, gesund und kräftig durch ihre ländliche Erziehung, in den Zeiten der Gefahr zur Rettung ihres Vaterlandes beitragen. Und alle unsere Leiden, die uns und Andern zum Segen reichen, wurden uns überdies noch durch die Seligkeit unsers Wiederfindens vergütet, wiewohl wir den größern Lohn noch in dem Himmel zu erwarten haben."

"Jenes hellglänzende Kreuz, das ich einst im Walde erblickte, gewinnt so für uns eine neue schöne Bedeutung. Es ward mir zwar dadurch zuerst angedeutet, wie das Kreuz, das vorhin ein



Zeichen der Schmach und des Fluches war, durch das Leiden und den Tod des Erlösers das Zeichen Seiner Verherrlichung und unsers Heiles wurde. Allein jenes hellglänzende Kreuz deutete wohl auch darauf, daß auch unsere Leiden, die wir nach dem Worte des Erlösers als ein Kreuz auf uns nehmen sollen, zu unserm Heile und zu unserer Verherrlichung dienen müssen. Jedes Kreuz, das uns drückt, so schwachvoll und schmerzlich es uns auch dünken mag, wird uns dereinst zur Ehre gereichen, und uns in einem so herrlichen Lichte erscheinen, wie mir jenes Kreuz im Walde, das von Strahlen des Himmels umgeben war.“

Seine Gemahlin und seine Söhne gaben ihm Recht, freuten sich der überstandenen Leiden, und lobten Gott, der durch Nacht zum Licht, durch Leiden zur Freude, und durch Kreuz zum Heile führt.

Indeß war es Nacht geworden. Der Mond glänzte am Himmel, und erleuchtete die nächtliche Gegend. Alles war still; nur der nahe Bach, auf dem das Mondlicht mit zitternden Funken spielte, rauschte leise. Der Duft der Blumen flog aus den umliegenden Gärten wie Weihrauch empor. Die Gefühle des Dankes und der Anbetung aber, wovon diese vier edlen Herzen durchdrungen waren, erhoben sich noch lieblicher zum Himmel.

Jetzt stand Eustachius auf. „Es ist spät geworden,“ sprach er; „mein Amt ruft mich, noch

die Meldungen vom Heere zu vernehmen, und Befehle auf Morgen zu ertheilen. Ihr, meine geliebten Söhne, begleitet nun eure Mutter zurück in ihre Wohnung; denn man möchte über ihre Abwesenheit unruhig werden. Morgen frühe werde ich dich, Liebste Gemahlin, in deiner Wohnung besuchen, dich von dem Kaufmanne aus der Sklaverei loskaufen und deiner gütigen Freundin Lydia meinen Dank bezeigen."

---

## Achtzehntes Kapitel.

### Christliche Tischgespräche.

Am andern Morgen, da der Feldherr Eustachius aus seinem Schlafzimmer trat, standen seine zwei Söhne schon in dem Vorzimmer, und begrüßten ihn mit hoher Freude und kindlicher Ehrfurcht. Er ging mit ihnen, seine Gemahlin Theopista zu besuchen. Als er in das Haus trat, sagte man ihm, Theopista und Lydia könnten jetzt noch nicht sogleich einen Besuch annehmen; der Kaufmann aber sey schon mit Anbruch des Tages in das Lager gegangen, um von den Soldaten erbeutete Kostbarkeiten einzuhandeln. Eustachius begab sich daher mit seinen Söhnen einstweilen in den Gar-

ten, der vom Thau tröpfelnd in der Morgensonne herrlich glänzte und schimmerte. Sie gingen unter vertraulichen Gesprächen in dem Garten auf und ab; über eine kleine Weile kamen zwei Frauen in den Garten. Die Eine, von hoher, edler Gestalt, war in blendend weißen Byßus gekleidet, der in feinen Falten bis zur Erde herab stieß. Ein purpurrother Frauenmantel mit goldgesticktem Saume umgab ihre Schultern. Sie schlug den zarten Schleier von Flor, der ihr blühendes Angesicht verhüllte, zurück; in ihren goldenen Locken glänzten edle Perlen mit sanftem Silberschimmer. Es war Theopista. Eustachius erstaunte über den Glanz ihrer Schönheit. Gestern Abends, als er sie das erste Mal wieder sah, war sie blaß gewesen, wie eine Leiche. Ihre Schönheit war verdunkelt, und ihr Angesicht fast entstellt. Allein dies kam nicht von der Macht der Zeit her, die ihr wenig geschadet hatte; sondern von den anstrengenden Arbeiten, die ihr am gestrigen Tage wegen der festlichen Bewirthung so vieler Gäste aufgetragen wurden, von den vielen Thränen, die sie während dem Einzuge des Feldherrn vergossen hatte, von der Ohnmacht, in die sie bei dem Wiederfinden ihrer zwei Söhne gefallen war, und von dem neuen Freudenschrecken, der sie bei dem unerwarteten Anblicke ihres Gemahls einer zweiten Ohnmacht nahe gebracht hatte. Jetzt am Morgen hatte sie sich von

der Unruhe und den angreifenden Empfindungen des gestrigen Tages erholt. Ihre Augen glänzten von himmlischem Entzücken; das sanfte Roth ihrer Wangen war von der Freude erhöht. Wie ihr Gemahl bei dem ersten Wiedersehen gestern Abends ihr so blühend, wie einst als Bräutigam, erschienen war, so erschien auch sie jetzt ihm wie verjüngt, und ihr Anblick erinnerte ihn an jenen Tag, da sie im Brautkranz vor ihm stand.

Die andere Frau, die nur sehr einfach gekleidet war, als wäre sie Theopistens Dienerin, war Lydia. Lydia hatte es für geziemend gehalten, ihre Freundin Standes gemäß zu kleiden. Es war eben eine vollständige Kleidung fertig geworden, die eine Fürstin bestellt hatte. Theopista hatte wohl nicht daran gedacht, als sie, vom Kaufherrn oft ziemlich rauh zur Eile getrieben, mit unermüdetem Fleiße an dem Purpurmantel stickte, und manche Thräne auf den goldenen Faden fiel, daß sie diese Kleidung für sich verfertige. Lydia schenkte sie ihr, ja nöthigte sie ihr, als der Gemahlin eines Römischen Feldherrn ganz geziemend, gleichsam an. Die Kleidung paßte ihr genau. Der Kaufmann aber, den sein Gewissen sehr beunruhigte, daß er die Gemahlin des mächtigen Feldherrn so strenge zur Arbeit angehalten, hatte ihr nicht nur die Freiheit geschenkt, sondern noch oben-drein den Verlebenschmuck.

Nachdem Eustachius und seine zwei Söhne Theopisten begrüßt, und der gütigen Lydia den innigsten Dank bezeigt hatten, wandelten alle zusammen in dem Garten umher, redeten von den wunderbaren Fügungen Gottes und priesen mit anbetendem Herzen Gottes heilige Vorsehung. Lydia lud hierauf den Feldherrn und die zwei Hauptleute ein, mit Theopisten und ihr, in dem Garten ein kleines Frühstück zu nehmen. Sie setzten sich an einen Marmortisch, auf dem verschiedene Speisen, Körbchen voll frischgepflückter Früchte, und schön geformte Gefäße mit Wein und Milch zierlich geordnet waren. Ein Nebengeländer voll großer purpurner Trauben beschattete den Tisch; duftende Blumenbeete, blühende Gesträuche und Bäume voll goldener Früchte umgaben ihn.

Eustachius lobte während des Speisens den Garten. „Der schöne Garten,“ sprach er, indem er Theopisten anblickte, „macht nicht nur der fleißigen Gärtnerin Ehre; er ist noch vielmehr ein Schauplatz der Herrlichkeit Gottes. Diese Früchte dort, bestimmt, uns mit ihren kühlenden Säften zu laben, wie sind sie auch für das Auge so schön geformt und gefärbt! Diese duftenden Blumen hier bieten uns ihre erquickenden Wohlgerüche in zarten, schön gebildeten Kelchen dar. Welche wunderbare Kraft hat der Schöpfer in das rauhe aussehende Holz und in die unansehnlichen Wurzeln

gelegt, so liebliche Gebilde und Däfte hervorzutreiben! Ein Garten ist in der That ein heller Spiegel der Weisheit und Güte Gottes."

"O ganz gewiß," sprach Theopista; „der Garten hier, den ich zu besorgen hatte, war mir auch immer ein Buch, das der Schöpfer vor meinen Blicken aufgeschlagen, und Jesus Christus erklärt hat. Wenn ich die Lilien betrachtete, war es mir immer, als zeige unser göttlicher Lehrer mit dem Finger darauf, mich ermahnend, dem Vater im Himmel zu vertrauen, der sie so schön kleidete, und also noch vielmehr für die Menschen, Seine Kinder, freundlich und liebevoll besorgt ist. Der Baum dort voll guter Früchte lehrte mich, daß ich meine Stelle auf Erden nicht vergebens einnehmen, sondern reich seyn soll an guten Werken. Der Weinstock hier, der in alle Reben, die an ihm festgewachsen sind, Kraft und Leben ausströmt, daß sie viele und köstliche Trauben hervorbringen, war mir ein liebliches Bild, daß ich nur dann, wenn ich mit Christus innigst vereinigt bleibe, reiche Früchte hervorbringen könne. Die geringsten Kräuter, Krausemünze, Dill und Kümmel, wovon einst viele Israeliten den Zehnten gaben, erinnerten mich an die Ermahnung Jesu, daß wir allerdings auch im Kleinsten treu seyn, aber darüber das Allergrößte des Gesetzes, Gerechtigkeit, Barmherzigkeit und Glauben nicht verabsäumen sollen. Auch

jene Pflanzen, die ich wider meinen Willen aufwachsen sah, und als Unkraut mit der Wurzel ausriß, brachten mir jene große Lehre Jesu in den Sinn: „Jede Pflanze, die Mein himmlischer Vater nicht gepflanzt hat, wird ausgerottet werden.“ Ich lernte daran: Was wir ohne Gott und Seinen Beistand unternehmen, kann nicht bestehen. Sogar das Kleinste aller Gesäme, das Senfkörnlein, das ich in die Erde legte, und das nach und nach zu einem baumartigen Strauche erwuchs, war mir lehrreich und eine Ermunterung zum Guten. Es zeigte mir, wie das Reich Gottes, die Herrschaft des Wahren und Guten, im Menschen zwar vom Kleinen anfangen, aber täglich wachsen und zunehmen müsse, bis es seine Vollendung erreicht.“

Theopistus sprach jetzt: „Liebste Mutter, wie dir dein Garten durch die unübertrefflich schönen Gleichnisse Jesu so wichtig und lehrreich wurde, so ward es mir mein Hirtenleben, als ich noch auf jenen einsamen Bergfluren die Schafe hütete. Dort war nichts zu sehen, als ein Hirt, eine Schafheerde und etwa ein Wolf. Es kamen da keine andere Begebenheiten vor, als daß sich etwa ein Schaf verirrt oder in eine Grube fiel, oder daß wir, wenn die Zeit dazu gekommen war, die Schafböcke zum Schlachten aussonderten. Allein eben davon nahm Christus so schöne Gleichnisse her,

daß mein unbedeutender Beruf dadurch für mich eine höhere Bedeutung erhielt."

„Was nur immer von der aufopfernden Liebe und zärtlichen Sorgfalt Jesu für uns Menschen, und von unsrer folglichen Liebe und unserm Vertrauen zu Ihm Lehrreiches gesagt werden kann, wird uns in dem treffenden Gleichnisse von dem guten Hirten, seinen Schafen — und dem Wolfe vor Augen gestellt. Mein täglicher Beruf lehrte mich täglich: Ein guter Hirt kennt alle seine Schafe, ruft ihnen mit Namen, gehet vor ihnen her, leitet sie mit sanftem Hirtenstabe auf grüne Weide und an klare Bäche; so leitet uns jener himmlische gute Hirt, und sorgt für uns, damit uns nichts Nöthiges abgehe. Täglich sah und lernte ich: Wie die Schafe ihren Hirten kennen, seiner Stimme gehorchen, und ihm folgen, aber die Stimme eines Fremden nicht kennen, und ihm nicht folgen, sondern vor ihm fliehen — so sollen auch wir den guten Hirten unsrer Seele erkennen, Ihn hören, Ihn folgen; fremden verführerischen Stimmen aber kein Gehör geben."

„Wenn ich den Wolf kommen sah, der die Schafe anfallen und erwürgen wollte, wenn ich dann selbst das Leben daran wagte, die Schafe zu vertheidigen — wie wurden mir da jene schönen Worte Jesu so klar und lebhaft: „Ich bin ein guter Hirt; ich lasse Mein Leben für Meine Schafe;



Niemand wird sie Mir aus Meiner Hand reißen.“ Ach, sagte ich dann oft, wer sollte Ihn nicht lieben, und Ihm nicht vertrauen? Ohne Ihn wären die Menschen eine Heerde ohne Hirten.“

„Das Gleichniß Jesu von dem verlorenen Schafe ist so recht aus dem Hirtenleben herausgenommen. Oft geschah es, daß sich ein Schaf von meiner zahlreichen Heerde verirrte, und daß ich dann hinging über Berg und Thal, und nicht aufhörte es zu suchen, bis ich es gefunden hatte. Und welche Freude hatte ich, wenn ich es endlich erblickte! Wie trug ich es, aus Freude, es wieder gefunden zu haben, und um das ermüdete Thier recht schnell wieder zur Heerde zu bringen, auf meinen Schultern zurück! Wie rief ich meinen Nachbarn zu: Frenet euch mit mir, denn ich habe mein Schaf gefunden, das verloren war! — gerade so, wie Jesus dieses alles beschreibt. Da gingen mir dann die Worte Jesu recht zu Herzen: „So wird auch Freude im Himmel seyn über einen Sünder, der Buße thut.“ Welche Liebe, welche Erbarmung! dachte ich. Nicht nur angenommen wird der bußfertige Sünder; der ganze Himmel freut sich noch über ihn. Ich ward so gerührt, daß ich jedem Sünder hätte laut zurufen mögen: O möchtest du denn nicht das wiedergefundene Schaf auf den Schultern des guten Hirten seyn?“

„Wenn ein Schaf in eine Grube fiel, und

ich dann voll Mitleids es herauszog, kamen mir jene Worte Jesu zu Sinn: „Wer ist unter euch, der ein einziges Schaf hat, und der es, wenn es in eine Grube fällt, nicht sogar am Sabbathe ergreife und herausziehe? Und um wie viel besser, als ein Schaf, ist ein Mensch! Ich nahm mir dann immer vor, mit einem Menschen, den ich in Noth sehen würde, noch vielmehr Erbarmen, als mit einem Schafe zu haben, und ihm zu helfen; zugleich regte sich ein großes Vertrauen auf die Barmherzigkeit Gottes und die Liebe Jesu zu uns Menschen in meinem Herzen, und ich faßte den Vorsatz, in keiner Noth zu verzagen. Denn wie sollten Gott und Sein lieber Sohn gegen uns nicht barmherziger seyn, als ich gegen ein Schaf!“

„Einen schauerlichen Eindruck machte es immer auf mich, wenn der Tag kam, wo ich Schafböcke und Schafe auseinander scheiden mußte; die Böcke dann fortgetrieben wurden zur Schlachtbank, die Schafe aber dablieben, und ruhig fortweiden durften auf der schönen grünen Weide. Ich dachte dann jenes schrecklichen Tages, da der Menschensohn in Seiner Herrlichkeit kommen, und die Bösen und Guten, wie ein Hirt die Schafe und Böcke, von einander scheiden wird — und die Bösen dann eingehen werden in die ewige Pein, die Gerechten aber in das ewige Leben.“

Theopistus schloß mit den Worten: „Ich redete

vielleicht zu viel von bekannten Dingen. Allein sie gehören zur Geschichte meines Hirtenlebens; sie sind das Wichtigste, was ich davon erzählen kann. So hat Jesus auch den einfältigen Hirten in der oben Bildniß ein Buch voll schöner Gleichnisse und Bilder aufgeschlagen, die uns sehr lieblich an das erinnern, was uns zum Heile ist."

"Mein Buch," sprach Agapius, „war der Acker, den ich im Schweiße meines Angesichts baute, da ich noch ein Bauer war. Es sey mir erlaubt, auch Einiges von dem, was mir meinen Bauernstand so werth machte, vorzubringen."

"Wenn ich den Acker zum Ansäen herrichtete, Dornen ausreutete, Steine und Felsenstücke hinaus schaffte, den Acker gegen die Fußtritte der Menschen und Thiere verdaunte und die Wägel verschenkte, so dachte ich, wie ich mein Herz vorbereiten und bewahren müsse, damit die Samentreuer des göttlichen Wortes darin ein gutes Erbreich finden möchten. Es ward mir bei diesen Arbeiten sehr klar und anschaulich: Wer allen Zerstreuungen einen offenen Weg in sein Herz gestattet; wessen Gemüth leichter, dünner Erde auf Felsen gleicht und keinen tiefen Grund hat; wer die Dornen der Geldsorgen und Wollüste in seinem Herzen aufkommen läßt, bei dem kann jenes göttliche Saamens Korn keine Frucht bringen. Wenn ich auf meinem Acker in der Folge den schönen herrlichen Weizen

mit Lust betrachtete, aber dazwischen mit Schmerz das verderbliche Unkraut erblickte, daß ich, ohne dem Weizen zu schaden, nicht ausrotten konnte, so wurde es mir klar, warum Gott die Bösen so langmüthig dulde, und daß ihnen die Strafe dennoch nicht ausbleiben werde. Wenn nun endlich die Aerntezeit kam, und wir Schnitter jauchzend die vollen Garben sammelten, aber Dorn und Unkraut verbrannten; so gedachte ich jenes großen Aernte-tages, an dem die Engel Gottes als Schnitter kommen, und alle, die Unrecht thun und Aergerniß anrichten, in den Feuerofen werfen, die Gerechten aber dann in dem Reiche ihres Vaters leuchten werden wie die Sonne."

„Auch die Geräthschaften, deren sich der Landmann bedient, waren mir lehrreich. Wenn ich die Hand an den Pflug legte, wohlwissend, daß es jetzt nicht müßiges Umherschauen, sondern Arbeiten gelte, um etwas auszurichten, so dachte ich, daß auch in göttlichen Dingen Saumseligkeit nichts tauge, und nur ein frischer, fröhlicher Muth uns im Guten weiter bringe. Wenn ich in dem Siebe das Getreide aussiebte oder sichtete, und wohl rüttelte, um alles Schlechte von den guten, reinen Körnern abzusondern, so fiel mir allemal der Wink Jesu ein, daß auch die Versuchung für uns Menschen eine Art von Sichtung sey, und daß wir wohl Ursache haben, zu beten, damit unser Glaube

nicht aufhöre, und wir in der Prüfung bestehen mögen. Wenn ich das Getreidemaß zur Hand nahm, um Getreide auszumessen, so dachte ich jenes Wortes: „Mit welchem Maasse ihr ausmisset, wird euch wieder eingemessen werden.“ Kam ich in die Mühle, wo oft viel ärgerliches Geschwätz von heidnischgesinnten Menschen geführt wurde, so erinnerte mich der Mühlstein an die Worte Jesu: „Wehe dem Menschen, der Aergerniß gibt; es wäre ihm besser, daß man ihm einen Mühlstein an den Hals hänge, und ihn in das Meer versänke, wo es am tiefsten ist.“

„Das lieblichste und erfreulichste Gleichniß war mir aber das vom Weizenkörnlein, das begraben wird, und wieder vom Tode aufersteht. Es erinnert den Ackermann, der immer goldenen Saamen in die Furchen ausstreut, aber einst selbst von einer tiefern Furche, dem Grabe, verschlungen wird, gar so tröstlich daran, daß aus dem Tode neues Leben aufblühe!“

„So hat Christus es dem Landmanne sehr leicht gemacht, sich bei seinen irdischen Arbeiten an himmlische Dinge zu erinnern, und ein Ackermann eblerer Art zu werden. Es liegt in der Lehre und Lehrart Jesu etwas so Hohes und Einfaches, Klares und Rührendes, das allein schon hinreichend ist, ihre Göttlichkeit zu bewähren.“

---

## **Neunzehntes Kapitel.**

### **Die christliche Hausfrau.**

Lydia, die treffliche Hausfrau, die bisher immer geschwiegen hatte, nahm jetzt bescheiden das Wort. „Es ist wahr,“ sprach sie, „es hat mich oft in Erstaunen gesetzt, wie Christus Seine hohen Lehren so gar einfach und lieblich in Gleichnissen von den gemeinsten Dingen des alltäglichen Lebens vortrug, daß auch jede Magd sie verstehen kann. Mir fiel dieses bei den häuslichen Geschäften, die ich vornahm oder unter meiner Aufsicht von den Mägden vornehmen ließ, oft recht auf. Das Anzünden eines Lichtes, das Spülen der Geschirre, das Flickten eines Kleides, war Ihm nicht zu schlecht, Gleichnisse davon herzunehmen, um sich auch den Kleinen und Unmündigen verständlich zu machen.“

„Mein seliger Vater hatte, bevor ihm das Evangelium verkündet ward, schon immer ein großes Verlangen, über jene Wahrheiten Aufschluß zu erhalten, die jedem vernünftigen Menschen die wichtigsten seyn müssen. Er machte daher mit einem gelehrten Manne, den man einen Weisen nannte, Bekanntschaft. Der gelehrte Mann, dem sein ernstes Gesicht und sein großer Bart ein sehr ehrwürdiges Ansehen gaben, speiste öfter bei uns, und redete sehr viel von dem Urheber der Welt,

von Tugend und Unsterblichkeit; er sprach aber in so hohen, prächtig klingenden Ausdrücken, daß ich das Wenigste davon verstand, und kein Wort mehr davon weiß. Allein wie sind die einfachen Gleichnisse von irdischen Dingen, in die Jesus den Schatz seiner himmlischen Weisheit niederlegte, so leicht zu verstehen, und so leicht zu behalten! Sie sind mir durchaus klar, und ich werde in meiner Haushaltung des Tages hundertmal daran erinnert!“

„Wenn ich ein Licht anzünde und es natürlich nicht unter ein Kornmaaß setze, sondern es auf den Leuchter stelle, fällt mir ein, daß wir unser Licht vor den Menschen sollen leuchten lassen, damit sie unsre guten Werke sehen, und den Vater im Himmel preisen. Wenn die Mägde die Geschirre, die Schüsseln und Becher, glänzend rein spülen und fegen, so erinnere ich mich, daß auch Alles, was in Schüsseln und Bechern aufgesetzt wird, rechtmäßig erworben seyn müsse, damit Alles rein sey. Finde ich es nöthig, ein altes Kleid ausbessern zu lassen, so schneide ich dazu kein Stück vom guten, neuen Tuche ab. Das hieße das neue Tuch verschwenden; es schickte sich auch nicht zum alten Kleide, und der Riß würde wohl nur noch größer. Und da fällt mir dann allemal das Gleichniß Jesu ein, in dem Er uns zu verstehen gibt, unsre Tugend soll kein so elen-

des Glückwerts, sondern lieber ein ganz neues Kleid seyn, das aus Einem Stücke gemacht ist. Sogar das Einfädeln der Nadel lehrt mich: So wenig ein Kameel durch das kleine Nadelöhr geht, so wenig kann ein Geiziger in das Himmelreich eingehen.“

„Und da muß ich, wie im Vorbeigehen, noch bemerken: Wann so ein hoch und schwer bepacktes Kameel vor unserm Hause ankam, fand ich dieses Gleichniß immer besonders treffend. Ach, das arme Thier! sprach ich oft; all der Reichtum, den es trägt, drückt es nur, und nützt ihm nichts. Diesem Lastthiere gleicht der habgierige Reiche, der mit vieler Sorge und Beschwerde Schätze auf Schätze häuft, und keinen Gebrauch davon macht. Wie das beladene Kameel vor unsrer Pforte abgepackt werden muß, ehe man es herein führen kann, so muß auch ein solcher Reicher sich seiner Geldsorgen und seiner Anhänglichkeit an Erbschätze entladen, wenn er durch jene enge Pforte eingehen will, die zum Leben und zur ewigen Seligkeit führt.“

„Komme ich auf den Hühnerhof, das Geflügel zu füttern, so ist mir die Henne, die ihre Jungen unter ihren Flügeln versammelt, ein Sinnbild der Liebe Jesu zu uns Menschen, der uns alle um sich versammeln und unter Seinen Schutz nehmen will; die Taube ist mir ein Bild der Unschuld



und Einfalt; selbst der Sperling, der sich, einige Körner aufzuspicken, ungerufen vom Dache einsindet, und dessen der himmlische Vater nicht vergiftet, verkündet mir, daß dieser Vater noch vielmehr für mich besorgt sey."

"Eben so finde ich in der Küche genug zu denken. Das Feuer, das auf dem Herde lodert, das Wasser, das in der Küche nie fehlen darf, das Salz, das bei dem Kochen unentbehrlich ist, sind lauter Gegenstände, von denen Jesus mehrere so inhaltreiche, als bekannte Gleichnisse hergenommen hat; sie alle anzuführen, würde zu weitläufig seyn. Doch muß ich noch einiger schönen Gleichnisse erwähnen, die mir ganz vorzüglich einleuchten. Wenn meine Mägde den Sauerteig unter das Mehl bringen, um ganz durchsäueretes, schmackhaftes Brod zu backen, so wird mir da besonders klar, wie die Religion Jesu unser ganzes Thun und Lassen durchdringen müsse, um es in seiner Art gut und vollkommen und für die Menschen genießbar zu machen. Wenn in der Küche manchmal, um Gäste zu bewirthen, gar so große Zurüstungen gemacht wurden, und so viele Hände in Bewegung waren, Speisen zu bereiten, so war es mir immer, als sagte mir Jesus: „Seht euch doch nicht so viele Mühe um die vergängliche Speise; bemüht euch vielmehr um jene bleibende Speise für das ewige Leben, die euch der Men-

schensohn gibt.“ Wenn ich in der Küche auch nur ein Ei aufschlage, so fällt mir das Wort Jesu ein: „Ein Vater gibt seinem Kinde, das ihn um ein Ei bittet, keinen Skorpion: wie vielmehr wird der Vater im Himmel denen, die Ihn darum bitten, gute Gaben, ja die beste aller Gaben, Seinen Geist geben.“

„Du meiner großen Freude nahm Jesus auch einige sehr schöne Gleichnisse von den Geschäften her, die wir Kaufleute zu führen haben. Der Kaufmann der mit Perlen handelt und eine ganz einzige, unschätzbare Perle findet, gibt eine Menge geringerer Waaren wohlfeilen Preises hin, um die Summe aufzubringen, jene Perle zu erkaufen. So sollen auch wir bereit seyn, alle irdischen Güter willig hinzugeben, um jener himmlischen Perle, der ächten Tugend und der ewigen Seligkeit, theilhaft zu werden. Die Berechnung von Gewinn und Verlust, die dem Kaufmanne oft vieles Kopfbrechen macht, mahnt mich an jene höhere Rechenkunst, die Jesus in die wenigen Worte zusammen faßt: „Was nülfe es dem Menschen, wenn er auch die ganze Welt gewänne, aber an seiner Seele Schaden litte! Das Ellenmaas erinnert mich, daß wir mit allen unsern Sorgen der Länge unsers Leibes — oder auch unsers Lebens — keine Elle beisetzen können, und also sehr wohl thun würden, unsre Sorgen auf höhere Dinge

zu richten, wo sie besser angewendet und nicht ohne Nutzen seyn werden. Der Gebrauch, den Käufern irgend eine Kleinigkeit mit in den Kauf zu geben, die Dargeingabe genannt, ließ mich die Worte Jesu nicht vergessen: „Trachtet zuerst nach dem Reiche Gottes und Seiner Gerechtigkeit; alles Uebrige wird euch dann (gleichsam noch als Zugabe) obendrein gegeben werden.“

„Selbst hier am Tische bringt mir die Mücke, die da in die Schale mit Milch fiel, und die ich heraus zu nehmen eilte, die Lehre Jesu ins Gedächtniß: „Wehe denen, die da Mücken durchseihen, aber Kameele verschlucken“ — zwar geringe Fehler meiden, aber sich großer Laster, ja des Mangels an Glauben und Liebe, schuldig machen. Das Bröcklein Brod hier erinnert mich an das Wort Jesu, womit Er weise Sparsamkeit empfiehlt: „Sammelt die Bröcklein, damit sie nicht verloren gehen.“ Sogar die Brosämlein auf dem Tische predigen mir die große Lehre von einer allvergeltenden Gerechtigkeit — sie erinnern an den unbarmherzigen Reichen, der dem schwachtenden Armen nicht einmal ein Brosämlein zukommen ließ, und deshalb in der andern Welt vergebens um ein Wassertropflein flehte.“

Eustachius hatte ihr mit Beifall zugehört. „Ja, es ist wahr,“ sagte er, „die Lehre Jesu ist in jeder Hinsicht unübertrefflich, im Großen wie im

Kleinen; Seine Gleichnisse sind so göttlich erhaben, als menschlich schön. Er macht die ganze Natur zu uns sprechen; den kleinsten Dingen öffnet Er gleichsam die Lippen, daß sie uns heilsame Lehren verkünden. Ein Kind kann, so viel für sein zartes Alter nöthig ist, davon verstehen und ein Mann findet sein ganzes Leben lang genug, darüber zu denken. Möchten wir die Natur mit dem Blicke Jesu anschauen lernen; möchten wir, Seinen Fingerzeigen zufolge, ihre Lehren vernehmen, und an uns Früchte bringen lassen fürs ewige Leben!"

Jetzt, da Eustachius schwieg, näherten die zwei tapfern Krieger Akazius und Antiochus, die schon einige Zeit unbemerkt in einer kleinen Entfernung standen, sich der Gesellschaft. Sie hatten erst diesen Morgen mit unbefchreiblicher Freude vernommen, daß die Gemahlin und die Söhne ihres Feldherrn, die als todt betrauert wurden, noch am Leben seyen, und wieder gefunden worden; die treuen Diener waren deßhalb gekommen, ihnen diese Freude zu bezeigen. Allein die ehrlichen, gutherzigen Männer konnten vor Freude kaum reden, und die hellen Thränen tröpfelten über ihre rauen Bärte. Theopista bot ihnen freundlich die Hand, und Agapius und Theopistus umarmten sie. Akazius sprach: „So schmerzlich ich über den vermeinten Tod unsrer edlen Frau und ihrer geliebten Söhne weinen mußte; so süße Thränen weine

ich jetzt, da ich alle drei wieder lebend vor mir stehen sehe.“ Antiochus sagte: „Mir ist es nicht anders, als wären sie wirklich vom Tode auferstanden. Ja, ich denke, die Seligkeit, die an diesem glücklichen Morgen und in diesem freundlichen Garten mein Herz erfüllt, reiche beinahe an die Seligkeit, die Magdalena am Auferstehungsmorgen in jenem Garten empfinden mußte, als der Auferstandene lebend vor ihr stand. Wahrhaftig, die Freude an dem allgemeinen Auferstehungstage wird unaussprechlich groß seyn!“

Eustachius sprach hierauf: „Es ist jetzt Zeit, daß ich mich in dem Lager zeige. Ihr, meine Söhne, begleitet mich. Du, meine Gemahlin bleibe bei deiner geliebten Freundin, bis wir wieder kommen.“ Als er sich, in Mitte seiner zwei Söhne und von den beiden alten Kriegern begleitet, dem Kriegslager näherte, kam alles darin in Bewegung. Es entstand ein freudiges Getümmel und eine anscheinend große Verwirrung; allein in einigen Augenblicken stand das ganze Heer in großer Ordnung da. Die Soldaten begrüßten ihren Feldherrn und seine zwei Söhne mit lautem Freudenruf, der den Jubel der Trompeten überstimmte. Alle wünschten dem trefflichen Vater und den edlen Söhnen Glück, und mancher ehrliche Krieger sprach: „Wenn unser Feldherr seine Söhne, die er vor allen jungen Kriegern auszeichnete, schon früher gekannt

hätte, so könnte man denken, die väterliche Barmherzigkeit hätte doch immer einigen Antheil an ihrer Erhebung gehabt. Allein jetzt müssen Offiziere und Soldaten einstimmig bekennen, daß er die Person nicht ansah, sondern bloß der Tapferkeit und dem Edelmuthe der jungen Helden Gerechtigkeit widerfahren ließ. O welche Freude für den Vater, in den unbekannten Jünglingen, die er für die vorzüglichsten im ganzen Heere erklärte, nun seine Söhne zu erkennen!"

Eustachius gab dem Kriegsheere auf den Abend ein Freudenfest; am folgenden Morgen aber brach er mit dem Heere auf. Er ritt an der Spitze seiner Legion; seine Gemahlin aber, in einem prächtigen Reisewagen sitzend, und von ihren zwei Söhnen zu Pferde begleitet, folgte dem Zuge.

---

## **Zwanzigstes Kapitel.**

„Seh treu bis in den Tod, so werde Ich dir die Krone des Lebens geben.“

Eustachius war nunmehr wieder so glücklich, als es sich ein Mensch auf Erden nur immer wünschen kann. Er hatte mächtige Feinde besiegt, und wurde überall als Sieger mit frohem Jubel begrüßt; er

hatte seine geliebte Gemahlin wieder gefunden, und in den edelsten Jünglingen unter dem Heere, mit unaussprechlicher Vaterfreude, unerwartet seine verlorenen zwei Söhne erkannt; er war auf dem Wege nach Rom, wo das erfreute Römervolk schon Anstalten traf, ihn im Triumphe aufzunehmen.

Wenn diese Geschichte nur erfunden wäre, den Leser zu vergnügen, so müßte sie mit diesem triumphirenden Einzuge nothwendig schließen; allein um der Wahrheit getreu zu bleiben, darf eine Begebenheit nicht verschwiegen werden, über die zwar jedes fühlende Herz die tiefste Betrübniß empfinden muß, die aber in den Augen des wahren Christen groß und herrlich ist, und bei allen traurigen Empfindungen, die sie erregt, zugleich hohen Trost gewährt. Anstatt des Lorbeerkranzes, womit der Kaiser den edlen Krieger krönen wollte, wartete seiner noch eine herrlichere Siegeskrone.

Ehe Eustachius in Rom ankam, starb Kaiser Trajan. Adrian, ein naher Anverwandter und angenommener Sohn des verstorbenen Kaisers, gelangte zur Regierung. Dieser neue Kaiser war ein sehr heftiger Anhänger der heidnischen Vielgötterei, und die Lehre der Christen, es sey nur Ein Gott, war ihm höchst verhaßt. Ueberdies war er noch sonst sehr abergläubisch, der Sterndeuterei und Wahrsagerei ergeben, und von finsterrer, grausamer Gemüthsart. Eine besondere An-

gelegenheit machte er sich daraus, den Ruhm seines Vorfahrers und Wohlthäters Trajan zu verdunkeln, und wo es nur immer anging, eine ganz entgegengesetzte Regierungsart einzuführen. Er ließ daher auch die Christen aufs Neue mit großer Wuth verfolgen.

Kaiser Trajan hatte die Christen früherhin zwar auch grausam verfolgen lassen. Unzählige wurden auf eine schauerliche, schmerzvolle Art hingerichtet. Unter Andern wurde Ignazius, Bischof zu Antiochia, ein Jünger des heiligen Apostels Johannes, auf Trajans Befehl nach Rom gebracht, und dort den wilden Thieren vorgeworfen, die ihn auch sogleich auffraßen, und nur mehr einige Gebeine von ihm übrig ließen.

Mein späterhin hat Kaiser Trajan, wie es scheint, eine bessere Meinung von den Christen gefaßt. Die günstigen Berichte der Statthalter und Landpfleger mögen vieles dazu beigetragen haben. Es ist noch ein Brief des berühmten Plinius, Statthalters in Bythinien, auf unsere Zeiten gekommen, in dem ein sehr rühmliches Zeugniß für die Christen enthalten ist. Plinius sagt darin, daß er sowohl von denen, die aus Furcht der Todesstrafe den christlichen Glauben verließen, als von denen, die auf der Folter ihrem Glauben getreu blieben, nichts habe heraus bringen können, als daß sie an einem bestimmten Tage der Woche sich vor



Sonnenaufgang versammelten, ihrem Christus, den sie als einen Gott verehren, einen Lobgesang anstimmten, und dann feierlich angelobten, nichts Böses zu thun, keinen Diebstahl, Raub oder Ehebruch zu begehen, ihr gegebenes Wort heilig zu halten, und anvertrautes Gut, sobald es verlangt werde, getreulich wieder zurückzustellen; darauf seyen sie aus einander gegangen, hätten sich aber an diesem Tage noch einmal zu einer gemeinschaftlichen Mahlzeit, jedoch in aller Ehrbarkeit und Unschuld versammelt; aber auch dieses hätten sie unterlassen, sobald auf Befehl des Kaisers alle Versammlungen dieser Art verboten worden.

Kaiser Trajan milderte, wie wir auch aus seiner Antwort an Plinius ersehen, die Verfolgung der Christen. Er hob zwar, vielleicht bloß aus Staatsklugheit, die Todesstrafe nicht gänzlich auf; allein er verbot, von nun an die Christen aufzusuchen, oder auszuforschen, wer ein Christ sey, oder sogleich auf jede Anklage zu achten. Wenn es ihm auch bekannt war, dieser oder jener sey ein Christ, so that er nicht dergleichen, als wüßte er's, und wie es scheint, war es ihm sehr lieb, wenn die Sache nicht weiter zur Sprache kam. Die Verfolgungen hörten beinahe ganz auf. Kaiser Adrian aber, der in der Folge sogar an den Stellen, wo Jesus Christus geboren wurde, wo Er am Kreuze starb, und wo Er auferstand, Götzenbilder errich-

ten ließ, legte sogleich bei dem Antritte seiner Regierung seinen Haß gegen die Christen an den Tag. Das Feuer der Verfolgungen, das beinahe erloschen war, loderte aufs Neue empor. Viele Christen wurden gefoltert, und aufs grausamste ermordet. Es erscholl wieder, wie früherhin, das furchtbare Geschrei des wüthenden Heidenvolkes: „Werft die Christen den Löwen vor!“

Als Eustachius zu Rom ankam, nahm Kaiser Adrian den siegreichen Feldherrn sehr gütig auf, lobte ihn wegen der überreichten Siegeszeichen, versicherte ihn seiner Gnade und überhäufte ihn mit Geschenken. Der Kaiser ordnete hierauf ein Siegesfest an, und stand an dem dazu bestimmten Tage wirklich schon bereit, sich mit großer Pracht und zahlreichem Gefolge in den Tempel zu begeben, und seinen Göttern ein feierliches Opfer zu entrichten. Eustachius sollte ihn begleiten, um dort an den Altären der heidnischen Götter Weihrauch in die Blut zu streuen, und dann aus der Hand des Kaisers den Lorbeerkranz zu erhalten. Allein Eustachius weigerte sich, den Kaiser dahin zu begleiten, und die Schwelle des Tempels zu betreten.

„Wie?“ rief der Kaiser entrüstet, „den vaterländischen Göttern willst du für deine Siege kein Opfer darbringen? Du glaubst ihnen keinen Dank schuldig zu seyn, daß sie dir deine Gemahlin und deine Söhne wieder gesund und unverlegt zuführten?“

Eustachius antwortete freimüthig und furchtlos: „Mein Kaiser! ich bin ein Christ. Der Gott, den wir Christen anbeten, verlieh mir durch Seinen Sohn Jesus Christus den Sieg; Er gab mir meine Gemahlin und meine Söhne wieder zurück. Ihm allein bin ich Dankopfer schuldig. Niemals werde ich deine Götter anbeten; sie sind nur eitle Traum-  
bilder menschlicher Einbildungskraft, oder leblose Götzen von Menschenhand aus Stein oder Erz gebildet. Ich bete den wahrhaftigen und lebendigen Gott allein an, der Himmel und Erde geschaffen, und Seinen eingebornen Sohn in die Welt geschickt hat, die Menschen von Irrthum und Sünde, Elend und Tod zu erlösen.“

Der Kaiser glühte vor Zorn; so aufgebracht er aber war, so hielt er sich noch zurück und stellte sich freundlich. Er mochte es für unschicklich, ja zur Zeit noch für gefährlich halten, den rühmlichen Sieger schmachvollen Strafen zu unterwerfen. Er wollte erst versuchen, was Schmeicheleien und Versprechungen über ihn vermöchten. Er bot seine ganze Veredsamkeit auf; allein Eustachius blieb unbeweglich. Der Kaiser entließ ihn ohne ein besonderes Zeichen seiner Ungnade; er verabredete aber heimlich mit einigen vornehmen Römern und Römerinnen, die mit Eustachius und Theopista aufgewachsen waren, sie sollten es dahin zu bringen suchen, daß Theopista und ihre Söhne den gelieb-

ten Gemahl und Vater, mit Thränen in den Augen und auf ihren Knien, bitten und bethen, sich durch seinen unbeugsamen Sinn nicht dem Bothe des Kaisers auszusetzen, sondern den Göttern zu opfern.

Die fromme Gemahlin und die edlen Söhne schanderten vor einem solchen Antrage, der jedem besonders gemacht wurde, einmüthig zurück; alle waren fest entschlossen, lieber zu sterben, als Gott und Jesum Christum zu verläugnen. Ohne daß Eines um das Andere wußte, kamen sie bei Eustachius zusammen und erzählten ihm, was vorgegangen war. Vater, Mutter und Söhne bekräftigten einander in dem Entschlusse, zu sterben; denn sie waren nunmehr überzeugt, daß Gott sie deshalb wieder lebend zusammen geführt habe, um einander zu ermuntern, Gott und ihren Erlöser durch ihren Tod zu verherrlichen.

Als der Kaiser sah, der Weg der Güte, alle Schmeicheleien und Versprechungen, alle Reize, die Ehre, Reichthum und Wollust für gewöhnliche Menschen haben, seyen hier vergebens angebracht, versuchte er es, den Eustachius und seine Familie durch Drohungen zu schrecken. Er ließ den Eustachius rufen, und sprach zu ihm: „Wie ich höre, hast du dich noch nicht eines Bessern besonnen; auch deine Gemahlin und deine Söhne sollen, wie man sagt, so halsstarrig seyn, wie du. Gehorche meinen Befehlen, oder ich werde dich nebst Weib und

Kindern dem Richter übergeben, und dem Gerichte seinen Lauf lassen. Rechne darauf, es wartet dann auf euch alle ein gräßlicher Tod.“

Eustachius sprach: „Lieber Kaiser, ich bin bereit, dir in Allem, was recht und billig ist, zu gehorchen; mit Freuden will ich für das Wohl des Römervolkes, wie ich das schon öfter gethan habe, mein Blut vergießen. Allein gegen mein Gewissen kann ich nicht handeln; darüber hat Niemand zu gebieten, als Gott allein, — und Gott muß man mehr gehorchen als den Menschen.“

Der Kaiser forderte ihm im größten Zorn die Ehrenzeichen der Feldherrnwürde ab, befahl der Wache, ihn in das Gefängniß zu führen, und auch Theopisten und die beiden Söhne gefangen zu nehmen. Sie wurden vor Gericht gestellt. Eustachius, seine Gemahlin und seine Söhne legten mit aller Freimüthigkeit das gute Bekenntniß ab, sie seyen Christen und wollten als Christen leben und sterben. Sie wurden verurtheilt, auf dem öffentlichen Schauplatze den wilden Thieren vorgeworfen zu werden.

Der Schauplatz war ein ungeheurer großer runder Platz, der mit Sand bestreut war; steinerne Bänke, eine immer höher als die andere, zogen sich in weiten Kreisen umher, und erhoben sich, geräumig genug Hunderttausende von Menschen zu fassen, fast bis an die Wolken. Der schreckliche Tag brach an. Eine unzählige Menge von Menschen

erfüllte die steinernen Sitze von unten bis oben, um da, außer Gefahr, dem schrecklichen Schauspiele zuzusehen. Der edle Feldherr Eustachius, seine Gemahlin und seine Söhne wurden unter einer Bedeckung von Soldaten gebracht. Die Gerichtsdiener stellten sie in die Mitte des Schauplatzes, und entfernten sich. Die heldenmüthigen Seelen aber freuten sich, auf eben dem Platze, wo einst Ignazius unter den Zähnen wilder Thiere blutete, die Märtyrerkrone zu erlangen. Wohl mochten sie seines schönen, sinnvollen Wortes gedenken: „Ich bin ein Getreide Gottes; ich muß von den Zähnen wilder Thiere zermalmt werden, um als ein reines Brod Christi erfunden zu werden.“

Das rohe Heidenvolk forderte mit furchtbarem Geschrei und tobendem Ungeßtum, man solle die wilden Thiere loslassen. Es war diesem Volke eine schauerliche Lust, es mit Augen anzusehen, wie schuldlose Menschen von wilden Thieren zerfleischt und verschlungen wurden! Die Fallen der Thierbehältnisse wurden aufgezo- gen; vier furchtbare Löwen stürzten hervor. Allein sie thaten den Heiligen nichts zu leid; sie schmiegt sich vielmehr, wie sanfte Lämmer zu ihren Füßen. Das Volk ging unzufrieden und murrend auseinander. Diese Menschen erkannten es nicht, daß sie grausamer seyen, als die wilden Thiere.

Der Kaiser war über diesen Ausgang sehr unwillig; Eustachius und seine Leidensgefährten wur-

den zu einer andern noch gräßlicheren Todesart verurtheilt. Sie sollten in einem ungeheuren, ehernen Ofen, der nach einer bekannten grausamen Erfindung, von außen die Gestalt eines wilden Stieres hatte, verbrannt werden. Schon Abends zuvor wurden mehrere Klasten Holz herbeigeführt, und der Ofen untergeschürt, um ihn glühend zu machen. Eine unzählige Menge Volkes versammelte sich am folgenden Morgen, so nahe, als es die Hitze gestattete, um den glühenden, ehernen Stier. Die Märtyrer wurden gebracht, um durch eine Seitenthüre in den Ofen geworfen und darin verschlossen zu werden. Eustachius blieb in der Nähe des glühenden Ofens stehen, erhob Augen und Hände zum Himmel, und betete mit lauter Stimme, und seine Söhne und ihre Mutter beteten in der Tiefe ihres Herzens mit ihm: „Allmächtiger Gott, Herr Himmels und der Erde! Erhöre unser Flehen, und verleihe uns, Deinen Dienern, daß wir, durch das Feuer ausgeglüht und bewährt, des Erbtheiles Deiner Heiligen theilhaftig werden mögen. Du hast uns den Glanz, den wir vormals in dieser Welt hatten, auf kurze Zeit wieder zurück gegeben; gieb uns anstatt dieser eiteln, schnell vorübergehenden Ehre nunmehr jene Herrlichkeit, die kein Ende mehr nimmt. Sieh, wir opfern uns Dir willig und freudig auf. Das Feuer lobet bereits, Dir ein Brandopfer zu bereiten. Vater, Mutter und Söhne stehen als Opfer bereit. Laß Dir dieses

Opfer gefallen, diejenigen aber beschämt werden, die sich Dir widersetzen. Dein nie genug gepriesener Name werde durch uns, Deine geringen Diener, verherrlicht. Ja, verschmähe dieses Opfer nicht, wie du das Opfer Abels, das Opfer Abrahams und das Blut des ersten Märtyrers Stephanus nicht verschmäht hast. Verleih' uns und allen, die nach uns noch künftig den nämlichen Leidensweg gehen werden, Heil und Erlösung von allen Uebeln, die uns in diesem Jammerthale der Erde beschweren, und nimm uns alle auf in Dein Reich!"

Nach diesem Gebete vernahmen alle in ihrem Herzen, daß Gott dazu Amen sage; und wohl alle Heiligen und Engel im Himmel wiederholten das Amen jubelnd und frohlockend.

Eustachius, seine Gemahlin und seine Söhne wurden in den Ofen geworfen, und waren wohl augenblicklich des Todes. Ihre Geister wurden in den Himmel versetzt; ihre Leiber aber fand man, da nach drei Tagen der Ofen geöffnet wurde, von dem Feuer nicht zerstört, ja wie die Sage will, unverseht. Fromme Christen bestatteten sie zur Erde.

Das Andenken der heiligen Märtyrer Eustachius, Theopista, Agapinus und Theopistus blieb unter den Christen im Segen; ja um ihr Andenken auch den Christen künftiger Zeiten unvergeßlich zu machen, wurden ihre Namen in das Gedächtnißbuch aller heiligen Märtyrer eingetragen,



und der Tag ihres Todes, der zwanzigste Tag des Herbstmonats, zu ihrem Gedächtnistage bestimmt.

Nachdem die Verfolgung der Christen, die noch zwei Jahrhunderte währte, endlich aufgehört hatte, erbaute man in der Gegend von Tibur, jetzt Tivoli genannt, an eben der Stelle, wo Eustachius einst auf der Jagd die himmlische Erscheinung gesehen hatte, eine Kapelle; über dem Grabe, in dem die Gebeine des heiligen Eustachius, seiner Gemahlin und seiner zwei Söhne ruhen, wurde eine Kirche erbauet. Diese alte und herrliche Kirche steht in Rom noch. Zum Andenken an die Wohlthätigkeit des heiligen Eustachius, die der Anfang seiner Bekehrung war und ihm Gottes Wohlgefallen erwarb, werden in dieser Kirche von dem Römischen Volke jährlich reichliche Almosen dargebracht, und dann unter die Hausarmen ausgetheilt. Die Vertheilung der milden Gaben wird mit folgendem Gebete beschlossen:

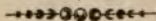
„Verleihe, o Gott, Deinen Dienern, die dem Beispiele des seligen Eustachius nachahmen, und die Armen Deiner Kirche auf Erden durch milde Gaben erfreuen, Gewährung ihrer Bitten, damit sie mit ihm und seinen Leidensgenossen sich bei Dir in der Herrlichkeit des Himmels ewig erfreuen mögen; durch Jesum Christum, Deinen Sohn, unsern Herrn! Amen.“



# Inhalt.

---

Eustachius.



- 76772037







